PFORZHEIM'S VORZEIT.

DARSTELLUNGEN UND ERZÄHLUNGEN
AUS DER
GESCHICHTE PFORZHEIM'S
UND SEINER
UMGEBUNGEN

VON GEORG AUGUST LOTTHAMMER.

Pforzheim,
gedruckt bei K. F. Katz.

1835.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 1. *SAMSTAG DEN 3. JANUAR.* *1835.*

AN DIE LESER.

Wir glauben, dem lesenden Publikum mit der Erscheinung unseres Blattes einige nähere Erklärungen schuldig zu seyn. Die Gründe, welche uns bewogen haben, diese wöchentliche Schrift erscheinen zu lassen, haben wir schon in der Anzeige im Beobachter gehörig auseinandergesetzt. Hier seyen nur noch einige Worte über die nähere Form, in der unsere Aufsätze erscheinen werden, kurz beigefügt.

Die Tendenz, die wir in diesen Blättern zu verfolgen bemüht sind, ist: den Bürger und den Landmann über die Geschichte Pforzheim's und der Umgegend so viel als möglich, aufzuklären. Solch eine Geschichte darf aber naturlicher Weise nicht in der Sprache der Gelehrten abgefaßt seyn, wenn sie ihren Zweck nicht verfehlen soll. Styl und Erzählungsweise müssen so gehalten seyn, daß sie für Niemand unverständlich und dunkel seyen. Wenn deßwegen der wissenschaftliche Kenner der Geschichte, der unsere Blätter liest, sie unbefriedigt aus der Hand legen wird, so möge er doch bedenken, daß sie nicht für den gelehrten Gechichtskundigen geschrieben sind, sondern nur für dasjenige Publikum, das manches noch gerne lernen möchte.

Ebenso müssen wir dem antworten, der in dem ganzen Unternehmen nur eine spießbürgerliche, reichsstädtische Eitelkeit zu finden bemüht ist.

Besteht denn die ganze Weltgeschichte in etwas anderem, als in der vernünftigen Zusammenstellung und Erzählung der in einandergreifenden Einzelgeschichten? Oder giebt es überhaupt in der Weltgeschichte Punkte, die, seyen sie auch durch ihre enge Begrenzung beinahe gänzlich aus dem Auge zurückgetreten, deßwegen uninteressant oder gar lächerlich werden? So lange Menschen handeln, so lange giebt es eine Geschichte, sey es nun die Geschichte des römischen Weltstaates, oder seyen es bescheidene Darstellungen der speziellsten Begebenheiten eines kleinen Städtchens. Auch das kleinste und unbedeutendste Faktum knüpft sich immer an einen größern Lichtpunkt in der Weltgeschichte an, und gerade die Darstellung, wie solch kleine Ereignisse oft in‘s große Rad der Zeit eingegriffen haben, ist die getreueste Geschichte der Menschheit.

Zudem verweisen wir Jeden, dem unser kleines Unternehmen lächerlich scheint, auf unser Motto, welches allein schon uns entschuldigen könnte.

Unserm Versprechen gemäß sind die Aufsätze eingetheilt in rein historische, welche immer den Haupttheil des Blattes einnehmen werden, und kleine Erzählungen, entnommen aus der Geschichte Pforzheim's und der Umgebungen. Dem Hauptinhalte der novellenartigen Aufsätze werden immer Data aus der reinen Geschichte zu Grunde liegen.

Ebenso verhält es sich mit den Gedichten, welche wir von Zeit zu Zeit einrücken werden.

Jeder Aufsatz, welcher dem angezeigten Zwecke unseres Blattes nicht ganz entgegen ist, wird mit innigem Danke angenommen werden, ebenso wird die Redaktion jede mündliche Mittheilung, die zur Aufklärung in der Geschichte Pforzheim's beitragen könnte, getreulich benützen.

Zugleich machen wir das hiesige Publikum darauf aufmerksam, daß manchmal in alten Bibeln oder Gebetbüchern, so wie in alten Kaufbriefen oder sonstigen Alten vieles Schätzbare, z. B. Geschlechtsregister von einzelnen Familien, gefunden werden; Mittheilungen solcher Art, schriftlich oder mündlich, werden uns sehr verbinden.

Ebenso möchten wir die Ortsvorgesetzten der umliegenden Dörfer um gütige Mittheilungen ansprechen.

Wer Zweifel über einzelne erzählte Fakta, über die Richtigkeit der Namen, der Zahlen oder Personen hegen möchte, wird gebeten, sie uns gütigst wissen zu lassen, denn oft ist eine einfache Aussage mehr werth, als alle gelehrten Forschungen.

Somit übergeben wir unsern lieben Mitbürgern diese Blätter, die gerne kein größeres Publikum finden möchten, und die schon hinlänglich zufrieden sind, wenn nur die Nachkommen der Väter, deren Geschichte sie erzählten, ihnen einigen Beifall zu schenken geneigt sind.

Die Redaktion.

PFORZHEIM AM SCHLUSSE DES 17TEN JAHRHUNDERTS[1].

Vorbemerkung. In den meisten Schriften und Akten der damaligen Zeit ist die Zeitrechnung noch die des julianischen Kalenders. Um Irrungen zu verhüten, ist im Text der alte Styl beibehalten, und der neue in der Klammer angegeben.

1. Vom Oktober 1683 – 11. (21.) Januar 1689. Erster Brand.

Nachdem bereits manche Gegend im Jahr 1688 unter den Plünderungen und Brandschatzungen der französischen Streif-Corps geseufzt, begannen endlich gegen Ende Septembers die Franzosen auch auf dem rechten Rheinufer sich zu verbreiten. Den 21. Septbr. (1. Okt.) fieng die Belagerung Philippsburgs an unter Bouffleur und la Bretèche. Noch war Philippsburg nicht gefallen, als Marschall Duras den 14. (24.) Oktober Heidelberg, den 21. (1. November) Mannheim und den 8. (18.) November Frankenthal besetzte.

Die Belagerung Philippsburgs war der Anfang der langen Leiden, die Pforzheim trafen. Es wurde schon mit harten Fruchtlieferungen gedrückt, die indessen mehr einzelne Bürger, als die Bürgerschaft überhaupt trafen[2]. Aber allmählig rückte die Gefahr der Markgrafschaft näher. Die Herrschaft ließ schon seit dem 14. Oktober alle Früchte von den Dörfern einholen, wozu aus der ganzen Umgegend die Fuhren requirirt wurden. Am nämlichen Tage kam ein Befehl hierher, sich bei der nahenden Kriegsgefahr ruhig zu verhalten. Es mußte beständig eine ziemliche Anzahl Pferde bereit stehen. An den Thoren war strenge Wachsamkeit. Kein Bürger durfte ohne Anzeige und erhaltene Erlaubniß die Stadt verlassen.

---

[1] Quellen dieser Erzählung sind die Stadtrathsprotokolle und Bürgermeisterrechnungen von den Jahren 1688 und folgende. Die Stellen einzeln anzugeben, würde zu weit führen. Wo andere Quellen benutzt sind, werden solche angegeben.

[2] Nicht weniger denn 210 Malter nur an Hafer blieben mit der Bezahlung im Rückstand.

Endlich näherte sich den 10. (20.) Oktober eine starke Abtheilung französischer Truppen unter den Generalen Montclar und de Fequier der Stadt. Trotz dem Widerspruche vieler Bürger siegte endlich, da man freilich noch keine Ahnung davon hatte, was der Stadt durch diese Gäste würde bereitet werden, die Furchtsamkeit des Stadtraths, und die Franzosen wurden eingelassen[3]. Da der Befehlshaber den Unwillen der Bürger merkte, versicherte er aufs Höchste, daß ihnen nicht das geringste Unrecht geschehen solle: sie seyen ja Freunde und wollten die Bürger auch als Freunde, nicht als Feinde behandeln. Es wurde auch Anfangs ziemlich Ordnung gehalten; Billetschreiber wurden ernannt und die Soldaten regelmäßig einquartiert. Alles dies war aber nicht vermögend, die Unzufriedenheit zu beschwichtigen, besonders, da die Vorstädte[4] von Einquartierung befreit und bewegen die Einwohner der eigentlichen Stadt bei der starken Truppenzahl (es mögen mehrere Tausende gewesen seyn) allzusehr gedrückt waren. Dieser Druck vermehrte sich noch bedeutend durch die seit dem November beginnenden Verationen. Zwar verließ der rohe de Frequier bald die Stadt und zog nach Franken, wo er überall brandschatzte und zerstörte. Ihm folgte als Commandant Charmazel, der aber, wie die Erfahrung lehrte, seinen Instruktionen gemäß, nicht anders verfuhr, als sein Vorgänger. Kein Bürger durfte ohne ausdrückliche Erlaubniß die Stadt verlassen, noch weniger Mobilien ec. außerhalb der Stadt verkaufen, wodurch sich viele Bürger in ihrer Geldnoth hatten helfen wollen[5]. Die anfängliche Zucht der Truppen hatte bereits aufgehört, und dies, verbunden mit den drückenden Schanzarbeiten der Bürger, ließ die größte Unordnung fürchten. Die Franzosen beschloßen nämlich, hier ihr Winterquartier zu nehmen, und suchten daher die Stadt so gut als möglich in Vertheidigungsstand zu setzen. Da der Strich zwischen der Ober- und Nonnenmühle, die schwächste Stelle der alten Befestigungen war, so sollte sie durch Wälle und Pallisaden gedeckt werden. Die Bürger mußten nicht allein das nöthige Holz herbeischaffen, sondern auch dabei „Handdienste“ thun. Dies reizte sie noch mehr; sie hatten von jeher sich eifrig vor allem bewahrt, was mit Leibeigenschaftsdiensten nur entfernte Aehnlichkeit hatte.

Die Pforzheimer lebten und webten so zu sagen, in ihren Privilegien, und wachten mit einer Aengstlichkeit über der Aufrechthaltung derselben, die späterhin unruhige Auftritte veranlaßte. Um so widriger war ihnen die Schanzarbeit für Fremde, Feinde. Viele Bürger hatten sich bereits verabredet, wenn der Druck nicht nachlasse, oder wenigstens die Zahl der einquartierten Truppen vermindert werde, die Stadt, wenn auch mit Gewalt, zu verlassen; und die Franzosen drohten, die Stadt zu plündern und niederzubrennen, sobald ein Bürger zu entrinnen versuche. In dieser Noth beschloß der Stadtrath den 29. Nov. (9. Dec.) der Regierung die Lage der Dinge vorzutragen, und bei derselben, wie beim Commandanten, um Verminderung der Einquartierung einzukommen. Allein es half nichts; die Regierung konnte nichts thun, und der Commandant beachtete es nicht, obgleich auf Befehl des Markgrafen von Seiten des Stadtraths alles aufgeboten wurde, um die Commandanten in guter Stimmung zu erhalten. Den 11. (21.) Januar folgenden Jahres 1689 , sey es nun unter dem Vorwande, daß Bürger gegen das Verbot die Stadt verlassen hätten, oder aus Muthwillen, oder um die Bürger

[3] Ein Bürger, Johann Ungerer, der nachher einigen Mitgliedern des Stadt-Raths deßwegen den Vorwurf der Feigheit machte, sollte gestraft werden.
General Montclar nahm seinen Sitz im Schlosse; de Frequier als Commandant in dem von Menzingischen (jetzigen Kummerischen) Hause auf dem Markte; die übrigen höhern Offiziere suchten sich andere schöne Hauser in der Stadt aus: Marquis de l’Ancre, Oberstlieutenant la Rode, Vicecommandant unter de Frequier, Major Crozel ec; die Hauptwache war in der Herberg zur Höllen von Otto Beckh (jetzige Breidtsche Bierwirthschaft.)

[4] Sie mußten jedoch ihren Beitrag in Geld geben.

[5] Die vorfallenden Schikanen fielen oft ins Kleinliche und schienen auf Erbitterung berechnet zu seyn, so mußte z. B. der Thorwächter im Schlosse dem Pferde des Generals Montclar einen Schoppen Branntwein geben, wofür der Kostenzettel von 10 kr. der Stadtkasse zugewiesen werden mußte! Bürgermeisterrechnung von 1688. Fol. 124 .a.

durch solche Maaßregeln einzuschüchtern, — brannten die Franzosen einen Theil der Stadt nieder, (darunter auch das Kaufhaus), obgleich die Bürger kurz vorher bedeutende Brandschatzungen hatten zahlen müssen.

2. Vom ersten bis zum zweiten Brande, 11. (21.) Januar. 5. (15.) August 1689.

Dies war indessen nur das Vorspiel. Und doch war die Gemeinde an sich sowohl, als auch die einzelnen Bürger schon so in Noth gerathen, daß von den 14,117 fl., welche die Stadt für das Jahr 1688 einzunehmen hatte, nicht weniger als 12,264 fl. und im Jahr 1689 12,500 fl. im Rückstande blieben. Die Einkünfte hörten zum Theil ganz auf; der vierte Theil des Pfundzolles (Accises) den die Stadt anzusprechen hatte, und der im Monat August noch 31 fl. 50 kr. betragen, warf im Oktober noch 9 fl. 30 kr., und im November nur 5 fl. 50 kr. ab. Im folgenden Jahre 1689 fiel in Folge der durch die Franzosen erzwungenen Sperre bis zum August gar kein Pfundzoll mehr. Handel und Gewerbe lagen darnieder, die Märkte konnten oft gar nicht gehalten werden, und der Ertrag des Feldbaues, des hauptsächlichsten Nahrungszweiges der hiesigen Einwohner in jener Zeit — so schlecht auch der Feldbau beschaffen war —, gieng durch Einquartierungen, Fourageure u. s. w. zu Grunde, und der geringe Erlös, der der Stadtkasse noch durch Verkauf von Holz u. s. w. zukam, mußte für die einquartierten Truppen zu Holz, Bau von Wachthäusern, Lieferungen von Heu ec. und Unterstützung armer Bürger verwendet werden.

Auch die Umliegenden Orte wurden hart geplagt, zum Theil völlig geplündert. Dadurch gieng auch ein bdeutender Theil des hiesigen Stadtarchivs verloren. Dies war bei wachsender Gefahr nach Liebeneck gebracht worden; aber vieles von demselben wurde von den Franzosen, die davon Nachricht erhielten, und vermuthlich Geld dort zu finden glaubten, zerrissen und umhergestreut. Es finden sich noch Rechnungen der Personen vor, die mit der Sammlung der im Walde umherliegenden Bücher und Urkunden beauftragt waren. Nur die Huchenfelder blieben von der Plünderung befreit. Sie hieben eine bedeutende Anzahl Bäume um und versperrten durch diese Verhaue den Fourageurs und Marodeurs, die den ganzen Hagenschieß durchstreiften, den Weg.

Pforzheim selbst blieb auch nach dem ersten Brande bis in den Sommer von den Franzosen besetzt unter dem Befehle des Duc de Bellefont. Die Quälereien und Leiden der Bürger nahmen zu. Außer jenen Brandschatzungen, welche die Stadt vor dem Brande hatte zahlen müssen, wurden nun noch größere Summen eingefordert; die Winterquartiergelder, die trotz der harten Einquartierung bezahlt werden mußten, stiegen noch höher; die damals noch sehr kleine Markgrafschaft Baden-Durlach allein mußte 24,000fl. Brandschatzungs- und 45,000 fl. Winterquartiergelder zahlen, woran Pforzheim, damals die größte und bedeutendste Stadt der alten Markgrafschaft, das meiste beischaffen mußte. Wie schwer und drückend diese Kriegsgelder den Bürgern waren, läßt sich daraus abnehmen, daß den 18. (28.) April, um die Kriegsgelder einziehen zu können, alle Thore der Stadt gesperrt werden mußten.

Im Laufe des Sommers zogen diese Truppen wieder ab, nachdem sie die Stadt in eine solche Noth gebracht hatten, die es kaum für möglich halten läßt, wie die Bürger im Stande waren, die kommenden noch größeren Leiden zu tragen. Der Wohlstand der Stadt war ohnehin nicht sehr groß; er blutete noch von den Wunden, die ihm der 30jährige Krieg geschlagen. Viele Familien lebten noch von dieser Zeit her in tiefer Armuth. Die Gemeinde selbst hatte im Laufe desselben viele Schulden machen müssen, während ihre eigenen Ausstände verloren giengen.

(Fortsetzung folgt.)

SITTEN UND GEBRÄUCHE FRÜHERER JAHRHUNDERTE.

Die Gerichts- und Rathsverwadten der guten alten Zeit tranken gerne, was gut war. Bekannt ist des Kanzlers Achtsynit Stiftung von 100 fl., wovon die Zinsen (5 fl.) jährlich am Tage der Bürgermeister-Wahl vertrunken werden sollten. Dafür wurde im Jahre 1688 verzehrt: vier Maas spanischen Wein, die Maas zu 1 fl. 4 kr.; ferner Mastir für 12 kr. und Semmel für eben so viel. In Jahren, wo wegen unterbliebener Bürgermeister-Wahl auch kein Stiftungswein vertrunken wurde, ist dies in den städtischen Rechnungen, als etwas Wichtiges, getreulich bemerkt.

Unter Verantwortlichkeit von G Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 2. *SAMSTAG DEN 10. JANUAR.* *1835.*

PFORZHEIM AM SCHLUSSE DES 17TEN JAHRHUNDERTS.

2. VOM ERSTEN BIS ZUM ZWEITEN BRANDE. 11. (21.) JANUAR. 5. (15.) AUGUST 1689.

(FORTSETZUNG.)

Den 24. Juli (3. August) 1689 zog eine neue französische Heeresabtheilung bei Philippsburg unter General Duras über den Rhein, verbreitete sich schnell am ganzen Strome, berennte, wiewohl vergeblich, Heidelberg, brannte aber Bruchsal und Bretten nieder. Ein Theil dieses Corps zog den 3. (13.) August vor Durlach; ein anderer hatte sich einige Tage früher, vermuthlich von Bretten her, unter General Melac der Stadt Pforzheim genähert, und dieselbe zur Uebergabe aufgefordert. Aber die Bürger waren nicht willens, sich wieder, wie im vorigen Jahre, durch freundliche Worte und Versprechungen täuschen zu lassen, und beschloßen die Stadt zu vertheidigen, obgleich sie ohne Garnison und ohne Hoffnung auf Entsatz waren; der Markgraf Friedrich hatte ihnen selbst die Weisung gegeben, sie sollten, so gut es die Umstände thun ließen, mit dem Feinde unterhandeln. Demungeachtet rüsteten sich die Bürger zum Widerstande. Die Franzosen lagerten sich auf dem Roth. Viele Bürger verließen jetzt mit ihren Familien die Stadt und suchten in den umliegenden Wäldern Zuflucht; allein die umherschwärmenden Franzosen hatten in der ganzen Umgegend die Lebensmittel aufgezehrt. So waren diese Flüchtlinge der bittersten Noth preisgegeben, die auch viele von ihnen wegraffte. Viele starben Hungers auf dem Felde. (Mehrere hundert Einwohner unserer Stadt giengen im Laufe jenes Krieges durch Hungersnoth zu Grunde; welche von ihnen dies Schicksal während der Belagerung traf, ist nicht bekannt. Einige sind genannt: Flößer Joh. Georg Kienlin mit Frau und Kinder, Krämer Michael Zocher, Flößer Johann Jakob Mäulin ec.)

Indessen begannen die Franzosen ihre Angriffe bei der Obermühle. Dort war ungeachtet der im vorigen Jahre von den Franzosen angelegten Pallisaden und Wälle immer noch der schwächste Punkt der Stadt, weil die Stadtmauer durch die Mühlgebäude unterbrochen war. Trotz des eifrigsten Widerstandes drangen dennoch die Franzosen endlich durch die Trägheit und Treulosigkeit der am Hagenschieß liegenden würtembergischen Grenztruppen in die Stadt ein. Die Bürger wußten, was sie zu erwarten hatten. Die Stadt Durlach hatte sich gleich am anderen Tage nach dem Beginn der Belagerung ergeben; und wenn gleich die Stadt niedergebrannt wurde, so erhielten doch die Bürger noch Erlaubniß, vorher auszuwandern. Der französische General erlaubte ihnen noch, Lebensmittel

mitzunehmen, und gab ihnen sogar noch 80 fl. (freilich geraubtes) Geld. Die Bürger von Pforzheim aber konnten von den durch den langen und hartnäckigen Widerstand erbitterten Franzosen keine ähnliche Milde hoffen. Wer daher noch fliehen konnte, floh; viele aber wurden auf der Flucht niedergehauen. Die Bürger, die beim Eindringen der Feinde sich noch retteten, flohen in das Schloß; aber auch sie wurden endlich überwältigt und gefangengenommen. Das Schicksal der Bürger, die nicht durch die Flucht entkommen waren, war Tod oder Gefangenschaft. Viele waren während der Belagerung gefallen, manche wurden von den Franzosen beim Eindringen in die Stadt erschossen. (Unter ihnen werden namentlich genannt: Rothgerber Christoph Eberlin, Weißgerber Hans Michael Feldner, Sailer Jak. Flach). Die gefangengenommenen Bürger wurden mit Weibern und Kindern ins Elsaß geschleppt. Die meisten dieser fortgeschleppten Bürger sind namentlich angegeben: (Rößlinswirth Joh. Beckh, Küfer Heinr. Braun, Metzger Johann Buck, (wurde in der Gefangenschaft Soldat und war im Jahre 1698 französischer Hauptmann), Bäcker Michael Dengler, Hafner Sebastian Dien, Schneider Peter Denninger, Matthäus Enderlin, Handelsmann, Schreiner Lukas Flachmüller, Flößer Hans Georg Gerwig, Schlosser Hans Georg Kechler, Rothgerber Michael Kercher (einer der wenigen, die wieder zurückkehrten) Matthäus Lotthammer, Schreiner Johann Lang, Metzger Joh. Jak. Meerwein, Schuhmacher Joh. Peter Mutschler, Zeugmacher Johann Martin Niclus, Sigmund Pfinder, Tuchmacher Friedr. Sold, Schmidt Matthäus Stattler, der 82jährige Bürgermeister Stieß, Metzger Jakob Wirth ec. Die gefangengenommenen Bürger hatten meist ein sonderbares Schicksal. Sie wurden mit vielen anderen aus der Markgrafschaft fortgeschleppten Bürgern auf die Galeeren geschmiedet; späterhin aber wurden 1300 von ihnen von König Ludwig XIV. von Frankreich dem vertriebenen englischen Könige Jakob Stuart zu Hülfe geschickt unter dem Befehle Kapitän Steigs. Dieser, Matthäus Steig, war der uneheliche Sohn einer Schweizerin, die nachher einen Bauern von Knielingen bei Karlsruhe, Namens Gallus Hauß, heirathete. Hauß ließ den talentvollen jungen Steig studieren; auch die Herrschaft unterstützte ihn; er ließ sich aber zu Maulbronn unter General Serini anwerben, und wurde, als man ihn da wieder ausgelöst hatte, französischer Musquetär. Als solcher erbeutete er bei Mainz drei mit Geld beladene für die teutschen Truppen bestimmten Maulthiere, wofür ihm König Ludwig Adel und Kapitänsrang verlieh. Er zog nun mit seinen 1300 Mann, (worunter auch mehrere hiesige Bürger waren: Matthäus Gerung, Andreas Hertenstein, Johann Martin Niclus, Johann Schwarz ec.), nach England, ergab sich aber bald mit seinen Truppen an das Haus Hannover. König Georg von England ernannte ihn deßwegen zum Obersten. Steig entließ bald darauf die unter ihm stehenden Truppen nach Teutschland, und starb im Jahre 1717.)

(Fortsetzung folgt.)

Die Hochzeit zu Tübingen.
Eine historische Skizze.

Der Uebel größtes ist die Schuld.
Schiller.

Wer von einem der Berge, welche das Dörfchen Weißenstein einschließen, herabsieht auf das stille Thal, und wenn kein Ton zu ihm hinaufsteigt, als etwa das Gemurmel der Nagold, die in romantischer Windung sich krümmt, oder der Klang der Abendglocke, der möchte kaum glauben, daß einst in dieser kleinen, von Bergen umgebenen Welt ein regeres Leben, ein Getöse von Menschenstimmen und Waffenklängen die Luft erfüllt habe. Da, wo die Trümmer einer längst vergangenen Zeit uns gewaltig die Vergänglichkeit alles Irdischen predigen, da standen einst in voller Blüthe Schlößer und Thürme, roher, aber kräftiger Bauart,

wie die Menschen, welche sie ausführten, Die Bewohner dieser Burgen nannten sich die Herren von Wizzenstein, denen auch die Burg Liebeneck zugehörig war. Ueber die Erbauung der drei Burgen in Wizzenstein, die jetzt noch im Munde des Volkes: Hoheneck, Rabeneck und Kräheneck heißen, schweigt die Geschichte gänzlich; erst im 13ten Jahrhunderte sind uns von ihnen Data überliefert, welche wir zum Gegenstand unserer Erzählung genommen haben.

Es war um das Jahr 1230, als der junge Belrem, Herr zu Weißenstein, aus dem heiligen Lande zurückkam, in das er mit Kaiser Friedrich II. gezogen war. Sein Vater war während seiner Abwesenheit gestorben, und er, als der einzige Erbe hatte nun völligen Besitz von Weißenstein genommen. Der Orient hatte aber in Belrem eine auffallende Veränderung bewürkt. Kühn und feurig, voll Plane für die Zukunft, und voll Ehrgeiz hatte er sich den Kreuzfahrern angeschlossen, um das Land, auf dem einst unser Erlöser sichtbarlich gewandelt, den Sarazenen wieder entreißen zu helfen; düster, alt an Kummer, lebenssatt, in sich verschlossen, war er zurückgekehrt. Beinahe hätten ihn die Seinen nicht mehr erkannt. Seine Züge waren älter geworden als seine Jahre; alle Wünsche nach Lebensgenuß schienen in Palästina entschlummert zu seyn. Einsam, mit sich selbst zerfallen, schien er oft in dumpfem Hinbrüten mit sich selbst einen Kampf zu kämpfen, der manchmal still vorüberging, manchmal in laute Wuthanfälle ausbrach. In solchen finstern Stunden hatte er Niemand, der ihn zu besänftigen vermochte, als seinen treuen Lehrer, den ehrwürdigen, frommen Vater Ambrosius. Er dämpfte die furchtbare Leidenschaft in der Brust des jungen Ritters, obgleich er nie eine Spur über die Ursache der Anfälle Belrems entdecken konnte. Des Ritters einzige Beschäftigung war die Jagd, doch konnte man bei ihm nicht sagen, ob sie ihm würklich Vergnügen gewähre, denn er kam meistens mit verstörteren Zügen nach Hause, und so oft er zurückkehrte, entdeckte man an ihm Spuren, daß er einen furchtbaren Kampf mit den Thieren des Waldes müsse bestanden haben.

So waren einige Monate nach Belrem's Rückkehr aus Palästina vergangen, als eines Tags ein Bote in den Burghof zu Weißenstein eingeritten kam, gesandt vom alten Pfalzgrafen Wilhelm zu Tübingen. Der Bote war ein Hochzeitbitter. Belrem möchte in seines verstorbenen Vaters Namen zu Anfang der nächsten Woche in Tübingen der Hochzeit Kuno's von Menzenberg, mit Wilhelms Tochter, Adelheide, beiwohnen.

Dies war für Belrem keine angenehme Mähr. Wär' er entboten worden zu einer blutigen Fehde, er wäre mitgezogen, wär' er zu einer Wolfsjagd geladen worden, er hätte sich willig eingestellt, aber einer Hochzeit beizuwohnen, war eine Höllenpein für Belrems düstere Seele, die kein fröhliches Menschengesicht sehen mochte. Dennoch sagte er zu, denn er dachte an seinen verstorbenen Vater.

Der Tag der Hochzeit kam heran, und Belrem zog mit einem Aufzuge, der für die Festlichkeit des Tages geeignet war, aus seiner Burg hinüber in das Würmthal und von da auf die Heerstraße, die nach Tübingen führte. Ambrosius soll ihm noch vorher in's geheime die Worte in das Ohr geflüstert haben, wenn er heute das Schwert nicht ziehe, so würden bessere Tage für ihn kommen, Belrem habe hierauf das Haupt verneinend geschüttelt und sey davongesprengt.

In dem Schloße zu Tübingen gieng es fröhlicher zu, als in den traurigen Mauern zu Weißenstein, wo alles durch Belrems Leidenschaft eingeschüchtert war. Der schönste Schmuck von Rittern und Frauen war im Saale zu Hohentübingen versammelt, und die Anwesenden wetteiferten, wer den Andern in der Fröhlichkeit überbieten könnte. Der Reigen hatte begonnen, Trinksprüche auf das Wohl der Brautleute ausbracht, erhöhten die Freude. Sänger meldeten in Liedern den Rittern und Frauen die Geschichte einer altergrauen Zeit, sangen von Riesen und Helden, von Schlachten und Kriegen. So war der Jubel der Gäste allgemein.

Nur auf Belrem machte dieser Frohsinn keinen Eindruck, er saß in einer Ecke mit Konrad v. Vaihingen, einem Manne, der ganz für Belrem's düstere Seele geschaffen zu seyn schien; die in beiden gleiche Gemüthsart hatte sie zu Freunden gemacht. Beide erfüllte derselbe Menschenhaß, nur daß Belrem sich selbst noch mehr zu hassen schien. Konrad war von riesenhaftem Körperbau; wenn er den Mund zum Sprechen öffnete, so verzog sich sein Angesicht in widerliche Falten, die noch durch das grimmige Funkeln seines einzigen Auges (denn des anderen hatte ihn ein Steinwurf beraubt) noch häßlicher wurden, und wenn es wahr ist, was man im Geheimen über Konrad flüsterte, so war der Beiname, den ihm die Leute gegeben, nicht ganz unpassend. Man nannte ihn nur den Währwolf, wegen der Eigenschaften, die er mit jenem fabelhaftem Thiere ziemlich sollte gemein gehabt haben.

Diese beide saßen beisammen, und Konrad ermangelte nicht, den Wein, welchen er schon in bedeutendem Maaße zu sich genommen, unserm Ritter anzupreißen. Sie tranken oft und in langen Zügen, und je mehr Belrem trank, desto mehr glaubte er den bösen Geist, der seine Seele folterte, von sich zu scheuchen. Der alte Pfalzgraf Wilhelm näherte sich Belrem mit jener herzlichen Freude, die das Alter so schön zeichnet, und redete den Weißensteiner an: Ich bringe Euch gute Mähr, Vetter ihr sollt heute einen Kriegsgefährten zu sehen bekommen, der zurückgekehrt ist aus dem Morgenlande. Es ist —

In diesem Augenblicke traten zwei fremde Gestalten in den Saal, es war ein Jüngling, der ein Mädchen von seltsamer Tracht an der Hand führte. Man glaubte in den beiden Angekommenen Asien und Europa in liebenden Vereine gepaart zu sehen. Sie war eine von jenen üppigen Töchtern des Morgenlandes, die in dem kleinsten Zuge ihre asiatische Herkunft beurkunden. Ihr hoher, schlanker Wuchs, ihre Fülle von rabenschwarzen Haaren, unter dem weißen Turban, ihr schwarzes, schwärmerisches Auge, das gegen die etwas bleichen Wangen auffallend abstach, die ausdrucksvollen Züge, das orientalische Gewand, alles dies überredete, sie sey eine von jenen Feentöchtern, von jenen Zaubergestalten, die uns die Mährchen in tausend und einer Nacht so wunderlieblich schildern. Sie sprach nur wenig teutsch, aber aus ihrem lebhaften Geberdenspiel konnte man jeden Gedanken errathen. In Rom war Zuleima zur christlichen Kirche übergetreten, und nun wollte Volbert von Poltringen seinen alten Vater um seinen Segen bitten. Ritter und Frauen begrüßten herzlich die Neuangekommenen, und Cuno von Menzenberg mit seiner Braut Adelheide konnten vor Freude über die unerwarteten Gäste kaum Worte finden. Am schönsten malte sich die Fröhlichkeit auf des alten Pfalzgrafen Antlitze. Er geberdete sich wie ein Kind, schaute beide an, drückte ihnen die Hand, und wiederum ruhte sein Auge mit dem äußersten Wohlgefallen an den schönen Gestalten.

Einen gräßlichen Gegensatz gegen den allgemeinen Jubel bildete Belrem. Sein hochrothes, vom Wein glühendes Antlitz hatte beim Anblick der Fremden sich in Leichenbläße und diese ins Fahle verwandelt. Ein Fieberfrost überzog seine Haut, seine Zähne schienen zu klappern, und als er sich bemühte aufzustehen, sank er halb ohnmächtig auf seinen Sitz zurück. Sein Auge stierte todt und glanzlos auf einen Punkt in die Luft, und über sein Antlitz liefen einige kalte Schweißtropfen herab.

Noch hatte ihn keiner der Ritter beobachtet, außer Konrad, der ihn aus dem Saale zu bringen sich bemühte, aber Belrem war leblos wie ein Stein. In diesem Augenblicke führte der Pfalzgraf Volbert und Zuleima gegen das untere Ende des Saales, wo Belrem und Konrad saßen, ich will dir einen Bekannten zeigen, Volbert; He, Weißensteiner, kennt ihr den Ritter da?

Zuleima war mit bebenden Schritten genaht, als ahnte sie keine freudige Bekanntschaft, plötzlich aber stieß sie einen durchdringenden Schrei des Entsetzens aus und gleitete leblos an Volberts Seite nieder. Laßt sie liegen, rief Volbert, bis zum Wahnsinne

wüthend, den Frauen zu, die sie ins Leben zurückzubringen sich bemühten. Dies ist dein Werk, Belrem von Weißenstein, aber sie wird wieder erwachen, hat ja doch uns beiden im heiligen Lande dein Gift nichts gethan! Du wirst mir in Europa Rechenschaft stehen, die du in Asien mir verweigert hast! Aber Belrem hörte von all dem Nichts, er war eine todte Masse, nur die Schweißtropfen, die häufiger von seiner Stirne rannen, bezeugten, daß er noch lebe.

Als hätte plötzlich die ganze Versammlung der Donner gerührt, so standen alle Gäste umher, keiner sprach ein Wort, es war eine Todesstille im Saale. Aber Volbert fuhr fort, machdem er eine Weile Belrem in stiller Wuth angeschaut hatte: Zuleima wird wieder erwachen, wenn dieser Bube da aus ihrer Nähe geschwunden ist. Deine Schandthaten will ich offenkundig machen, so lange meine Zunge sich noch bewegen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 3. *SAMSTAG DEN 17. JANUAR.* *1835.*

PFORZHEIM AM SCHLUSSE DES 17TEN JAHRHUNDERTS.

2. VOM ERSTEN BIS ZUM ZWEITEN BRANDE. 11. (21.) JANUAR. 5. (15.) AUGUST 1689.

(FORTSETZUNG.)

Kehren wir zur Geschichte der Stadt zurück. Eine allgemeine Plünderung und ein zweiter Brand machte das Maaß der Leiden voll. Den 5. (15.) August, an dem Tage, an welchem sie abzogen, sperrten die Franzosen alle Thore der Stadt; unter alle Brücken und Thore, in alle vorzüglicheren Gebäude, das Schloß, das Rathhaus, die Stadtschreiberei, (die aber nicht ganz abbrannte) ec. ec. wurde Feuer eingelegt. Abends desselbigen Tages loderte die Stadt an vielen Orten zugleich in Flammen auf. Die auswandernden Durlacher sahen auf ihrem Zuge nach Langensteinbach auf einer Höhe im Walde bei Grünwettersbach die gräßlichen Flammen des Brandes der hiesigen Stadt.

Noch wissen gar Viele von den Drangsalen zu erzählen, die ihre Voraltern damals ausgestanden. Die Familien, welche noch hatten entfliehen können, suchten ihre Zuflucht im Hagenschieß. Dort schlugen sie ein Lager auf, und befestigten es durch Verhaue. (Die Vorfahren mehrerer hiesigen Familien wurden dort geboren). Oefters versuchten einzelne Streifcorps sich dieses Lagers zu bemächtigen, aber die Plünderungslust derselben scheiterte an dem Muthe der Verzweiflung; die im Hagenschieß verschanzten Bürger kämpften, nachdem der Brand sie alles Vermögens entblößt hatte, um das Letzte. In der Stadt selbst hatten viele Bürger, um dem Feuer zu entgehen, sich in die Keller verborgen, weil Niemand die Stadt verlassen konnte; dasselbe hatten auch manche noch vor der Anzündung der Stadt gethan, um nicht als Geißeln fortgeführt zu werden. So auch der Superintendent Matthäus Kummer. Indessen wurde die Stadt angezündet und auch das Haus, in dessen Keller sich derselbe nebst dem Diaconus Fleischmann verborgen hatte, brannte nieder. Sei wären beide umgekommen, wenn nicht ihr angestrengter Hülferuf von einigen Vorübergehenden vernommen worden wäre. Es würde zu weit führen, auch nur einige der vielen noch im Munde der hiesigen Familien lebenden Erzählungen von den Drangsalen Einzelner in jener Zeit mitzutheilen, wie mancher sein Haus gegen die Kugeln, gegen den Brand, seine beste Habe gegen die Plünderung, seine Kinder aus den Flammen rettete. Nur das darf nicht unerwähnt bleiben, daß die hiesigen Bürger durch ihren aufopfernden Muth einen ziemlichen Theil der Stadt noch retteten. Mit Lebensgefahr drangen sie durch die französischen Wachen,

und es gelang ihnen, an mehreren Orten das unterlegte Pulver wegzubringen. Welcher Theil der Stadt dadurch gerettet wurde, wird später gesagt werden.

Schlußbetrachtung für diesen Abschnitt.

Bei einem auch nur einigermaßen aufmerksamen Lesen dieser, so wie ähnlicher Begebenheiten jener Zeit wird sich Mancher des Gedankens nicht erwehren können, wie es kam, daß so viele kleinere wie größere Städte von den französischen Truppen zerstört werden konnten, ohne daß diese Truppen auf andere Hindernisse stießen, als welche ihnen hie und da, wenn freilich meist fruchtlos, der Muth der Bürger entgegenstellte. Wir haben das Beispiel von Pforzheim vor uns. Statt Hülfe zu senden, konnte der Markgraf nichts anderes thun, als den Bürgern oder Garnisonen seiner Städte trostlose Schreiben schicken und ihnen zur Unterhandlung mit dem Feinde rathen. Und doch liest man ja in den Büchern, daß Teutschland damals einen Kaiser hatte; sind doch so oft und viel in großen Folianten die ausserordentlichen Feierlichkeiten einer Kaiserkrönung mit all ihrem Prunk beschrieben. Warum half denn der Kaiser nicht?

Ein Blick auf den damaligen Zustand des weiland heiligen römischen Reiches teutscher Nation belehrt uns hinlänglich darüber. Dem hatte, schon 158 Jahre vor seinem völligen Untergange, der westphälische Friede 1648 unheilbare Wunden beigebracht, durch die — freilich zwar schon lange bestehende — nun aber förmlich anerkannte Souverainität der Fürsten, und die von da an nicht mehr aufhörenden Einmischungen fremder Mächte, die durch die Zerrissenheit des teutschen Reiches leicht, ja verführerisch gemacht wurden. Die souverainen Reichsfürsten, Reichsgrafen, Reichsbaronen und Reichsstädte suchten, da Souverainitätsrechte nur durch imponirende Macht geltend gemacht werden können, sich diese zu erwerben, ohne an das allgemeine Interesse zu denken. So nahm von Jahr zu Jahr die Kraftlosigkeit der Regierung, nahmen die innern Zerrüttungen zu. Die Anzeichen des völligen Verschwindens jeder wahrhaft vaterländischen Gesinnung in dem engherzigen Streben nur nach persönlichem Vortheil wurden immer häufiger, und verkündeten den Untergang des Reiches, dann alle Fugen des morschen Staatsgebäudes waren bereits gelöst. Das einzige Rettungsmittel war festes Zusammenhalten, aber die Wünsche und Bestrebungen der einzelnen teutschen Fürsten nach immer größerer Macht standen in grellem Widerspruche mit den Maaßregeln eines kräftigen Reichsoberhauptes.

Kein Zeitabschnitt zeigte dies deutlicher, als am Schlusse des 17ten Jahrhunderts die Kriege mit Frankreich.

Um das wieder zu ersetzen, was ihm durch den Aachner Frieden 1668 entrissen worden war, ersann Ludwig XIV. von Frankreich einen Plan, der an Schamlosigkeit alle ähnlichen Versuche übertraf, und das Obengesagte ins hellste Licht stellte, — seine Reunionskammern, wo jeder teutsche Fürst, dessen Besitzungen an Frankreich grenzten, sich über die Rechtmäßigkeit seiner Besitzungen ausweisen sollte. Alles erschrack, denn mit s o l c h e m Hohne war das teutsche Reich noch nie behandelt worden; aber es blieb beim bloßen Schrecken. Ohne Schwertstreich fiel mitten im Frieden Straßburg in französische Gewalt; keine Hand rührte sich, um Ludwig für diese Verletzung alles Völkerrechts zu züchtigen. An gemeinschaftliche Maaßregeln gegen ihn war nicht zu denken; jeder Fürst suchte nur seine eigenen Grenzen zu decken, unbekümmert um das, was in dem benachbarten Lande geschah, so lange es ihn selbst nicht unmittelbar betraf. (So sahen die um Hagenschieß liegenden würtembergischen Grenztruppen ruhig der Erstürmung Pforzheim‘s zu). Der Kaiser war zu schwach, um die Fürsten zu einem gemeinsamen Unternehmen gegen Frankreich zu bewegen, und seine eigene Hausmacht war in Ungarn gegen die Türken beschäftigt; und unter

den Fürsten war das Mißtrauen so groß, daß der Kurfürst von Brandenburg aus Furcht, von den andern verlassen zu werden, einen Separatfrieden mit Frankreich schloß.

König Ludwig, der auf solche Weise die Schwäche der teutschen Reichsverfassung hatte kennen gelernt, konnte es nun auch wagen, mit seinen Ansprüchen auf die Pfalz hervorzutreten. Dort war Kurfürst Carl II. 1685 ohne Nachkommen gestorben, und hatte in seinem Testamente seine Schwester Elisabeth, die Gemahlin Philipps von Orleans, Bruders von König Ludwig, zur Erbin seines Eigenthums (nämlich seines Privatvermögens) eingesetzt. Auf dieses Testament bauend, sprach Ludwig einen bedeutenden Theil der Kurländer und Sitz und Stimme auf dem Reichstage im Namen seines Bruders an. Dazu kamen noch anderweitige Ursachen, und Ludwig eröffnete plötzlich den Krieg durch jene barbarische Verheerung der Rheinländer.

Nicht bloß die Pfalz, als das streitige Land, auch die umliegenden Länder wurden auf bestimmten Befehl des Königs verheert, weil das teutsche Reich ihm den Krieg erklärt hatte, in der offen ausgesprochenen Absicht, seinen Feinden den Angriff zu erschweren und die Winterquartiere unmöglich zu machen. Aber auch hier wurde, so wenig wie in frühern Zeiten, aus den angeführten Gründen etwas zur Abwehr gethan; der einzelne kleinere Fürst vermochte nichts auszurichten; jedes Land, jede Stadt blieb sich selbst überlassen, und so sank ungerächt eine blühende Stadt nach der andern in Schutt und Asche.

(Schluß der ersten Abtheilung.)

Die Hochzeit zu Tübingen.
Eine historische Skizze.

Der Uebel größtes ist die Schuld.
Schiller

(Fortsetzung.)

Da schwollen die Adern auf des Vaihingers Stirne, und sein glühendes Gesicht färbte sich blau vor Wuth, er sprang mit einem fürchterlichen Fluche von seinem Sitze auf: Du wagst es, Bube, einem Ritter wegen einer fremden verlaufenen Dirne die Ehre zu rauben? Beide zogen augenblicklich die Schwerter, ein kurzes Gefecht entstand, in welchem Konrad eine leichte Wunde erhielt.

Sie haben den Burgfrieden gebrochen, reißt sie auseinander, schrie der alte Pfalzgraf; sogleich wurden beide von einander getrennt. Der Vaihinger rieß Belrem, der noch immer in todtähnlichem Zustande da saß, mit sich zum Saale hinaus und beide verließen sogleich mit ihrem Gefolge das Schloß.

Die Freude der Gäste war durch diesen Auftritt gewaltsam unterbrochen worden, und es dauerte geraume Zeit bis die Erinnerung an die störende Begebenheit einigermaßen verwischt war. Die Frauen zogen sich gegen Abend in ihre Gemächer zurück, oder verließen das Schloß. Aber die Ritter zechten noch bis zum folgenden Morgen unter Gesang und Musik. Volbert und Zuleima wollten, von einem einzigen Knappen begleitet, noch vor Mitternacht das Schloß verlassen.

Es war eine sternenhelle Sommernacht. In dem schönen Thale bei Tübingen, das von einem kleinen Fluße den Namen Ammerthal führt, sah man zwei Reuter auf fliegenden Rossen dahineilen. Es waren Belrem und Konrad, der Währwolf. Sie hatten ihr Gefolge heimgeschickt, gleichsam, als ob sie eine That vollbringen wollten, bei der kein Zeuge dürfte anwesend seyn. Beide waren durch Trunk und Wuth bis zum Wahnsinne außer sich. Das

ganze Thal war still, nur hörte man bisweilen die fröhlichen Stimmen im Schloße zu Tübingen, dessen Fenster man durch die Nacht schimmern sah; oder das Glöcklein in der Kapelle, die von einem schönen Berge in der Nähe herabschaut. Sie aber vernahmen ihn nicht, den Klang, der die Gemüther zur Andacht ruft, fürchterliche Gedanken wälzten sie in ihrer Brust. — Bald war das weite Thal hinter ihnen, als sie still hielten und abstiegen. Am Abhange eines Hügels, nicht weit von der Straße lagerten sie sich. Es war eine Todtenstille. Die Mitternacht rückte immer näher heran. Endlich unterbrach der Vaihinger das Stillschweigen.

Die Geschichte mit der Dirne scheint mir sonderbar, wie traft Ihr im Morgenlande mit dem Mädchen zusammen? Da erfaßte Belrem eine entsetzliche Wuth, er ballte die Fäuste und hob sie gen Himmel empor, als ob er diesem fluchen wollte.

Die Geschichte ist kurz, sprach er mit verbissenem Ingrimm, und begann nach einer Weile, wie es ihm seine trunkene Wuth erlaubte, in abgebrochenen Sätzen zu erzählen:

„Wir lagen vor Jerusalem, der Kaiser wollte den Sultan zu einem Waffenstillstande zwingen. Der Poltringer und ich waren viel beisammen, ich kannte ihn von Jugend auf; bei der Hölle, ich habe ihn geliebt wie meinen Bruder! Er erzählte mir einst, eine Heidin sey gefangen worden, und kaum hätte er es vermocht, sie vor Mißhandlungen zu schützen, ihr Vater und ihre Brüder seyen in den Gefechte gefallen, und sie habe nichts von ihm gebeten, als den Tod. Unversehrt habe er sie wieder zurückgeschickt, nachdem er ihr die Rose, welche er auf seinem Helme getragen, zurückgelassen.

„Es war Mitternacht, fuhr Belrem fort, und ich hielt am äußersten Platze des Lagers allein Wache. Der Mondschein zeigte mir eine weibliche Gestalt, die sich auf mich zu bewegte. Plötzlich stand sie vor mir.“

Hier hielt Belrem inne, als ob ein Schauer ihn durchrießelte.

„Sie war es, die Ihr gesehen. Mein Athem wollte stocken und mir schwindelte sehr. Sie redete mich an, ich verstand nicht ihre Sprache. Da zeigte sie mir eine Rose, es war des Poltringers Abzeichen. Nun verstand ich sie, sie wollte ihn sprechen. Aber ich konnte diesen Gedanken nicht ertragen.“

„Du sollst mein werden, schwur ich, und wenn es mich mein Leben kosten sollte.“

„Ich täuschte sie und führte sie zu einer Jüdin, die sie bewachte. Sie weinte viel, die Elende, meine rasende Liebe rührte sie nicht. Ich bat, ich fluche, weinte und drohte; umsonst! Ich marterte sie und betete sie wieder an, sie haßte mich. Tod und Verderben! Eines Morgens war sie verschwunden. Sie hatte die Jüdin überwältigt und war geraden Weges in des Kaisers Zelt geflohen, mich anzuklagen. Volbert verwundete mich stark. — Die Erzählung ist zu Ende. Ich gab der Jüdin nebst meinem Gelde noch einen geheimen Auftrag, und ergriff, trotz meiner Wunde die Flucht. Ehe ich das Schiff bestieg, erfuhr ich, daß das Gift seine Wirkung gethan habe. Ein finst’rer Geist verfolgte mich, ich trauerte um die Beiden — und heute sah ich sie lebendig! —„

„Helfe mir der Böse, ich mag nimmer leben nach dieser Schmach! Aber Rache will ich nehmen. Sie müssen sterben! „Ein Fluch besiegelte das furchtbare Wort. „Und ich habe auch eine Schuld abzutragen, schrie der Vaihinger, und will’s getreulich vergelten! Sie können nicht mehr lange ausbleiben, um Mitternacht wollen sie das Schloß verlassen.“

Unterdessen hatte sich eine düstere schwarze Wolke vom Gebirge herüber in das Thal gezogen und hatte den ganzen Himmel umhüllt. In der Ferne hörte man schon den Donner rollen. Ein kleiner Luftzug, der Vorbote der Gewitter, hatte das Thal durchweht, das immer dunkler und nächtiger wurde, wie die Thäler der Unterwelt. Man vernahm schon starke

Donnerschläge. Belrem und Konrad näherten sich der Straße, gleich dem Tiger, der seiner Beute auf der Spur ist. In beiden hatte der Wein noch sichtbare Spuren der Trunkenheit zurückgelassen. Horch, rief Belrem, ich höre Hufschlag. „Hörst du seine Stimme, er schmeichelt der Dirne,“ flüsterte der Währwolf tückisch. Der Donner rollte immer fürchterlicher. Ein Blitzstrahl fiel auf die gezogenen Schwerter. Halt, Schurke, schrie der Vaihinger, und beide stürzten aus ihrem Hinterhalte hervor. Furchtbarer Donner übertäubte das wüthende Gefecht, ein zermalmender Blitz und ein furchtbarer Schlag folgten. Es war tiefe Stille. — Die Ritter waren verschwunden.

Das Erwachen des zum Tode verurtheilten Verbrechers am letzten Morgen kann nicht gräßlicher seyn, als das Erwachen Belrems nach der fürchterlichen Nacht. Entsetzliche Träume hatten ihn, als er schlief, gefoltert, jetzt marterten ihn die furchtbarsten Gewissensbisse. Seine Burg war ihm zu eng, und doch mochte er nicht hinaustreten in’s Freie, entsetzlich quälte ihn die Einsamkeit, und doch floh er die Menschen, er versuchte zu beten, aber er konnte seine Gedanken nicht erheben gen Himmel. Da fielen ihm die Worte des Vater Ambrosius ein. Er raufte sich die Haare, er schlug sich mit Fäusten und verfluchte den Tag seiner Geburt. Gegen Mittag war er aus Weißenstein verschwunden. Einen Knappen hatte er noch vorher zu Konrad v. Vaihingen geschickt mit allen Schätzen, die er auf seiner Burg hatte, mit dem Auftrage, der Währwolf möge ein Kloster damit stiften. Durch ebendenselben Diener ließ er dem Vater Ambrosius sagen, er möchte für seine Seele beten, und während seiner Abwesenheit als Burgvogt Weißenstein schirmen.

Der Vaihinger erbaute noch kurz vor seinem Tode mit Belrems und seiner eigenen Stiftung das Kloster Reichertshofen. Ihn ereilte die Rache bald, einer seiner Knechte, dessen Vater er erschlagen, erstach er hinterrücks. Der Währwolf liegt in Reichertshofen begraben.

(SCHLUß FOLGT.)

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 4. *SAMSTAG DEN 24. JANUAR.* *1835.*

UEBER DAS ALTE HOLZWESEN.

Der älteste eigenthümliche Nahrungszweig der hiesigen Stadt ist das Floßwesen. So weit wir die Spuren des Vorhandenseyns unserer Stadt urkundlich in das Alterthum zurück verfolgen können, fast eben so weit reichen auch die sichern Angaben über das Daseyn einer geordneten Flößerei. Es war sehr natürlich. Die obern Gegenden der Enz und Nagold, zum Theil auch der Würm, sind überreich an Holz; in den untern dagegen bis zum Ausflusse der Enz in den Neckar ist der Boden für Waldpflanzungen wenig geeignet. Seit wann eigentlich dieses Verflößen des Bau- und Nutzholzes aus holzreichen in ärmere Gegenden besteht, kann nicht ausgemacht werden. Die ersten Spuren davon finden sich für unsere Gegend im 14ten Jahrhunderte. Am wichtigsten ist dafür die Vertragsurkunde zwischen Baden, Würtemberg und Heilbronn, in Betreff des Flößens auf dem Neckar, der Enz, Nagold und Würm vom Jahre 1342, die wir unsern Lesern mittheilen wollen. Zwar ist darin nicht ausdrücklich gesagt, ob schon damals hier eine Flößerzunft bestand; aber es läßt sich aus dem Inhalte der Urkunde sicher schließen. Hier mußte eine Hauptstation seyn, da die Enz durch die Aufnahme der beiden andern Flüße erst hier völlig flößbar wird, und es läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß da, wo eine Hauptstation und mithin die beste Gelegenheit für diesen Erwerbszweig war, auch viele Hände sich damit beschäftigen.

Schon diese Urkunde sichert, wenn wir auch der durch ihre Mischung von richtigen Angaben und mittelalterlichem Aberglauben räthselhafte Wundergeschichte von dem durch die Juden gemordeten Christenmädchen in Bezug auf die Flößerei keinen Werth beilegen, dieser, und somit auch der Aue, ein hohes Alter.

Die Urkunde hat aber noch einen andern Werth. Nicht selten findet man noch die Angabe, daß die Verflößung des Holzes in ärmere Gegenden eine französische Erfindung aus den Zeiten Karls des VII. (um 1430) sey. Die vorliegende, so wie mehrere andere Urkunden, erweisen sie hinlänglich als eine teutsche, wenigstens ein Jahrhundert früher gemachte Erfindung.

Das Nähere über den Vertrag enthält die Urkunde selbst. Die alterthümlichen, weniger verständlichen Wörter und Ausdrücke sind in den Noten erklärt.

COPIE VERGLEICHS ZWISCHEN DEN FÜRSTLICHEN HÄUSERN BADEN UND WÜRTEMBERG WEGEN FLÖßENS AUF DER WÜRM, NAGOLD, ENZ UND NEKKAR VON 1342.

Wir Marggraff Rudolph von Baden, vnnd Wir Graue Ulrich von Würtemberg verjehen[6] offentlich an diesem Brieff für Vns, Vnser Erben, vnndt all vnser nachkommen, vnndt thuen kundt allen denen, die In Immer ansehendt, lesendt, oder hörendt leßen, das Wir durch nutz vnndt frommen Vnser, Vnseren Erben, vnnd aller Vnser Nachkommen, vnnd auch durch Bitt der Ersamen weißen Leut, der Burgermeister, das Rhats vnnd der Burger gemeinlich zu Heilbron seyn vbereinkommen, vmb das Flossen uff der Würm, uff der Nagolt, vff der Entz, vnndt vff dem Nekher, also das Wir dieselben Waßer vnnd auch die Straßen[7] vff denselben Wassern haben geoffnet, vnndt geoffet, vnd das es immermehr, ewiglich ein geoffnete, vndt geoffente Straß vff denselben Wassern sein soll vndt bleiben zu gleicher Weiß alß hernach geschriben stett.

Von Erst so haben Wir die Würm geuffent, biß geen Pfortzheim in die Entz, vnnd wer daruf Flossen will, der soll von iedem Hundert Zimmerholtz, oder von iedem Hundert Dilen geben zu Zoll, zu Liebenegge an dem Were sechs Heller.

Darnach haben Wir die Nagolt gevffent, bis gehn Pfortzheim in die Entz, vnnd wer darauff Flossen will, der soll von Jedem hundert Zimmerholtz oder von Jedem hundert Dilen geben zu Liebenzell an dem Were zu Zoll sechs Heller, vnndt zu Wißenstein zehn Heller.

Darnach so haben Wir die Entz gevffent, allß fern man darauf geflossen mag bis gehn Bessigkheim in den Nekher. Darnach so haben Wir den Neckher gevffent zu Bessigheim bis gehn Hailbronnen an die Stattmauer, mit solcher Bescheidenheit[8] wer darauf flossen will, der soll von Jedem hundert Zimmerholtz, oder von Jedem hundert Dilen geben, zu der Newenburg[9] zu Zoll von zweyen Wehren zwantzig Heller, darnach zu Pfortzheim von vier Wehren viertzig Heller, zu Vtzingen[10] von einem Wehr vier Heller, zu Rüffern von einem Wehr vier Heller, zu Dürmüntze von einem Wehr vier Heller, zu Lomerßheim von einem Wehr vier Heller, zu Mühlhaußen von einem Weer vier Heller, zu Rossenwage von einem Wehr vier Heller, zu Vayhingen von zweyen Weeren zwantzig Heller, zu dem obern Riringen von einem Wehr zehen Heller, zu dem niedern Riringen an einem Wehr vier Heller, zu Rennickheim von einem Wehr vier Heller, zu Bussingen[11] von einem Wehr vier Heller, zu Bessigkheim von zweyen Wehren, zwanzig Heller; Es ist auch geredt zu welchem Wehr man Zoll gibt alß vorgeschriben stehet, da soll Jeder Herr, oder Jeder Armmann[12] dem man den Zoll gibt, Schutzbretter an dasselb Wer machen, das zwischen den Seulen sey zwölff Schue weit, vnndt sollen die Schutzbretter bawen vnnd machen, on der Fuhrleut[13] schaden. Man soll auch zu keinem Vischs vahe[14], noch Jendert[15] anders, dan alß vorgeschriben ist, keinen Zoll, noch nichtzit[16] geben, were auch, das daß Waßer Jendert vergruße, oder vergrundt[17] würdt, oder sonst vnützs würde, das man nicht wohl geflossen mochte, bey weß Wehr oder Mühlen das geschehe, der soll es vffrichten vnndt vertig machen ohn der Furleut schaden.. Es ist auch geredt, was vff den flossen leit vngeuerlich[18] von Holtzs, es seye vff dem Zimmerholtzs; oder

[6] d. h. bekennen, eig. bejahen.
[7] d. h. Wasserstraßen.
[8] d. h. Beschränkung.
[9] Neuenbürg.
[10] eigentlich Ottingen, d. h. Eutingen.
[11] d. h. Bissingen an der Enz.
[12] d. h. arme Mann; damals gewöhnliche Benennung der Unterthanen, hauptsächlich Leibeigener.
[13] d. h. Flößer.
[14] Fischfang.
[15] s. v. a. etwa.
[16] d. h. nichts.
[17] d. h. zu groß würde oder verschlammte, zu seicht würde.
[18] d. h. leicht – ungefähr.

vff den Dilen, oder Wehre das man schelleich[19], oder Legschiff[20] an die Floß henck, das soll alles freilichen[21], und ohn allen Zoll faren, vnnd geen, vnnd soll auch niemandt den andern vorbietten, noch bekümmern[22], das an den Flössen geirren[23] oder gehindern möchte, in keinen Weeg ohn alle geuehrde[24].

Es ist auch geredt was vff den Flossen liege von Holtzes, oder was darauf fehrt von Freileuten, das soll vff und ab fridt vnnd Gleidt[25] haben, vor allermenniglich, es seye in Krieg, oder ohne Krieg, dasselb Gleidt sollen auch die Kauffleut die Kauffendt, oder vngeuehrlich kauffen wollen, sie fahren vff den Flossen, oder sie gangen, oder sie Reiten vff dem Landt vff oder ab haben ohn alle geuehrdt, Were aber darwider thett, vnnd den Friden und das Gleidt vberführe oder breche, das sollen Wir Marggraff Rudolff von Baden, vnndt Wir Graff Vlrich von Würtemberg, vndt Vnser Erben, vnnd all Vnser Nachkommen, weren vnnd wenden, alß fern Wir künden und mögen ohn alle gevehrde. Deß zu Vhrkundt vnndt zu einer ewigen Gezeugnuß, haben Wir Marggraff Rudolff von Baden, vnndt Graue Vlrich von Würtemberg, die vorgenanndten, diesen Brieff besiegelt mit Vnsern Insiegeln, die daran hangende, der geben ist zu Stuttgartten an dem weissen Sonntag[26] da man zhalt von Christi Geburth, dreyzehen hundert Jare, vnndt in dem zwey vundt vierzigsten Jare. (L. S).

Dies die älteste Nachricht über das hiesige Flößereiwesen. Sein Fortgang in spätern Jahrhunderten, so weit derselbe sich noch ausmitteln läßt, bis zur Entwicklung des jetzigen Zustandes in einer spätern Nummer.

DIE HOCHZEIT ZU TÜBINGEN.
EINE HISTORISCHE SKIZZE.

Der Uebel größtes ist die Schuld.
Schiller.

(SCHLUß.)

Unsere Geschichte macht nun einen Sprung von etwa zwanzig Jahren. Während dieser Zeit hatte sich Vieles geändert. Die Burg Belrems war unterdessen von den Freunden des ermordeten Volberts erstürmt und zum Theil zerstört worden. Ambrosius konnte sie erst nach vielen Jahren in den vorigen Stand versetzen. Kaiser Friedrich II. war indessen gestorben. Man sagt, dieses Ereigniß hätte Belrem bewogen, wieder in seine Heimath zurückzukehren. Er soll lange Zeit zu Rom als Laienbruder in einem Benediktinerkloster Buße gethan haben. Wir können es nicht verbürgen. Er erschien nach Verfluß von zwanzig Jahren wieder auf der Burg seiner Väter mit einer Gemahlin und zwei Kindern, Belrem und Berthold. Aber auch die elterlichen Freuden konnten seinen nagenden Kummer nicht austilgen. Er war fünfzig Jahre alt. Seine Haare und der Bart war ergraut, nur sein Gram war jung geblieben. Wie früher, lebte er meistens allein. In seinen finstern Stunden wüthete er furchtbarer als in früheren Jahren, und selbst der 80jährige Ambrosius konnte ihn nicht mehr besänftigen.

---

[19] d. h. Schäleichen.
[20] d. h. Nachen.
[21] d. h. frei.
[22] d. h. belästigen, anhalten.
[23] Irrung verursachen.
[24] Gefährde.
[25] Geleit. Durch gegenseitige Verträge hatten die meisten Fürsten die in jenen unruhigen Zeiten zur Sicherheit des Handels so nothwendige Verpflichtung übernommen, die durch ihr Gebiet reisenden Kaufleute zu schützen. Eine Nachahmung der Städteverbindungen.
[26] Sonntag nach Ostern.

Einst, so melden die Chronikschreiber jener Zeit, sey, als Belrem's Gemahlin mit ihren zwei Knaben um Mitternacht knieend am Bette des sterbenden Ambrosius gebetet hätten, ein wahnsinniges Weib in seltener Tracht, das rabenschwarze Haar aufgelöst, geisterblassen Angesichtes und mit wildem Auge in der Burg Weißenstein erschienen. Wie sie hereingekommen, habe man nie erfahren können. Wir glauben, es war Zuleima. Sie war lange an einer schweren Wunde darniedergelegen, wurde zwar am Körper gesund, der Geist aber erkrankte auf immer. Mit Blitzesschnelle sey sie die Wendeltreppe hinaufgestiegen zum Thurme, von wo Belrem in dumpfer Verzweiflung hinausgeschaut habe in die Mitternacht; ein Gewitter sey aufgestiegen, und die Bewohner des Thals durch das Rollen des Donners im Innersten erschreckt, hätten sich in die Kirche geflüchtet, um zu beten. Da sey das Weib vor Belrem hingetreten und hätte ihm einige Worte in das Ohr geflüstert, worauf sie schnell verschwunden sey. Die Mutter und die Kinder am Sterbebette des Vaters Ambrosius hätten gleich darauf einen dumpfen Fall vernommen, verbunden mit dem Röcheln eines Sterbenden, Ambrosius hätte nicht lange nachher den Geist aufgegeben. Es war Belrem; er hatte sich von der Zinne der Burg herabgestürzt in den Schloßhof. — Ambrosius und Belrem wurden mit einander begraben. Das Gerücht gieng aber lange im Thale, Belrem sey nicht begraben worden, sondern der Teufel habe ihn um Mitternacht vom Thurme herabgeschleudert, ihn in Stücke zerrissen und die Theile in alle vier Winde gestreut. Zuleima soll in einem Tage mit Belrem's Gemahlin, bald nach Belrem's Tode gestorben seyn. So verwelkte diese Blume des südlichen Himmels, zu früh geknickt von der rauhen Nordluft Europens. Belrem's Söhne blieben ehelos. Noch jetzt will der Landmann in den Ruinen des traurigen Schloßes Weißenstein um Mitternacht klagende Töne einer Menschenstimme vernehmen, und schon öfters soll eine hohe Gestalt im Dunkeln des Burghofes erblickt worden seyn.

War es der Geist Belrem's? Wir wissen es nicht.

SITTEN UND GEBRÄUCHE FRÜHERER JAHRHUNDERTE.

WIE MAN AN DEN DIÄTEN SPARTE IN BÖSEN ZEITEN.

Weilen jederzeit bräuchlich gewesen, daß nach verrichteter Abhör der Bürgermeisterrechnung denen beigewohnten Herren eine Rathsmahlzeit gegeben worden, solches aber eine Zeit hero, größere Kosten zu ersparen, verhütet und unterlassen worden, als ist anstatt solcher Mahlzeit jedweder Person vor die gehabte Mühwaltung und Beiwohnung, Insonderheit Hoch- und Wohlgebornen Herrn Commissariis, Ihro Magnificenz Herrn Johannes von Essen und Herrn Christian Kißling, Ihro Durchlaucht zu Baden Durlach hochverordneten Geheime-Hof- und Kammerräthen, hiesigen Herren Beamten, Herren Stadtschreibern, Herren Protokollisten und den 24 Gerichts- und Rathspersonen, wie auch dem Stadtschreibereiscribenten, der die ferndige Ausfertigung gethan, also auf 30 Personen jedwedem ein silberner Löffel verehret, und Herrn Nicolaus Burkharden, dem Goldschmidt laut Scheins bezahlt 92 fl. 7½ kr.

Bürgermeisterrechnung von 1688. Fol. 79. a.

Ueberhaupt ist es der alten Zeit eigenthümlich, alle öffentlichen Verrichtungen mit Mahlzeiten zu beschließen. Diäten wurden keine bezahlt; solche Mahlzeiten mußten dafür gelten. Originell ist in dieser Beziehung, daß auf dem Rathhause zur Bequemlichkeit der Gerichts- und Rathsverwandten ein eigener Koch bestellt war. Als solcher wird in den 1620- und 30er Jahrer Hans Schlosser erwähnt. Einen Beleg für dies Zehrungssystem giebt unter andern eine Schäferrechnung vom Jahre 1629. Die ganze Einnahme der Schäferei, die damals in Stadt und Altenstadt aus 1350 Stück Schafen bestand, belief sich auf 145 fl. 14 kr. Davon blieb außer den unumgänglichen Ausgaben, worunter z. B. für Papier 2 kr., für Stellung der

Rechnung 24 kr. und ein Ertrageschenk, das dem Scribenten, der die Rechnung stellte, gemacht wurde, von 13 kr., nicht mehr als 13 fl. 48 kr. reine Einnahme; das Uebrige wurde größtentheils „verzehrt.“ So heißt es z. B.: den Schäfern und Kuhhirten, (letzteren wegen 273 Stück Rindvieh, welche die Stadt damals besaß) gegeben 1 fl. 54 kr.

Als mit den Schäfern das Lamm nach alter Gewohnheit verzehrt worden, gieng bei Schwertwirth Christoph Leonhard drauf 7 fl. 24 kr.

Bei Einziehung des Salzgeldes wurde durch Bürgermeister, Bau- und Pferchmeister, die Schäfer und ihre Weiber verzehrt 10 fl. 53 kr.

Bei Einziehung des Pferchgeldes wurde durch die Pferchmeister und Schäfer verzehrt 4 fl., und bei Lieferung des Waidhabers 48 kr.

ALTE KIRCHENZUCHT.

In einer Sitzung des Stadt-Rathes im Jahr 1661 wurde berichtet, daß Hans Georg Rorr, ein Bäcker, am heiligen Adventssonntage zwei Schweine geschlachtet habe. Derselbe entschuldigte sich damit, daß es erst nach der Abendpredigt geschehen sey. „Dieweilen, so lautet der Beschluß, Hans Georg Rorr, daß er gestrigen Sonntag, zumalen am ersten Advent, Schwein salva venia zu metzigen sich unterstanden, und also dieses Fest unverantwortlich entheiliget, daher auch, wenn bei ihm die Mittel zu belegen wären, er mit hochempfindlicher Geldstrafe würde angesehen werden, so wird es dahin gestellt, daß er solchen großen Uebersehens halber nebst 2 Pfund Hellern in das Almosen mit dem Keffit (Käfig, d. h. bürgerlichen Gefängnisse) abgestraft, und eher nicht, als bis er sowohl diese, als andere zuvor andictirte Geldpönen (Geldstrafen) erlegt, aus demselben gelassen werden solle.

In den alten Stadtrechnungen findet sich eine eigene Rubrik: Ausgaben um Gotteswillen, d. h. freiwillige Geschenke aus der Stadtkasse. Besonders viele finden sich aus der Zeit der französischen Verheerungen, an vertriebene Geistliche, Schullehrer, invalide Offiziere und Soldaten, alte Leute ec. So kommt im Jahre 1689 vor: einem armen melancholischen Student verehret 8 kr.

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 5. *SAMSTAG DEN 31. JANUAR.* *1835.*

HEXENPROZESSE IN ERSINGEN

So sehr zuweilen auch die sonderbaren Aeußerungen des Aberglaubens die Lachlust erregen, so bietet uns derselbe doch nur zu oft Stoff zu ernsterem Nachdenken durch die wahre Herabwürdigung der Menschheit, die sich durch ihn beurkundet, und durch die traurigen Folgen desselben. Die nächste Stelle nach dem religiösen Aberglauben nimmt der Hexenglaube ein, im Mittelalter einer der vorzüglichsten Glaubensartikel. Wie allgemein derselbe verbreitet war, lehrt uns die Bulle Papst Innocenz des VIII. (1484), durch welche die Hexenprozesse eine festere und geordnete Einrichtung bekamen. Unter den auf Innocenz folgenden Päpsten waren manche, die eben nicht zu den rechtgläubigsten gehörten, aber die Hexenprozesse dauerten ungemindert fort, bis endlich die erwachende Bildung des 16ten Jahrhunderts auch hier einige Schritte zur Besserung veranlaßte, und wenigstens die allmählige Aufhebung der förmlichen Hexenprozesse herbeiführte. Freilich vermochten bis jetzt die Bemühungen dreier Jahrhunderte das Uebel nicht ganz auszurotten. Noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts kamen beim hiesigen Amte Klagen über Hexereien vor, und die neuere Schule des Magnetisierens, der 7 Himmel, der Geistererscheinungen von Justinus Kerner, Eschenmeyer u. s. w. droht auch diesen Unsinn, wenn auch in feinerer Gestalt, wieder ins Leben einzuführen. — Um so weniger können wir uns daher, da Fürsten und Gelehrte ohne Unterschied diesem Glauben anhiengen, wundern, wenn das gemeine Volk im Mittelalter, und auch noch später, ihm zugethan war. Auch aus dieser Gegend finden sich Beispiele von gerichtlichen Verhandlungen über Hexen. So erwähnen die alten Akten einer Anna Rockin von Ysingen (Eisingen) als einer Hexe, vom Jahr 1491; ebenso der alten Hebamme Anna von da, im nämlichen Jahre; der Barbara Dreherin und Brigitta Segerin von Dutlingen (Dietlingen) von 1532; Dorothea Hugin von Huchenfeld von 1524; der Hebamme von Pforzheim, die deßwegen den Namen der Unholdin erhielt, 1491; der Katharina Heckin und der Menschin von Bilfingen, aus der nämlichen Zeit. Meist traf zwar der unglückselige Verdacht der Hexerei die Weiber, besonders wenn sie alt, gebeugt und triefäugigt waren; aber es kommen auch Beispiele von Männern vor, die sich mit dem Verhexen abgaben, so zwei Männer von Dietlingen, Eckart und Schnefels von 1533[27]. Näheres ist über alle diese nicht angegeben, aber ein glücklicher Zufall hat uns noch den Bericht über eine im Jahr 1576 zu Ersingen eingefangene und in Ettlingen verbrannte Hexe aufbewahrt.

[27] Registrum, darnach allerhandt der Stadt Pforzheym Hanndlungen zue suchen; im hiesigen Stadtarchive.

Im 23. Oktober dieses Jahres wurde nach altherkömmlicher Ordnung durch Schultheiß und Gericht zu Ersingen unter dem Vorsitze des Frauenalbischen[28] Amtmanns Christoph Rothfuß, Herrengericht gehalten. Vor allen wurde daselbst die Hebamme von Ersingen, Margarethe, Georg Bauerbachers Ehefrau, der Hexerei bezüchtigt. Sie sey „so ungedultig mit ihren Weiberen, wan sie Kinds niederkomen wöllen, daß Weib und Kindern großer schaden und nachtheil geschehe.“ Da der Amtmann sie nicht gleich gefänglich einzog, sondern zuerst an die Regierung berichtete, so stieg indessen die Angst vor den Teufelskünsten der Hebamme in Ersingen und Bilfingen so sehr, daß, als der Amtmann den 1. November Rachgericht hielt, Abgeordnete beider Gemeinden vor ihm erschienen und mit vielen Bitten ihre frühere Klage wiederholten. Es werde ihnen täglich viel Viehs angegriffen, gelähmt und getödtet, und das „beschehe
“durch niemand anderes, dann durch die Hebamme, dann
„was sie an Weib und Kindern nit zu wege bringen könt,
„müßte das arme Vieh herhalten.“ Wer mit ihr, ihrem Manne oder ihren Kindern in Unfrieden gerathe, habe zu erwarten, daß ihm das Vieh angegriffen und dermaßen gelähmt werde, daß es sterben müßte. Sie wären alle bereit, den Tod darauf zu leiden, daß an allem dem die Hebamme schuldig sey. Sie habe auch der Frau des Lorenz Burkard[29] die Kindsbüschelein[30] gegeben, wie diese selbst im Gefängnisse eingestanden habe, Beweises genug, daß die Bauerbacherin eine Hexe sey. Weib und Kind in beiden Dörfern entsetzten sich vor ihr, und es sey zu sorgen, daß es je länger je ärger werden möchte, da allbereits Pfarrer Wolfgang zu Ersingen, so wie auch der Pfarrherr zu Bilsingen kein Kind mehr taufen wolle, wenn die genannte Hebamme dabei sey. Beide Gemeinden bäten daher inständig, man möchte ihnen doch von dem bösen Weibe helfen[31].

Bald darauf den 16. November erschien der fürstliche Befehl, die Hebamme gefangen zu setzen. Der Kürze wegen möge er vollständig hier stehen:

Philipps von Gottes gnaden, Marggraue zu Baden, Graue zu Spanheim ec. — Liebe Getreue!

Vff dein Schreyben vnd vff mündlich beschehen anbringen beyder Dörfere Ersingen vnd Bülfingen Abgesandter belanngend Margarethen Jörgen Baurbachers Haußfraw puncto Hexenwerks merklich verdacht, ist vußer Befelch, daß du dieselbe alßbald gefänglich einziehest, vnd wohlverwahrlich enthalten, vnd wenn solches beschehen, es alßdann anhero gelangen lassest, soll daruff yemands mit notwendigem Befelch abgeordnet werden.

Datum Baden den 10. Novembris Anno 76.

Schon den 1. Dec. wurde die Hebamme zu Ettlingen verbrannt[32].

(SCHLUß FOLGT.)

---

[28] Ersingen und Bilsingen gehörten bis zum badenbadischen Anfalle 1771 dem Kloster Frauenalb.

[29] Margarethe, ebenfalls von Ersingen, im Jahr 1573. Damals saßen drei Weiber der Hexerei wegen daselbst im Gefängnisse. Zwei davon, die genannte Margarethe Burkardin und Katharine Hildebrandin starben zu Baden auf dem Scheiterhaufen; die dritte, Antoni Rors Frau, entleibte sich selbst im Gefängniß.

[30] Allerlei Kräuter, die man auf das neugeborne Kind legte, oder womit man dasselbe bestrich. Trank dann das Kind an der Mutter, so theilte sich ihr auch das Hexengift mit, woraus böse Brüste ec. entstanden. Die einfältigen Weiber glaubten meist selbst, Hexerei treiben zu können.

[31] S. Deduktion: Das Recht des Marggr. Hauses Baden auf das Kloster Frauenalb, p. 252. Beil. No. 305.

[32] S. ebendas. p. 134.

Die Auer Brücke.

Da manche unserer geneigten Leser es lieber gesehen hätten, wenn wir eine Chronik, statt eine Darstellung einzelner Begebenheiten und Einrichtungen nach freier Wahl, begonnen hätten, so wollen wir einmal recht chronikenmäßig verfahren, und ihnen erzählen von großen Wassern, von Eisgängen, von Brücken, und zwar diesmal von der Auer Brücke. Sie hieß aber ehemals anders, nämlich Steyninbrucken, Steynbrucken, steinerne Brücke. Eine solche, nämlich eine Brücke mit steinernen Pfeilern führte schon vor 400 Jahren über die Enz. Schon eine Urkunde von 1497 erwähnt ihrer. Sie wurde aber im Jahr 1522 von einem Eisgang abgerissen, und 50 Jahre nachher abermals, worauf dann im Jahr 1573 diejenige Brücke erbaut wurde, wovon die Überschwemmung 1824 die Pfeiler mit fortriß. Sie mußte viele Ueberschwemmungen aushalten, so: 1648, 1687, 1690, 1729. Im letzten Jahre riß das Eis die hintere Brücke mit fort. Die nachher gebaute bedeckte Brücke erhielt sich unversehrt in der Ueberschwemmung von 1784, wurde aber 1799 fortgerissen. Was 1824 geschah, wissen die geneigten Leser selbst. Von dieser Brücke führte auch das Auer Thor früher den Namen: Steinbrücker Thor.

Der Bundschuh,

oder der Bauernaufstand im Jahr 1502.

Historische Erzählung.

Ehe wir die Geschichte beginnen, müssen wir über die Zeitumstände, unter denen sie sich ereignete, etwas beifügen. Im Jahr 1499 führte Kaiser Maximilian mit den Schweizern den sogenannten Schwabenkrieg, welcher den Zweck hatte, sie zu eigentlichen Reichsgliedern zu machen. In diesem Kriege haben viele Landleute aus unsern Gegenden mitgefochten. Diese mögen nach dem, von Seiten der Schweizer glücklich geführten Kriege manche Begriffe von Freiheit in ihr Vaterland zurückgebracht haben, welche die zu Hause schwer gedrückten Beuern mit Freuden aufnahmen. So entstanden die nach einander folgenden Bauernaufstände in unsern Gegenden, im Elsaß ec. ec., welche jedoch leicht wieder zu dämpfen waren, bis nach der Reformation 1524 die Flamme fürchterlicher ausbrach.

Den Namen: Bundschuh hat der Aufstand, den wir hier erzählen, von einem glatten Schuhe mit Riemen, wie man sie noch häufig sieht. Diesen hatten sie als Zeichen in ihren Fahnen, oder auf einer Stange. Auf der andern Seite der Fahne knieete ein Bauer vor einem Muttergottesbilde und betete. Die Unterschrift war: Nichts dann die Gerechtigkeit Gottes.

1.

Am Abende des letzten Decembers 1501 gieng es in Pforzheim fröhlich zu. Die Zünfte der Handwerker zogen unter Musik in ihre Herbergen, lärmende und singende Haufen junger Bursche, die Vorübergehenden mit Schneeballen neckend, füllten die Straßen. Mitten durch dieses Getümmel sah man einen jungen Mann in fremder Tracht durch das Vorstädter Thor in die engen und dunkeln Gassen der Stadt einwandern. Obwohl das Wetter nicht ungünstig war, schien doch der fremde Mann durch eine lange und vielleicht auch eilige Reise etwas erschöpft. Er schien von fernen Landen herzukommen. Es war eine große, kräftige Gestalt, deren männliche Haltung man noch in der Finsterniß wahrnehmen konnte. Ein runder, spitzer Filzhut mit breiten Krempen, das Schwert und das an die kurzen, weiten Hosen angenestelte

Wamms bezeichneten einen Kriegsmann, der eine Stelle über dem gemeinen Soldaten eingenommen haben mochte.

Der Fremde war keineswegs unbekannt in unserer Stadt, denn er beugte schnell rechts in ein Nebengäßchen ein und vermied so geschickt die Hauptstraße, wie einer, der in der Stadt geboren ist, oder sich lange Zeit darin aufgehalten hat. Raschen Schrittes passirte er die finsteren Wege, bis er in der Badgasse (das jetzt sogenannte Thäle oder die Waisenhausgasse), vor einem niedern Häuschen stille hielt. Es war die Wohnung eines alten, armen Weingärtners, mit Namen Kunz Vesperleuter. Durch die zerbrochenen Scheiben flimmerte ein schwacher Lichtschimmer, im Häuschen aber war es stille. Der fremde Mann blickte empor gen Himmel: Du hast mich unverletzt zurückgeführt aus den Schlachten, um meinem Vater ein glückliches, neues Jahr zu bereiten! Noch einen Augenblick und ich werde ihn sehen am Kamine sitzen und die alte Judith liest ihm das Abendgebet vor. Mit diesen Worten näherte er sich dem Häuschen, stellte sich auf die Zehenspitzen und blickte einen Augenblick durch die trüben Fenster in das ärmliche Stübchen: Plötzlich stürzte er mit einem Schrei des Entsetzens zurück, seine Kniee wankten, er zitterte stark und kaum mochte er sich noch aufrecht zu erhalten. Todesstumm blickte er eine Weile in die dunkle Nacht, bis ihn die lärmende Musik im benachbarten Wirthshause aufweckte. Rasch klopfte er an der Thüre des Häuschens, eine alte Frau öffnete bedächtlich halb die Thüre: „Lasset die Todten ruhen, kommt lieber morgen, wenn Ihr etwas von uns armen Leuten wollt.“ Seyd gegrüßt, Judith, entgegnete hastig Konrad Vesperleuter, (denn der Leser wird schon in dem Fremden des Sohn des alten Weingärtners vermuthet haben). Mein Vater, mein Vater! „Bei der Maria und allen Heiligen, schrie die Alte, du bist’s, geliebter Konrad, wir glaubten, du wärest gestorben, aber nun ist Er todt.“ Er aber hörte nicht die Worte der alten Frau, er war hineingestürzt in das kleine Zimmer. Es war eng und kalt, die Winterluft drang durch manche offene Ritze in der Wand. Ein schlechtes Lager stand in einer Ecke, den übrigen Raum nahm ein Tisch und einige alten Stühle ein. In der Mitte stand ein aus rohen Brettern zusammengefügter, offener Sarg, in dem ein alter Mann lag. Sein Antlitz war schrecklich verzerrt, seine weißgrauen Haare waren noch zum Theil mit Blut gefärbt; auch Brust und Arme zeigten deutliche Spuren eines gewaltsamen Todes. Der Sohn knieete hin vor die Bahre seines gliebten Vaters: So muß ich dich wieder finden, alter Mann, rief er schluchzend, deine Thränen wollte ich dir trocknen und ich finde dich so! Vater, theurer Vater, sprich doch nur noch Ein Wort! Wer hat dir diese Wunden geschlagen? „Er kann Euch nicht mehr Antwort geben, guter Konrad, der gestrenge Herr, der Sachsenheim, hat ihn schwer auf den Kopf getroffen, und seine Hunde haben ihn vollends todtgebissen.“ Vesperleuter stand auf und weinte nimmer. „Es war ein schlimmer Morgen, lieber Konrad, als er fortgieng mit dem Wildfallen, er aber meinte, das neblichte Wetter wäre gerade recht. Die Nacht vorher hatte ich böse, böse Träume; aber nichts half, er gieng. Auf unserm kleinen Aeckerlein auf dem Roth hat uns das Wild immer so vielen Schaden angerichtet, und schon zwei Tage hatten wir nichts mehr zu essen; deßwegen hat er die Fallen gestellt, aber als er wieder darnach sehen wollte, hat ihn der Sachsenheim angetroffen; Mittags brachte man ihn todt. Und nun wollen sie ihm, setzte sie weinend hinzu, sie wollen ihm kein ehrlich Begräbniß geben, weil er beim Diebstahl erschlagen worden sey. Der Schreiner, unser Nachbar, hat aus Mitleid diese Bahre umsonst gemacht.“

Konrad war verstummt über der Erzählung, er schien über etwas zu brüten. Die Alte trocknete mit ihrer Schürze sich die Thränen ab. Tröstet Euch, sprach endlich Konrad gefaßt, ich muß mich auch trösten, kommt, wir wollen die Bahre schließen bis für den jüngsten Tag. Er ist ja jetzt bei meiner seeligen Mutter, was hilft das Jammern.

Ihr müßt mir aber noch einen Gefallen thun, gute Frau, thut’s meinem todten Vater zu lieb! Helft mir ihn begraben, und zwar noch diese Nacht. Ich kann nicht länger bei Euch bleiben, ich habe noch wichtige Geschäfte. Nach einer Weile sah man beide das Häuschen

verlassen, Judith verschloß es sorgfältig. Sie trugen Spaden und Haue. Noch vor Mitternacht kamen sie zurück vom Gottesacker. Judith half Konrad den Sarg auf seine starke Schulter heben und folgte ihm in einiger Entfernung nach. Er schlug Nebenwege ein, die zum Kirchhofe bei der Altstädter Kirche führten, so daß er nicht wohl von Jemand bemerkt werden konnte. Neben dem offenen Grabe, das sie hinter einem dichten Hollunderstrauche an der Mauer aufgeworfen hatten, stellten sie den Sarg nieder. Eine große Thräne zitterte im Auge des Sohnes und die gellenden Töne eines Dudelsacks und einer Querpfeife, welche herüberschallten vom Wirthshause zum Sternen, übertäubten das laute Weinen der alten Judith. Sie senkten ihn hinab, und Konrad warf die ersten Schollen Erde hinunter. „So schlafe wohl, wohl auf ewig," schrie Judith. Vesperleuter war still und männlich gefaßt. „Wir wollen noch für seine Seele beten." Sie knieeten nieder und beteten lange. Vom Thurme erschallte der zwölfte Glockenschlag. Sie standen auf und bedeckten den Sarg mit der Erde. „Hier, liebe Frau, ist etwas für Euch, Ihr habt meinem Vater lange und treu gedient, es ist wenig, aber nehmt es. Ich muß Euch verlassen. Ein Geschäft ist verrichtet, aber ein anderes wartet noch auf mich. Das Häuschen werden die Gläubiger nehmen, es ist gut. Ich brauche kein Haus. Judith weinte laut. Unterdessen waren sie bis an das Thor des Kirchhofs gelangt. Konrad schaute noch einmal zurück nach dem Grabe seines Vaters. Der Schmerz schien ihn niederzudrücken, aber er weinte nicht. Schnell drückte er der Alten die Hand: „Betet für mich, liebe Frau!" Ehe sie aber ein Wort hervorbringen konnte, war er im Dunkel der Nacht verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 6. *SAMSTAG DEN 7. FEBRUAR.* *1835.*

HEXENPROZESSE IN ERSINGEN.

(SCHLUß).

Obgleich nun in kurzer Zeit vier Weiber das Opfer des Hexenaberglaubens geworden, so waren dennoch die einmal eingeschüchterten Ersinger und Bilfinger noch lange nicht beruhigt. Alles was nur irgend Widriges ihnen begegnete, mußte von Hexen angestiftet seyn. Ward ein Kind krank, oder starb es, so waren die Hexen schuld; hatte Hagel oder Gewitter im Felde Schaden gethan, so war es vom Teufel, als dem Meister der bösen Künste, auf Bitten der Hexen, seiner Dienerinnen, herbeigeführt worden, und weil nun alle solche Unglücksfälle auch nach Verbrennung der Bauerbacherin nicht aufhören wollten, so war der natürliche Schluß: es müssen noch mehr Hexen da sein, die ihre Künste bisher unentdeckt getrieben haben. Schultheiß, Gericht und ganze Gemeinde zu Ersingen und Bilfingen gaben daher schon im folgenden Jahre 1577, abermals eine Bittschrift an den Markgrafen (von Baden Baden) ein. „Es sei," heißt es darin unter anderm, „Sr. Fürstl. Gnaden ohne Zweifel noch wohl
„bekannt, waß die früher bestraften Weiber nit viel guts
„gestifft vnd gethan, sondern anderst nichts denn alles Elend
„nit allein vnter vinßer Viehe vnd Leuth, auch die jungen
„Kinder gelähmt vnd getödt, sondern auch vnnsere Reben vnd
„Guether mit Hagel vnd vngewitter (wie Augenscheinlich
„am Tag) dermassen verderbt vnd verhext, daß vnnsere
„Khindtskinder dieselben nimmermehr zu recht werden bringen
„mögen. Vnd obschon ermelte vier Weiber ihr recht
„empfangen vnd vberstanden, will doch Lähmung vnd Tödtung
„deß viehes bey vnns kein aufhören seyn, sondern je länger
„je mehr einreyssen, also, daß deren so mit dem Zauber vnd
„Hexenwerkh vmbgehen könnten, noch mehr bey vmß seyn
„werden, vnd ob man auch schon achtung vff sie haben wölt
„kan man ihnen nit zuekhomen, dann sie solchs so tags so
„nachts durch ihren Meister, welcher ein Lügner, zu thun,
„heimblicher vnd hinderlistiger Weiß angerichtet u. s. w. —
„vnd ist hieruff an Ew. Fürstl. Gnaden vnnßer vnderthänig
„vnd vmb Gotteswillen bitten, gnedigs ynsehen
„zu haben, vnd diejhenigen, so angezeigt werden, auch

„greiffen vnd beyfangen zu lassen, dann diejhenige, so ihr recht „vberstanden, vielleicht nit allein, sondern noch mehr in „ihrer Gespielschaft werden gehabt, vnd größlicher zu besorgen, „wo nit Abwöhrung geschieht, wir mittler Zeit gar durch „die bösen Weiber (d. h. Hexen) verderbt werden möchten, „dann so etwan von eynen vnder vnß ein vngrad wort „geredt, würdt den nechsten (Tag) das Vieh angriffen, gelämt „und ertödt, wie dann erst vor 8 Tagen bescheen. Wolten „vmb Ew. Fürstl. Gnaden wir die Zeitt vnd tag vnnßeres „Lebens zu verdienen nimmer vergessen, vmb gnädige hülff „bittende. 7. Februar 1577.

Ew. Fürstliche Gnaden
Vnderthenig Gehorsamme
Schirmbsverwandte, Schultheiß, Gericht vnd gantze Gemeind beeder Dörffere Ersingen vnd Bülfingen, Frauenalber Ampts![33]

Ob die Ersinger und Bilfinger auf dies bewegliche Schreiben von ihren bösen Weibern befreit worden sind, ist mir nicht bekannt.

NACHRICHTEN ÜBER EINZELNE FAMILIEN

1. UNGERER.

Die Familie Ungerer gehört unter die ältesten hiesiger Familien. Schon vor der Reformation lebten hier 1519 zwei Bürger aus derselben, Christmann und Johann Ungerer. Aus dieser Familie stammte sicher auch Johann Ungerer, dessen Lebensumstände eigentlich in der Darstellung der Reformationsgeschichte gehören, an der er einen nicht unbedeutenden Antheil hatte. Hier nur einiges. Nachdem er eine Zeit lang in Bretten als Lehrer an der dortigen Schule gelebt, und unter andern auch Melanchthon unter seinen Schülern gehabt, der nachmals besonders seine Kenntnisse und strenge Rechtlichkeit rühmte, wurde er von Markgraf Philipp hierher nach Pforzheim als Prädikant (Diaconus) berufen, und bereitete hier der öffentlichen Einführung des Lutherthums den Weg. Drei Jahre nachher, 1527, also schon drei Jahre nach Luther, trat er mit fürstlicher Genehmigung in den Ehestand, und sagte sich durch diesen Schritt förmlich von der katholischen Kirche los. Er versah alsdenn noch 15 Jahre hier treulich sein Amt bis 1542, wo er in Ruhestand versetzt wurde, und starb im Jahre 1553 in einem hohen Alter mit der Ueberzeugung, seinen redlichen Antheil zur Beförderung der neuen Lehre beigetragen zu haben, deren völlige Einführung er jedoch nicht mehr erlebte. Dies geschah erst im Jahr 1556.

Gleich merkwürdig ist für die badische, wie insbesondere für die hiesige Religionsgeschichte Benedict Ungerer, durch seinen Antheil an dem Religionsstreite in unserer Stadt 1599 – 1604, als Markgraf Ernst Friedrich in verkehrtem Religionseifer seine eifrig lutherischen Pforzheimer mit Gewalt zum Uebertritt zur reformirten Kirche nöthigen wollte. Er wurde in jenen Unruhen seiner Superintendentenstelle entsetzt, und erlangte sie, wenigstens so lange Markgraf Ernst Friedrich lebte (bis 1604) nicht wieder.

Sein Sohn, der auch Benedict hieß, hatte ein ähnliches Schicksal. Er war Pfarrer in Ellmendingen. Er floh, als sich die ersten Truppen Herzog Bernhards von Weimar im Juli

[33] ebendaselbst p. 228. Nro. 534.

1637 unserer Gegend näherten, nach Pforzheim, und blieb daselbst, bis es wieder etwas ruhiger geworden war.

Fast noch Zeitgenosse derselben war Johannes Ungerer, noch am Schlusse des 16. Jahrhunderts geboren. Er erlebte die traurigen Zeiten des 30jähr. Krieges und starb auch noch vor dem Schlusse desselben. — Noch härter traf das Schicksal seinen 1602 gebornen Sohn Johannes. Nachdem derselbe während des 30jähr. Krieges mehr als einmal, hatte die Flucht ergreifen, und seine Wohnung in Flammen aufgehen sehen müssen, erlebte er auch die Zeiten des französischen Raubkrieges, in dem er endlich nach manchfachen Mißhandlungen im Jahre 1693 auf der Flucht starb. Er wurde bei Thumringen im Breisgau auf dem Felde todt gefunden, in einem Alter von 92 Jahren. Im nämlichen Jahre raffte eine Hungersnoth auch seinen jüngern Sohn Joachim hin. Der ältere, Johann (der in Nr. 1 erwähnte) wurde nebst seiner Frau und 2 erwachsenen Söhnen, ebenfalls ein Opfer des französischen Krieges. Jener Krieg schwächte diese Linie so, daß sie bald darauf ausstarb. Der dritte Sohn Johann starb 1726 ohne männliche Nachkommen, wie die beiden Söhne Joachims, Hans David († 1715), und Hans Joachim († 1711).

Ebenfalls im 30jähr. Kriege lebte hier David Ungerer, ein Weingärtner. Er wurde späterhin Hausmeister in der damals noch blühenden St. Georgenpflege, und starb in dem unglücklichen Jahre 1693. Sein Sohn David, um 1642, ein Zeugmacher, war lange Mitglied des Stadtrathes und starb 1724. Seine 3 Brüder raffte der franz. Krieg weg. Johann starb nebst seiner Frau 1694 Hungers; Christoph Ungerer hatte mit Frau und Kindern gleiches Schicksal; Martin Ungerer starb hier im Elende 1694.

Und so ging es durch alle Linien dieser äusserst zahlreichen Familie hindurch. Auch hat wirklich fast keine hiesige Familie in dem Orleanschen Kriege so gelitten, wie diese, und wir haben darum diese Familie etwas ausführlicher dargestellt, als es unsere Absicht überhaupt in Betreff von Familiennachrichten ist. Sie aber ganz vollständig darzustellen würde den Raum mehrerer Nummern erfordern.

DER BUNDSCHUH,

ODER DER BAUERNAUFSTAND IM JAHR 1502.

HISTORISCHE ERZÄHLUNG.

(FORTSETZUNG).

2.

Unsere Leser sehen sich in diesem Capitel plötzlich nach Ersingen versetzt. —. Der erste Tag des Jahres 1502 fing an zu grauen; im Dorfe herrschte, wie gewöhnlich am Festtagen, eine tiefe Stille, als zwei Männer, im lebhaften Gespräche begriffen, aus einem Hinterhause in den anstoßenden Garten traten. Das Haus gehörte Lucas Rapp, einem Bauern, der, ob er gleich im Dorfe wegen seines Geizes verschrieen war, dennoch als einer der Angesehensten gelten konnte. Die beiden Männer blieben am Gartenzaune stehen; es war unser bekannter Conrad Vesperleuter und Eberhard Rapp, der einzige Sohn des alten Lucas. Conrad war tief in seinen Gram versunken und es schien, als sei jeder Gedanke in ihm ausgelöscht, nur der an seines Vaters Tod sei allein in seiner Seele zurückgeblieben. „Du hältst mich nicht mehr zurück, Eberhard,“ begann er, „mein Entschluß ist gefaßt, ich wollte nur noch einmal das Haus sehen, das mir das Theuerste birgt auf Erden. Glaubst du, meines Vaters Geist könne Ruhe finden, so lange sein Tod nicht gerächt ist?“ „Geb‘ ich dir denn Unrecht, Conrad, hier ist meine Hand, so wahr Gott lebt, ich helfe dir, wie du mir geholfen

hast im Kriege in Graubündten, aber eine Zeit wollen wir abwarten, wo es mehr zu rächen giebt, als Eines Vaters Tod!“ „Leb wohl,“ sprach Conrad, „grüße Sie, du wirst bald von mir hören.“ „Was,“ rief eine weibliche Stimme, „du willst uns so gerade verlassen, ohne uns auch nur ein schlichtes: Gutes Neujahr gewünscht zu haben?“ Ein Bauernmädchen, das sich einen Augenblick hinter dem Zaune mochte verborgen haben, sprang hervor, faßte behend Vesperleuter um den Hals und küßte ihn dreimal auf die Wange. Es war eine kleine, niedliche Gestalt, jede ihrer Bewegungen verrieth Leben und Munterkeit. Ihr kleines Köpfchen, aus dem schalkhafte Augen hervorleuchteten, ihr schönes, braunes Haar und ihr naiv-redseeliger Mund, standen in wunderbarem Einklang mit ihrer ungekünstelt-netten Bauerntracht. — Die Bauernbursche von Ersingen behaupteten einstimmig, sie seye der Ausbund der ganzen Gegend. Und dennoch mochte man oft zweifeln, ob das Mädchen wirklich im Dorfe geboren sey, denn sie verrieth eine gewisse Zartheit im Umgange, eine Feinheit in ihren Reden, die nicht selten eine sorgfältigere Erziehung beurkundet.

„So halte du ihn zurück, Crescentia,“ sprach Eberhard, während Vesperleuter etwas verwirrt dastand, „ich vermag nichts über ihn, er will fort und uns auf immer verlassen.“ „Meinst du,“ eiferte Eberhards Schwester, „ich hätte nicht gleich gemerkt, daß du es warst, als dich gestern Abend mein Bruder einließ? Glaubst du, ich sey so schläfrig, nicht vor Tage aufstehen zu können, um dich auszuschelten, daß du nicht einmal von mir hast Abschied nehmen wollen? Du siehst aber recht stattlich aus, wer hätte je geglaubt, daß aus einem Klosterbruder solch ein furchtbarer Mann hervorgehen könne. Für jetzt bleibst du da, der Vater hat eben das Haus verlassen um nach Pforzheim zu gehen, und wird nicht so bald zurückkommen.“ Sie nahm ihn bei der Hand und zog ihn, ohne daß er widerstreben konnte, unter Kichern hinein in das Haus. Da erschallte von der hintern Seite ein schrillendes Pfeifen, Eberhard gab durch ein Schnalzen mit dem Munde Antwort. Man sah zwei fremde Männer behutsam am Zaune herschleichen. „Ich muß euch auf eine Weile verlassen“ sagte Eberhard, „es sind alte Bekannte, die mich besuchen wollen, geht hinauf in die Stube, ich werde bald wieder bei euch seyn.“

„Was ist dies wieder?“ flüsterte Crescentia, „dieses Pfeifen vernehmen wir fast täglich, und mein Vater hat es auch schon etliche Male gehört. Schon längst merke ich an Eberhard’s Miene, daß etwas im Geheimen betrieben wird, er ist oft so tief in Gedanken versunken, daß man lange Zeit keinen freundlichen Blick an ihm gewahr wird.“ Sie waren unterdessen in die Stube getreten. „Setze dich wieder auf deinen alten Platz,“ sagte das Mädchen, „auf dem wir so manche kurze Stunde zubrachten, ehe du in’s Feld zogst. Es war nicht Recht von dir, daß du so gleich fort gingst, als mich der Vater zwingen wollte, des Schulzen schändlichen Sohn zu heurathen, und jetzt willst du zum zweitenmale fort. Weißt du nimmer, Conrad, wie wir einander im Baarfüßerkloster zum erstenmal sahen, und wie du keine Ruhe mehr hattest, bis deine Probezeit zu Ende war und du mit mir sprechen konntest? Du hast meinetwegen die Kutte abgelegt, und jetzt willst du mich verlassen?“ „Ich bin allein in der Welt,“ erwiederte Conrad, „und muß so bleiben; O! es treten Fälle im Leben ein, wo es am besten ist, Niemand auf der Erde sein nennen zu können. Ich kann nichts verlieren, als mein Leben, und verlier, ich es, dann jammert um mich kein Weib, und keine Kinder beweinen des Vaters Tod. Meine Liebe zu dir ist die nemliche geblieben, aber die Zeiten haben sich verändert.“

Crescentia hatte mismuthig das Haupt auf die Hand gestützt, als Eberhard hereintrat und Vesperleuter hinabrief in das Hinterhaus.

Ehe wir aber weiter erzählen, müssen wir zurückgehen, zu den zwei Fremden, welche, als Conrad und Crescentia sich entfernten, in den Garten getreten waren. Es waren zwei Männer von verschiedenen Aussehen. Der eine war ein junger Mann von kolossalem Körperbau, seine Kleidung war die eines Bauern. Eine offene, freie Stirne, die von der Sonne

gebräunten, jedoch schönen Züge nahmen im Augenblick für den Mann ein. Aber sein dunkles Auge, das scharf und herrisch unter dem Hute hervorblitzte und sein Mund, wenn er ihn zum Sprechen öffnete, zeigten eine seltsame Mischung von edler Würde und furchtbarem Ingrimm. Seine Rede war nicht die des Bauern. Er hatte lange am Hof des Bischofs zu Speier gedient, wo er manches mochte gelernt haben, was dem gewöhnlichen Landmann fremd bleibt. Die Bauern bewunderten ihn, weil er lesen und schreiben konnte. Man nannte ihn gewöhnlich den Fritz von Grumbach (Untergrumbach bei Bruchsal), denn dieß war sein Geburtsort.

Von diesem stach sein Kamerad sonderbar ab. Er war älter, eine untergesetzte, breitschulterige Gestalt, ein breiter Filzhut bedeckte die dichten, langen Haare, seine Augenbraunen hingen borstig über kleine, blinzelnde Augen, die tief zwischen den hervorstehenden Backenknochen lagen. Die Gestalt wurde noch widriger, wenn er sich bewegte. Sein Gang war unstät, als ob er immer Jemand befürchtete, der ihm nachfolgte. Er war bekannt unter dem Namen: der wilde Pfeifer, denn er trug immer eine Pfeife am Halse, auf der er einige Stücke zum Tanze blasen konnte. „Wir kommen von Bruchsal und Bretten, alles ist im besten Gleise," flüsterte Fritz Conraden zu, „gestern hatten wir Zusammenkunft in Grumbach, 600 Mann aus dem Bruhrein sind in unserem Bunde, ziemlich bewaffnet, und wild wie die Löwen. Ich stehe für meine Leute." „Ich habe nicht so viel, aber eben so erbittert, ich kann sie kaum mehr zurückhalten, daß sie den bestimmten Tag erwarten," erwiederte Eberhard. „Sie wollen des Schulzen Haus anzünden, und ihn todt schlagen, weil er 6 Bauern gebunden nach Ettlingen zur Folter führen ließ wegen eines Diebstahls am Klostergut. Unsere Sache kann nicht mehr länger verschoben werden oder der Bund wird entdeckt." „Zu Ende Februars," sagte Fritz, „müssen wir die letzte Berathung halten, um, wenn am März die Steuern und Frohnden ausgeschrieben werden, gerüstet dastehen und losbrechen zu können. Aber immer noch fehlt uns eine Hauptperson, die wir nicht entbehren können, denn sie werden uns geregelt, in Reih' und Glied entgegen ziehen, dann müssen wir, wenn unser Haufe nicht kriegsmäßig gerüstet ist, den Kürzern ziehen. Wir haben außer dir keinen Kriegsmann, der uns in Ordnung stelle, wenn wir zum Kampfe gegen die Würger ausziehen." „Ich habe dir's schon gesagt, Fritz," entgegnete der Pfeifer, „ich stand 2 Jahre lang unter dem schwäbischen Bundesvölkern, und weiß gut, wie man einen Haufen ordnet, trotz dem erfahrensten Kriegsmann." „Nichts weißt du, als deine Pfeife zu blasen," erwiederte Fritz zornig; „du möchtest immer so gerne den Großen spielen und wenn's darauf ankommt — nun wir wollen die Zeit abwarten."

„Ich wüsste wohl Rath," begann Eberhard, „Conrad Vesperleuter aus Pforzheim war, als ich gegen die Schweizer focht, Rottenführer, und ist kürzlich zurückgekehrt, eben ist er in unserem Hause, um Abschied zu nehmen, denn er will wieder in die Weite wenn er Rache genommen am Sachsenheimer, der seinen Vater erschlagen," „Er muß unser werden, bei der Maria, Sachsenheim hat seinen Vater erschlagen? wie kann er sich besser rächen, als wenn er in unsern Bund tritt?" Eberhard verließ schnell die beiden, und rief, wie wir oben gesehen haben, Conrad Vesperleuter plötzlich hinab in das Hinterhaus.

(Fortsetzung folgt.)

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 7. *SAMSTAG DEN 14. FEBRUAR.* *1835.*

DIE ALTE GOLDSCHMIEDEZUNFT.

Es ist nicht allein der Zweck unseres Blattes, einzelne Begebenheiten aus der Geschichte Pforzheims genauer und richtiger, als bisher geschah, darzustellen, denn dies würde bei einer Stadt, wie die unsrige, so reich sie auch an merkwürdigen, oder wenigstens interessanten Begebenheiten ist, immmer bedeutende Lücken lassen, da jene Begebenheiten, der Beschaffenheit des Stoffes nach, unmöglich so reichhaltig seyn können, daß sich aus ihnen eine fortlaufende Geschichtserzählung ziehen ließe; sondern es ist auch unsere Absicht, den jedesmaligen Zustand eines Zeitabschnittes, so weit er unsere Stadt betrifft, klar zu machen. Wir haben dies durch die Wahl unsers Titels „Pforzheim's Vorzeit" anzudeuten gesucht. Zwar sind allerdings Erzählungen von Begebenheiten mehr zur Unterhaltung geeignet, als Darstellungen von Zeitverhältnissen und Zeitansichten; aber sie dienen in der Regel nur dazu, unser Urtheil zu verwirren, da wir gewöhnt sind, alles nach unsern Ansichten und Verhältnissen zu beurtheilen. Wir lernen die Zeit nicht aus einzelnen Ereignissen kennen, umgekehrt ist es immer der Geist, die vorherrschende Tendenz eines Zeitalters der Maaßstab, nachdem sich unser Urtheil über Ereignisse richten muß.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, theilen wir unsern Lesern von Zeit zu Zeit Actenstücke über den früheren Stand der bürgerlichen Verhältnisse, der Gewerbe, so wie die Lebensweise unserer Voraltern mit. Für dies mal heben wir einige Notizen über die alte Goldschmiedezunft aus. Freilich ist sie in keinen Vergleich zu setzen mit dem jetzigen Flor der Bijouterie. Unter dem früher, auch bei diesem Erwerbszweige herrschenden Zunftzwange war ein solches Aufblühen schon an sich undenkbar. Es darf daher auch die, früher ganz allgemeine, jetzt einigermaßen in Verachtung gerathene Benennung „Goldschmiede" nicht wundern. Einige Angaben über die Art und Weise, wie früher dieses Geschäft betrieben wurde, erklären uns, wie passend der Name war.

Markgraf Christoph, der im Jahre 1527 starb, war die ganze Zeit seiner wohlthätigen Regierung hindurch eifrig besorgt, dem ganzen bürgerlichen Leben seiner Unterthanen, sowohl in staatsrechtlichen Verhältnissen, als auch im Gewerbs- und Polizei-Fache, eine neue Gestaltung zu geben, oder vielmehr das Alte, wie es bis auf seine Zeit dem Brauche gemäß gehalten worden war, in eine feste, zum Theil freilich kleinliche Form zu bringen, die sich wirklich einige Jahrhunderte hindurch größtentheils erhielt.

Unter diesen Verordnungen findet sich auch eine, betitelt: „Ordnung der Goldschmiede." Wir haben schon erwähnt, daß auch dieses Gewerbe zunftmäßig war. Die

Goldschmiede bildeten mit den Glasern eine Zunft. Im Jahre 1698, als nach dem langen schweren Kriege alle Zünfte mit ihren Meistern neu eingetragen wurden, fanden sich 27 Meister dieser Zunft, wovon ungefähr die Hälfte aus Goldschmieden bestand. Wir können daher für die Zeiten vor jenem Kriege 15 bis 20 Goldschmiede annehmen.

Damit nicht von den vorgeschriebenen Gesetzen abgegangen werde, waren wie bei allen Zünften, so auch hier, Schauer bestellt, welche über die ordnungsmäßige Beschaffenheit der Waaren zu wachen hatten. Größere Artikel mußten sie einzeln, kleinere (unter einer halben Mark Silber an Gewicht) Parthienweise besehen, worauf sie dieselben zeichneten, wenn sie dieselben gerecht, d. h. richtig erfanden.

Die Behandlungsart in der Arbeit war freilich von der jetzigen sehr verschieden. Der Unterschied zwischen Gold- und Silberarbeitern war unbekannt; überhaupt waren Arbeiten in Silber häufiger, als in Gold, da die letztern der plumpen Arbeit halber, gar zu hoch zu stehen kamen. Die Arbeiten in Silber wurden gewöhnlich vergoldet oder goldplattirt. Gegossene silberne Waaren mußten 14 Loth, die gehämmerten oder geschmiedeten 14½ Loth halten. Legirt durfte das Silber vorgeschriebener Maaßen nur mit Kupfer oder Messing werden. Bei Vergoldungen galt als Probe die Kratzbürste; Arbeiten, welche diese nicht aushalten konnten, waren verboten. Was bereits vergoldet war, durfte nicht wieder vergoldet werden, außer Monstranzen und ähnliche Gegenstände. Sogenannte falsche Edelsteine oder Glasflüsse in Gold zu fassen, war für ein Falsch, einen Betrug erklärt. Solches durfte nur für einen Fürsten geschehen. Das Gold wurde für den gewöhnlichen Verkehr nicht nach den Karaten des Gehaltes beurtheilt, sondern im Allgemeinen nur rheinisch, ungarisch, und Dukatengold unterschieden. — Manches andere der Art giebt die nun wörtlich folgende Ordnung:

Verzeichnus eyner Ordnung das goltsmidt Handwerk antreffend, So in der Markgraueschaft Baden für genomen, vnnd gehalten werden soll.

Zum ersten, sol alles Versamelten, vnnd abgegossen Goldschmidtwerks, Als von Gurteln vnnd annderer arbeit, die Mark an silber hatten viertzehen Lot.

Item des gehemerten Werks, Als schalen, töpff, Becher, vnnd derglichen arbeit, da sol die Mark zum myndsten halten, funfftzehendhalb Lot, vnnd nit darunder.

Item Von demselben sol dem goltschmidt ein halb Lot hinzubezalt werden an der mark, für abgang, Als vil Es besser ist dann das annder werck silber, Doch mag der goldschmidt, das nachlassen, oder Es vf den Lon vergleichen, so Ime von der arbeit wirdet.

Item Beslegde (Beschläge) Es sy wyß oder vergült, das sol Alles zu fünfftzehenhalben lot halten, wie das gehemmert werck.

Item daruff mag man das golt wol vffstrichen (vergolden).

Item were aber das yemand beslegde haben wolt, das vffgestossen (plattirt) were, so mag der golltschmidt das auch machen, Doch das Er kein vfgestrichen beslegde für vffgestoffenes geb.

Item was von großen Stücken gearbeit oder gemacht wirdet, Alls gurtel vnnd anderes die da halten ein halb mark oder mee, dieselben grossen stücke oder arbeit, sol ein yeglicher goltschmidt den Schauwern zeugen, so Es gemacht ist, Und ist es gerecht, So sollen sie es zeichenen.

Item was von kleinen dingen ist von golten Ringen oder ander Kleinen Arbeit, das mögen die Schauwer zu yedemmale mit dem grossen besehen.

Item wann erfunden wirdt, das das silber nit helt als obsteet (wie oben steht), nemlich das versamelt zu vierzehen loten, vnnd das gehemert vnnd beslegde zu funfftzehendhalb Loten, So sol dasselb silber oder die arbeit von stundt von den Schauwern zu hauff geslagen werden vnnd soll der goltschmidt darzu zu pene (Geldstrafe) verfallen sin, von der mark ein ort (eins Gulden), von der halben mark ein halb ort, so vil des silbers ist, oder minder, ob des silbers mynder ist ec., nach anzale.

Item ein yeglich silber sol geleyert (legirt) sin mit Kupffer vnnd mit mesing, vnnd wo das verbrochen (übertreten), Oder annders gehalten wirdet, So sol der goltsmidt dasselb silber alles verloren han, vnabläßlich, Es sy wenig oder vil, vnnd mag Ine dazu myn gnediger her auch straffen.

Item ein yeglich vergült silber das nach dem, so Ime sin Farw gegeben ist, die Kratzbürst nit Erleyden mag, ist verboten by einer pene von yedem Lot silbers ein schilling pfennyng, vnableßlich zu geben, vßgescheiden (d. h. ausgenommen) das vffgestrichen golt, vff dem Beslegde wie norsteet (vorsteht), das hat syn meynung.

Item wie ein yeglicher Goltschmidt ein golt weret (währet, tariret) dafür er es git (gibt), also sol Es sin wo das feelet, So soll Es der goltschmidt bessern (nachhelfen) Nemlich soll kein ungerisch oder ducaten fur fyn gegeben werden, Rinisch für ducaten, vnnd bösers für bessers (nemlich Gold.)

Item ob es aber zum halben oder dritten teil felet, oder So merklich das man schinbarliche gefertickeit merckte, So sol der goltschmidt als (so) vil goldes, als Er also gegeben hette, auch so vil zu pene versallen sind.

Item es sol auch keiner der golde verarbeit, dasselb goldt von Ruwem vergolden by der pene verlierung des goldes.

Item es sol keiner keinen messing vergolden, Als zu Kleinottern (Kleinodien) oder sollichen dingen, Dann Es ist ein falsch, Doch monstrantzen, vnnd deßgleichen Danon kein Falsch geschicht (womit kein Betrug geschehen kann), die mag man auch vergolden.

Item es sol Keiner kein müntz, die dem goldt, oder guldin glichen mag, vergülden, Er slahe (schlage) dann ein sichtbar Loch dardurch.

Item Es sollen wedder goltschmidt, oder anndere keinen kelch, Crutz oder anndere kirchengezierde von Argwonigen (verdächtigen) Luiten kauffen by Iren eiden.

Item Wem also Ettwas Argwonigs furkäme, der sol schaffen, ob er mag, Das Es gerechtuertigt werde, Ob er Es annders nit selber gerechtuertigen kondt.

Item man sol kein glass das Edelngestein glichen mag, In golt versetzen (fassen), dann Es ist ein Falsch, doch mag man es eim Fursten machen.

Item von Aller arbeit mag ein goltschmidt Lons nemmen, Als er des ungeverlich geniessen mag oder wil, Doch sol man nyemannn vber billichs vbernemmen.

Item die Ordnung muss man vf den Jarmerkten vnd fust allen Goldschmieden, vnnd Kremern verkünden, Vnnd die sollnd fremd vnd heimisch, nüst (nicht) annders feyl haben, vekauffen, Dann was die Ordnung Erlyden mag, vnnd wellicher die ordnung darüber verbricht, der sol den gemelten penen In obgeschriebener maß underworffen sin, vund die zu yedem male geben.

Anekdoten von alten Gebräuchen und Sitten.

Wirthschaftsangelegenheiten.

Es haben Claus Morlock und Jörg Beckh als Weinschätzer dem Würth den Aymer neuen Wein pro 6 fl. erkauft, die Maas á 5 kr. so viel zu theure geschätzt, daß also kein fremder oder einheimischer keinen ehrlichen trunk in solchem Preyß mehr thun kann; solle jeder der Herrschafft zur Straf 1 Pf. Heller bezalen, und solle hinfüro kein Wein mehr schätzen, oder der Wirth ausschenken, er habe denn zuvor gnädiger Herrschaft, oder deren Bedienten zu wissen gethan, und aufgelegt, wie theur der Wirth den Wein erkauft, auch von welchem Orth er solchen herbringe, bey Straf 10 fl. Item soll Er Würth, weilen in ganzer Marggravschafft gebräuchig, daß kein Würth vor Martini neuen Wein ausschenke, und insonderheit weilen er keinen alten Wein darneben gehabt, der Herrschafft zu wohlverdienter Straff erlegen 2 Pf. Heller Laut Vogtbuchs.

Vogtgerichtsprotokoll von Mühlhausen an der Würm, 1682.

Berichtigung.

Gehres erzählt §. 2. seiner Chronik, daß im 10ten Jahrhundert Herzog Leopold von Schwaben in Pforzheim residirt, späterhin 985 einen Stutengarten angelegt habe, woraus nachher Stuttgart entstanden sey.

Dies ist ganz falsch. Gehres hat hier drei Fehler gemacht, die fast etwas zu grob sind. Ob Stuttgart seinen Namen von einem Stutengarten habe, ob, wie die alten Chroniken von Wolleb, Schwelin ec. erzählen, ein Markgraf Rudolf von Baden um das Jahr 1100, zu welcher

Zeit gar kein Markgraf Rudolf lebte, die Gegend von Stuttgart seinem Schwiegersohne Johannes von Würtemberg, der ebenso erdichtet ist, als Heirathsgut für seine Tochter Anna oder Maria gab, lassen wir dahin gestellt seyn, da es mit der Geschichte Pforzheims in keinem nähern Zusammenhange steht. Sattler in seiner topographischen Geschichte Würtembergs hat alles dies ausführlich widerlegt. — Wir haben es hier nur mit Pforzheim zu thun.

Gehres nennt einen Herzog Leopold von Schwaben. Ein solcher hat aber nie gelebt. Gehres hat nur den alten Chronisten Nicodemus Frischlin, der bei seinen vielen Unrichtigkeiten von Gehres als zuverlässige Quelle benutzt ward, falsch gelesen. Der Herzog den Frischlin meint, hieß nicht Leopold, sondern Luithulf oder Ludolf, war der Sohn des teutschen Kaisers Otto des Großen, und bekam Schwaben durch seine Gemahlin Ida, Tochter des Schwabenherzogs Hermanns des Ersten. Ludolf lebte aber im Jahr 985 lange nicht mehr, denn er dankte 954 ab, und starb 957.

So weit die Namensunrichtigkeit. Aber auch die ganze Sache selbst beruht auf einem Irrthume, denn Pforzheim gehörte in jener Zeit nicht zu Schwaben, sondern zu Franken.

Nach Vertreibung der Römer waren die Alemannen völlig unabhängig geblieben bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts. Als aber Chlodwig, König der Franken, im Jahre 486 den letzten Rest der römischen Macht in Gallien vernichtet hatte, griff er auch die Alemannen an, und schlug sie in der Schlacht bei Zülpich 496. Zwar geriethen dadurch die jenseits des Rheines, im heutigen Elsaß, wohnenden Alemannen unter fränkische Botschaft, denn die diesseitigen Alemannen hatten keinen Antheil an dem Kriege genommen; aber die Unterwerfung eines so bedeutenden Theils derselben mußte nothwendig auch auf den übrigen Theil des Volkes Einfluß äußern. Die diesseitigen Alemannen blieben indeß unabhängig bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts. Von dieser Zeit an erschienen aber die diesseitigen Alemannen als in einer Verbindung mit den Franken stehend, wahrscheinlich in Folge eines Vertrages, den die alemannischen Herzoge und Grafen mit dem Frankenkönige Theudebert schlossen. Doch hatte diese Vereinigung keinen Einfluß auf die Verfassung der Alemannen. Sie behielten ihre angeerbte Religion bei, während die Franken bereits Christen waren, auch ihre bürgerliche Verfassung, ihre angestammte Lebensweise ward dadurch nicht verändert.

Aber ein Stück Alemanniens scheint völlig abgetreten worden zu seyn, denn es wird von der Zeit an, wo die diesseitigen Alemannen mit den Franken in Verbindung treten, nicht mehr zu Alemannien, sondern unter dem Namen des rheinischen Frankens zum großen fränkischen Reiche gerechnet: es war der Landstrich vom Main bis zum Schwarzwalde. Dort lief die Grenze längs der Dos hin über die Nagold und Würm an die Rems. Dazu gehörte auch Pforzheim. Die Schicksale dieser Stadt sind daher nicht mit denen des eigentlichen Alemanniens, sondern des rheinischen Frankens verkettet, und wir werden dadurch auf die Spur geleitet, daß wir Pforzheim in etwas späterer Zeit, als diese Eintheilung allmählig in den aufblühenden Grafengeschlechtern untergieng, auch unter Besitzungen dieser Grafen zu suchen haben. Die Spuren leiten uns, wie wir später sehen werden, auf die Grafen von Calw.

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 8. *SAMSTAG DEN 21. FEBRUAR.* *1835.*

UEBER DIE EHEMALIGE GRÖßE UND BEVÖLKERUNG PFORZHEIMS.

Es ist eine ganz allgemeine Behauptung, daß Pforzheim früher weit größer und bevölkerter gewesen sey, als jetzt, und die Angaben unserer Chroniken stimmen damit vollkommen überein; Roller sagt sogar in seiner Beschreibung Pforzheims Seite 67: „Aus Ruinen und noch vorhandenen „Thürgestellen von Häusern längs der St. Georgensteig, „zwischen der Stadt und Altstadt und andern Orten, läßt „sich ganz bestimmt abnehmen, daß Pforzheim „ehemals bedeutend größer und volkreicher „war, als jetzt ec.“ Eine Widerlegung dieser völlig unwahren Behauptung würde weniger nöthig seyn, wenn nicht das Wort solcher bedeutender Männer dafür sprechen, und die Gründe, die man dafür anführt, der Behauptung einen täuschenden Schein von höchster Wahrscheinlichkeit verleihen würden.

Das umgekehrt die Bevölkerung ehemals nicht größer, sondern immer, und größtentheils bedeutend geringer war, läßt sich leicht zeigen. Wir besitzen zwar keine Zählung der Einwohnerschaft aus früheren Zeiten, als eine Bürgerliste von 1698; aber die Taufregister, die bis zum Jahr 1607 reichen, geben uns ziemlichen Aufschluß darüber, und wir sind dadurch im Stande, die Bevölkerung bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts zurückzuberechnen. (Sachs in seiner badischen Geschichte IV. |Thl. S. 81. Gehres S. 77 gibt zwar an, daß die Stadt um das Jahr 1500 gegen 800 Bürger gezählt habe, aber diese Angabe ist nichts weiter, als eine Vermuthung). Neben den Geborenenlisten dient uns als sichere Quelle der Umfang der Stadt in früheren Jahrhunderten. Wir können denselben in ziemlich frühe Zeit zurück verfolgen, denn bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts stehen uns schriftliche Denkmale darüber zu Gebote, und für noch ältere Zeiten, wo jene spärlich und ungenügend werden, sprechen die Monumente, die wir noch in den Resten der alten Befestigungen der Stadt, den Trümmern von Gebäuden ec. besitzen.

Sehen wir vorerst von den Vorstädten ab, so ist jedenfalls sicher, daß der Umfang der Stadt, niemals größer, eher kleiner war, denn wenn die Bevölkerung einer Stadt auch noch so sehr abnimmt, so werden dennoch nicht leicht die Stadtmauern enger gezogen. Die alten Festungswerke der Stadt mit Mauer, Zwinger, Wall, Graben, Thürmen verrathen ein Alter von wenigstens 4 bis 5 Jahrhunderten, denn sie sind offenbar zu einer Zeit angelegt, in welcher der Gebrauch des Schießpulvers im Kriege noch nicht sehr bekannt war (mit Ausnahme eines Theils der Befestigung des Schlosses); sie konnten damals wohl zum Schutze und zur Vertheidigung dienen, aber gegen Geschütz waren sie völlig unbrauchbar. Nehmen wir dazu,

daß nicht allein die Abbildung von Pforzheim, die wir vom Jahre 1643 besitzen, ganz den nemlichen Lauf der Stadtmauern zeigt, den wir noch jetzt aus den Ueberbleibseln derselben ersehen können, sondern daß auch Urkunden aus noch älterer Zeit genau damit übereinstimmen, so wird es außer allen Zweifel gesetzt, daß wenigstens seit 4 Jahrhunderten keine Veränderung in dem Umfange der eigentlichen Stadt vorgenommen worden ist.

Zum Beweise dafür dienen auch die Vorstädte. So weit überhaupt unsere beglaubigten Nachrichten über Pforziehm in das Mittelalter hinaufreichen, finden sich auch Nachrichten darüber, daß schon am Ende des 13. und Anfange des 14. Jahrhunderts die 3 Vorstädte fast ganz so bestanden, wie sie noch jetzt sind. Die Aue, die ohnehin aller Wahrscheinlichkeit nach einer der ältesten Theile der Stadt ist, was schon daraus wahrscheinlich wird, daß fast alle diejenigen Familien, die wir als die ältesten in hiesiger Stadt kennen, aus der Aue abstammen. Die Brötzinger Vorstadt, deren eine Urkunde von 1322 erwähnt. Nur die Altstadt, als die schon dem Namen nach älteste Anlage der Stadt, scheint einige Veränderungen erlitten, und während des dreißigjährigen Krieges viel von ihrem früheren Umfange verloren zu haben. Außer Gründen, die anderswo behandelt werden müssen, spricht dafür, daß die Altstädter Pfarrei früher sehr bedeutend war, denn mehrere umliegende Orte waren Filiale zu derselben — noch jetzt die zu der Stadt gehörigen Zinken, Thiergarten, Heudach, Friedrichsberg; Würm mit Liebeneck; früher auch noch Dillstein, Weißenstein und Huchenfeld; — daß diese Pfarrei den kleinen Zehnten aus der ganzen Pforzheimer Gemarkung zu beziehen hatte, daß die Altstädter früher eigene Polizei hatten, wie sie überhaupt mit den Bewohnern der eigentlichen Stadt in sehr geringer Verbindung lebten. Ebenso ist Beweis dafür, daß, als im Jahre 1662 die ausständigen Capitalien der hiesigen Stadtcasse untersucht wurden, der größte Theil der zur Altstadt gehörigen Häuser, auf welche Capitalien hypothecirt waren, seit dem dreißigjährigen Kriege nur noch öde Hausplätze waren, die auch späterhin nicht mehr überbaut wurden. Eine wichtige Notiz dafür gibt auch das Stadtprotocoll von 1661. Als in diesem Jahre Visitation gehalten wurde, klagten die Bürger der Altstadt, daß alles bei ihnen offen stehe, indem doch früher die Altstadt durch Thor und Riegel verwahrt gewesen sey.

(Fortsetzung folgt.)

Sitten und Gebräuche früherer Jahrhunderte.

Alte Kirchenzucht.

So sehr die städtischen Behörden in älteren Zeiten darüber wachten, daß sich kein Mitbürger leichtsinnige Reden und Handlungen gegen die Religion zu schulden kommen ließe, so oft waren sie in dem Falle, solche Vergehen rügen zu müssen, denn religiöse Gesinnung läßt sich bekanntlich nicht erzwingen, und die damalige Zeit war noch etwas ungeschliffen. So berichtet das Stadtrathsprotocoll von 1691, daß Bernhard Enderlin, gegen seinen wachhabenden Offizier, der ihn an seine Pflicht erinnert, mit unanständigen Reden sich vergangen, und dabei gotteslästerlich geflucht habe, weßwegen derselbe 10 Schilling Pfennig (44 kr.), ungeachtet er ein weit mehreres verwirkt hätte, sogleich ins Almosen bezahlen, oder sich 24 Stunden einstecken lassen solle. Gleiche Strafe mußte Johannes Aler, Schuhmacher und Wildmannwirth erlegen, weil er über die Vertheilung der Kriegsgelder ungebührliche Reden gebraucht, und insonderheit greulich geflucht habe.

DER BUNDSCHUH,

ODER DER BAUERNAUFSTAND IM JAHR 1502.

HISTORISCHE ERZÄHLUNG.

(FORTSETZUNG).

2.

Konrad näherte sich betreten den Männern, von denen ihn Fritz von Grumbach mit scharfem Auge von Kopf bis zu Fuß musterte. „Grüß Euch Gott, Konrad, begann er nach einer kleinen Weile, ich sehe, Ihr verwundert Euch und werdet Euch wohl nicht denken können, was wir mit Euch zu sprechen haben mögen. Ihr wollt euer Vaterland wieder verlassen, wie mir Eberhard sagt, und einem fremden Herrn dienen? Ich lob‘ es, wenn sonst keine Hoffnung mehr da ist, aber hört mich an. Ihr sehet eures Volkes tiefes Elend und wollt ihm entweichen? Ihr seht, wie wir unser Blut versprützen für unsere Zwingherrn in Fehden und Jagden, wie wir uns abmühen müssen auf den Frohnden, und wollt aus dem Lande ziehen? Ein Ochse bekommt sein Futter, wenn er gearbeitet, aber uns nimmt man nach dem schwülen Tage den letzten Bissen, uns, die wir Menschen sind! Leibeigen, wissen wir nicht, wann es unsern Quälern in den Sinn kommt, uns ob des geringsten Fehls zu tödten. Niemand bestraft sie, niemand von uns kann sie vor Gericht ziehen! Haben wir uns abgemüht mit der Bearbeitung unsers Feldes, und hoffen sehnsuchtsvoll auf die nächste Erndte, so fällt es dem Herrn ein zu jagen, und mit Knappen, Pferden und Hunden durchzieht er das Feld und vernichtet unsere Hoffnung. Steht dann der arme Bauer jammernd mit gefaltenen Händen auf seinem Acker, der vor der Erndte ein Stoppelfeld geworden, so lacht ihm der gnädige Herr ins Gesicht, und der ungnädige läßt ihn durchpeitschen. Wenn wir Steuern, Zehnten, Blutzehnten entrichtet haben, dann kommt noch Besthaupt[34], Todfall, als Steuer für die Todten! Ist der weltliche Herr zufrieden, dann kommt der Geistliche, das Kloster und der Pfaffe und fordert unerbittlich das Seine. Werft einen Blick in unsere elenden Hütten, wo der Hunger aus den bleichen Gesichtern schaut und verlasset euer Vaterland, wenn es Euch möglich ist! Ihr habt in der Schweiz gekämpft, Kamerad, habt Ihr’s dort auch so gefunden? Da wohnt ein ander Volk! Sie geben, was recht ist, das übrige ist der Lohn für ihre Arbeit. Wer darf ihnen das Ihrige nehmen, wer sie willkürlich zur Folter schleppen?

Ich sehe, Dich rührt deines Volkes Jammer, aber Du begehrst nicht, ihm zu helfen, Du willst in die Fremde ziehen. Zieh fort und vergiß deines Vaterlandes! Wir aber wollen uns frei machen oder sterben, wir wollen kämpfen wie die Schweizer und unsrer Väter Schmach blutig rächen! So wisse denn, einen geheimen Bund haben wir geschlossen, er zählt schon über 1000 Köpfe, von hier bis nach Speier. Eberhard und ich sind die Häuptlinge. Thue nun, was Du willst, tritt zu uns oder verrath‘ uns, Du weißt Alles.“ Vesperleuter war in tiefes Nachdenken versunken und vermochte kein Wort zu erwiedern. Nach einer Weile nahm Eberhard das Wort. „Du verräthst uns nicht, Konrad, Du wirst uns beistehen in der guten Sache, Du wirst uns schützen helfen unsere Väter, Mütter und Geschwister, denen deines Vaters Schicksal jeden Augenblick bevorsteht!“ „Ich bin Euer, sagte Konrad heftig, bei der Hochgebenedeiten, ich verlasse dich nicht, Eberhard, und gieng’s in die Hölle.“ „Bedenk‘ es, Konrad, daß es Dich nicht nachher reue, was Du gesprochen,“ sagte Fritz. „Ich hab‘ es schon

[34] Die Schilderung ist keineswegs übertrieben, sondern nur zu sehr historisch wahr. — Wenn jemand starb durfte der Gutsherr aus der Verlassenschaft desselben das beste Stück auswählen, was nicht nur an sich das Gefühl beleidigte, sondern nicht selten empörend wurde, da oft genug nicht auf den Werth der Sache, sondern auf die Unentbehrlichkeit für den Leibeigenen gesehen wurde. Ueberhaupt verletzt eine Darstellung des damaligen Bauernelends nicht nur jedes menschliche Gefühl, sondern nicht selten sogar den Anstand.

überdacht, ich trete in Euern Bund. Warum hast Du mir aber nicht vorher Euern Plan offenbart, Eberhard?“ „Ich habe diesen erwartet, erwiederte Eberhard, auf Fritz v. Grumbach hinweisend. So schwöre, Konrad Vesperleuter, bei der heiligen Dreieinigkeit, daß Du unserm Bunde treu bleiben, für ihn kämpfen und wenn es Noth thut, den Tod zu erleiden, willig und bereit bist. Ichschwöre,“ wiederholte Vesperleuter feierlich.

3.

Wir kehren wieder nach Pforzheim zurück. Der Februar ließ sich mit häßlichem Wetter an. Große Schneeflocken mit Regen vermischt, fielen zur Erde und es schien nicht so bald nachlassen zu wollen. Trotz dem schlechten Wetter kam eines Morgens ein Bauersmann eilig die Brötzinger Gasse her und schlug den Weg nach der Pfarrgasse ein. Es war ein alter Mann, von kleinem und wie es schien, etwas schwächlichem Körperbau, sein Auge aber, das schlau umherschweifte und sein stetes für sich Hinplaudern, das von Bewegungen mit den Händen begleitet war, schien einen in Handel und Wandel geübten Mann anzuzeigen. Er trug einen Rückkorb, der seinem Alter etwas beschwerlich seyn mochte, denn er stützte sich stark auf seinen langen Stock. — Es war Crescentia’s und Eberhard’s Vater, Lukas Rapp von Ersingen. — Er hielt vor dem Hause des Herrn von Sachsenheim[35], stieg, nachdem er seine Holzschuhe sorgfältig gereinigt und die Schneeflocken von den Kleidern abgeschüttelt hatte, mit entblößtem Haupte die Treppe hinauf und klopfte schüchtern an der Thüre. Ein Diener öffnete sie ihm. „Der Herr wartet schon lange auf Euch, Lukas.“ Mit diesen Worten führte er ihn an eine Zimmerthüre, öffnete sie und hieß ihn eintreten.

Lukas machte einen tiefen, bäurischen Bückling als er eintrat. Ein, in den Jahren bereits vorgerückter Mann saß mißmuthig am Kamin. Seine sonst gebieterischen Züge und seine funkelnden Augen waren durch eine traurige Stimmung etwas besänftigt. Er stand auf, als der Bauer eintrat, seine Stirne umwölkte sich. „Hund von einem Bauern, schrie er, warum hast du mir es nicht gemeldet, als ich vom Hoflager zurückkam?“ „Ich wollte Euer Gestrengen nicht bei Ihrer Ankunft durch den Todesfall betrüben, erwiederte Lukas halb laut und zitternd, ich dachte, die Nachricht werde zu früh kommen, wann sie komme, und Ew. Gestrengen befehlen immer, ich solle sie stets wie meine Tochter behandeln, auch wenn sie stürbe.“ „Ja, das befehl ich, Rapp, du hast Recht gethan,“ sagte in einem mildern Tone der Herr des Hauses. „Höre nun, was ich dir befehle,“ fuhr er fort, indem er ein schönes, schwarzes, mannigfaltig mit Blumen und Bändern geziertes Kreutz herbeibrachte, „dieß trag in deinem Rückkorbe, sorgfältig bedeckt, nach Ersingen, ich werde dir zu Pferd nachfolgen, denn ich will wissen, wo sie begraben liegt. Nimm dieses und mache dich reisfertig.“

Der Bauer bedankte sich, indem er für den gestrengen Herrn zu beten versprach, nahm seine Krätte wieder auf den Rücken und ging, wie er gekommen. — „Ungeheuer von einem Weibe,“ schrie Sachsenheim, als er allein war. „Du hast mir das Leben vergiftet; hast du darum mir Liebe geheuchelt, um meinen Namen zu schänden durch deine Flucht, um mir ein Wesen zurück zu lassen, dessen Vater ich nicht bin? Es war nicht meine Tochter; sie sah jenem Schurken so ähnlich, der mir die Mutter entführte! Nun ist sie todt; ich habe sie, seit ich sie als Kind dem Bauern übergab, nie mehr gesehen, aber ihr Grab muß ich doch besuchen.“ Nach einer Viertelstunde sah man den Ritter das Haus verlassen.

Es war Abend geworden, als Wilhelm von Sachsenheim Ersingen verließ. Der Mond, der seinen Schimmer über die weißen Felder ergoß, schien auch den Himmel aufgeklärt zu haben, denn die Sterne glänzten wie in der schönsten Sommernacht. Es hatte aufgehört zu schneien, und die Nacht hatte eine empfindliche Kälte herbeigeführt, des Ritters Pferd strauchelte mehrmals wegen der glatten Straße, Sachsenheim aber, sich beeilend, achtete nicht

[35] Das jetzige Gerbel’sche Haus, die Kiefer’sche Bierbrauerei

des Weges. Er war nicht mehr weit von Pforzheim entfernt, und sprengte eben einen kleinen Hügel hinab, als sein Pferd, entweder durch den Mondschein, der auf eine alte Mauer fiel, scheu, oder durch die Glätte des Bodens unsicher, plötzlich einen Seitensprung machte, in Folge dessen der Ritter ohnmächtig und mit blutendem Haupte am Boden lag, das Thier aber schlug seinen Weg nach der Stadt ein. Er mochte so eine Weile gelegen haben, als er, von der Ohnmacht erwachend, einen Mann wahrnahm, der ihm mit einem Tuche den Kopf verband. Es war Conrad Vesperleuter, der noch in der Nacht zu Eberhard nach Ersingen zu gehen Willens war, um ihnen Nachrichten zu überbringen. Das ledige Pferd, dem er begegnete, hatte ihn ein Unglück, das sich ereignet haben müsse, vermuthen lassen.

Er bemächtigte sich des Pferdes, und ritt an den Ort, wo der Ritter noch bewußtlos lag. Nachdem er die Wunde verbunden hatte, hob er ihn auf das Thier, aber welch ein Gefühl überwältigte ihn, als er die Züge Wilhelms von Sachsenheim, vom Mondschein beleuchtet, wahrnahm! Der Verwundete war der Mörder seines Vaters! Unschlüssig stand er eine Weile, er wußte nicht, was er thun solle; endlich faßte er den Zaum des Pferdes und führte es, ohne ein Wort zu sprechen, hinein nach Pforzheim. Während die Zugbrücke am Brötzinger Thore herabgelassen wurde, flüsterte Vesperleuter dem Ritter mit verbissenem Schmerze in's Ohr: „Nicht wahr, Sachsenheimer, Ihr habt neulich ein Bäuerlein versetzt, das Wildfallen stellte? Es war mein Vater, ich möchte heute nicht kämpfen, am wenigsten mit einem Verwundeten, wir treffen uns vielleicht anderswo besser.“ Ohne Antwort abzuwarten drehte sich Vesperleuter um, und lenkte seine Schritte wieder dem Wege zu, der nach Ersingen führt.

(Fortsetzung folgt).

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 9. *SAMSTAG DEN 28. FEBRUAR.* *1835.*

UEBER DIE EHEMALIGE GRÖßE UND BEVÖLKERUNG PFORZHEIMS.
(FORTSETZUNG).

So wahrscheinlich, ja gewiß es nun also ist, daß die Altstadt früher bedeutender als jetzt war, so ist damit doch die Behauptung, womit man besonders den frühern größern Umfang der Stadt überhaupt darthun will, daß in früheren Jahrhunderten die sogenannte Pflästerstraße völlig überbaut gewesen sey, noch lange nicht erwiesen. Daß in derselben sich noch Thürgestelle und Trümmer von Häusern finden, beweißt nur, daß ainzelne Häuser dort standen, aber noch nicht, daß das ganze Pflaster überbaut, und also die Altstadt nur durch die Stadtmauer von der eigentlichen Stadt getrennt gewesen sey, sonst wäre nicht einmal zu begreifen, aus welchen Gründen die Stadt und Altstadt durch die Stadtmauer getrennt waren, da die Altstadt nicht etwa, wie die Brötzinger Vorstadt, erst später an die Stadt angebaut wurde, sondern älter als die Stadt selbst ist. Auch sprechen alle Nachrichten dagegen. Als im Jahr 1257 (Schoepflin. hist. zaringo–bad. tom. V. pag. 227.) der hiesige Schultheiß Erlewin Liebener kurz vor seinem Tode (er starb 1258) sein Testament machte, schenkte er mit Vorwissen und Einwilligung Markgraf Rudolfs seine Güter in der alten Stadt bei Pforzheim (in veteri civitate juxta Pforzhain) dem hiesigen Nonnenkloster. Es ist nicht abzusehen, warum es heißt: „bei," wenn die Altstadt nicht von der Stadt getrennt war. Noch bestimmter werden durch alle Jahrhunderte Gärten zwischen der Stadt und Altstadt, und besonders vor dem Altstädter Thore, beim Essiggäßchen ec. erwähnt. So werden zwei Gärten vor dem Altdorfer (Altstädter) Thor genannt, der Prediger-Garten, und Friedrich Tyfels Wyer Garten, wovon Markgraf Karl I. diesen an Paul Luthrau (Leutrum) von Ertingen schenkte. Und in den Kaufcontracten aus den letzten Jahrzehnten des 17ten Jahrhunderts ist mehr als einmal von Gärten in dieser Gegend die Rede. Gegen Gehres Seite 335 und Roller Seite 11: „daß die vermeinte Verlängerung der Altstadt bis an die Stadt in den französischen Kriegen des 17ten Jahrhunderts zerstört worden sey," ist kurz nur das einzuwenden, daß in jenem Kriege die Altstadt zwar geplündert, aber nicht abgebrannt wurde.

Eben so wenig hatte die Stadt eine größere Ausdehnung gegen die Sanct-Georgensteige. Alle Spuren und Trümmer von Gebäuden, die dort noch sichtbar sind, rühren von der ehemaligen Sanct-Georgen-Capelle her. Diese war aber von vielen Nebengebäuden umgeben. Es befanden sich daselbst außer den Oeconomiegebäuden noch die Wohnung des Unterförsters, des Hausmeisters und ein Krankenhaus. So war das Ganze einem großen Hofe

oder einem Kloster ähnlich. Es lag aber niemals, wie man meint, im Umfange der Stadt selbst, auch standen außerdem keine weitere Gebäude auf der Sanct-Georgen-Steig.

Es ist aus dem bisher gesagten klar, daß die Stadt nie größer, als jetzt, ja streng genommen, kleiner war. Denn manche Plätze, auf denen früher keine Häuser standen, sind jetzt überbaut. So der Stadtgraben bei dem Brötzinger Thore, der jetzt beinahe ganz mit Häusern bedeckt ist, beim Altstädter Thore; gegen Abend ist die Brötzinger Vorstadt ebenfalls verlängert worden, und alle Gebäude im Pfläster sind in neuerer Zeit angelegt.

Gleiches Resultat ergibt sich für die Volksmenge aus den Gebornenlisten, die mit dem Jahre 1607 beginnen. Daß vor demselben die Stadt eine Verheerung oder sonstige bedeutende Verminderung der Seelenzahl erlitten habe, davon findet sich keine Spur. Wir können also annehmen, daß wir mit der Seelenzahl aus den Anfangsjahren des 17ten Jahrhunderts auch die der früheren Zeit besitzen. Die Summe der Geborenen für die Jahre 1607 – 1634 ist folgende:

Im	Jahre	1607	wurden	geboren	126.
″	″	1608	″	″	132.
″	″	1609	″	″	137.
″	″	1610	″	″	144.
″	″	1611	″	″	118.
″	″	1612	″	″	130.
″	″	1613	″	″	126.
″	″	1614	″	″	124.
″	″	1615	″	″	132.
″	″	1616	″	″	126.
″	″	1617	″	″	124.
″	″	1618	″	″	124.
″	″	1619	″	″	116.
″	″	1620	″	″	137.
″	″	1621	″	″	127.
″	″	1622	″	″	114.
″	″	1623	″	″	121.
″	″	1624	″	″	143.
″	″	1625	″	″	144.
″	″	1626	″	″	129.
″	″	1627	″	″	103.
″	″	1628	″	″	140.
″	″	1629	″	″	122.
″	″	1630	″	″	137.
″	″	1631	″	″	124.
″	″	1632	″	″	141.
″	″	1633	″	″	124.
″	″	1634	″	″	121.

Die Durchschnittszahl für jedes dieser 28 Jahre ist 126¼. Dies sind aber nur die Gebornen der Stadtgemeinde. Wir werden wenig fehlen, wenn wir für die Altstädter Gemeinde, von welcher wir für diese Zeit keine Kirchenbücher besitzen, die doppelte Zahl der Gebornen aus späterer Zeit annehmen. Wir haben also eine Durchschnittszahl von 148 in Einem Jahr Gebornen, und setzen wir voraus, daß in hiesiger Stadt auf 26 Seelen Ein Neugeborner kommt, so ergibt sich für den Zeitabschnitt von 1607 – 1634 die Summe von 3848, also eine Zahl von nicht gar völlig 4000 Seelen, während die Stadt jetzt über 6000 zählt.

Vom nächstfolgenden Jahre 1635 an aber beginnt die Drangperiode unserer Vaterstadt. Die kaiserlichen Truppen, ohnedem nicht an Kriegszucht gewöhnt, und nun, nachdem im Jahre 1634 die Uebermacht der Schweden in der Schlacht bei Nördlingen gebrochen war, auch dieser Fessel ledig, liessen die feindlichen, d. h. anders gläubigen Länder, durch welche sie zogen, ihre fanatische Grausamkeit in vollem Maße fühlen. So wurde auch Pforzheim barbarisch von ihnen behandelt. Viele Bürger kamen um, und eine Hungersnoth, welche durch die Verheerungen der kaiserlichen Truppen erzeugt worden war, vollendete, was diese begonnen hatten. Dadurch wurde im Jahr 1635 die Bevölkerung der Stadt fast um die Hälfte vermindert, und die Zahl der Geborenen beträgt für das Jahr 1635 nicht mehr als 78 für die Stadtgemeinde (worunter aber auch noch die hier gebornen Kinder von durchziehenden Soldaten begriffen sind), und etwa 10 für die Altstadt.

In der Stadtgemeinde wurden

im	Jahre	1635	geboren	78.
″	″	1636	″	80.
″	″	1637	″	79.
″	″	1638	″	66.
″	″	1639	″	74.
″	″	1640	″	68.
″	″	1641	″	69.
″	″	1642	″	75.
″	″	1643	″	72.
″	″	1644	″	72.
″	″	1645	″	56.
″	″	1646	″	55.

Es ergibt sich also für die Jahre 1635 – 46 bei einer Durchschnittszahl von 80 (69 $^{5}/_{6}$ für die Stadtgemeinde und 10 für die Altstadt) eine Seelenzahl von 2280.

Nach dem Ende des 30jährigen Krieges begann die Volksmenge wieder zu steigen, und betrug am Ende der 1680er Jahre kurz vor dem Ausbruch des französischen Krieges wieder 2800 – 3000.

Gleich im ersten Jahre dieses Krieges aber, 1688, sank durch Auswanderungen die Seelenzahl schon dergestalt, daß sie am Ende des Jahres kaum noch 2000 betrug, und durch die anhaltenden Stürme der Jahre 1689 – 93 war im letzten Jahre die Zahl der Geborenen 31, aber die der Gestorbenen war fünfmal größer. Es befanden sich damals nicht einmal 1000 Menschen hier. Gegen das Ende des Krieges sammelten sich indeß wieder die zerstreueten Bürger; es wanderten frische ein, so daß im Jahre 1698 die Bevölkerung doch wieder gegen 2000 betrug. Folgende Uebersicht zeigt die Abnahme der Bevölkerung der Stadt:

In der hiesigen Stadt (und Altstadt) wurden

im	Jahre	1676	geboren	100.
″	″	1677	″	106.
″	″	1678	″	133.
″	″	1679	″	101.
″	″	1680	″	103.
″	″	1681	″	95.
″	″	1682	″	132.
″	″	1683	″	109.
″	″	1684	″	110.
″	″	1685	″	110.

″	″	1686	″	112.
″	″	1687	″	98.
″	″	1688	″	76.
″	″	1689	″	fehlen die Angaben.
″	″	1690	″	
″	″	1691	″	
″	″	1692	″	
″	″	1693	″	31.
″	″	1694	″	41.
″	″	1695	″	59.
″	″	1696	″	70.
″	″	1697	″	72.
″	″	1698	″	86.
″	″	1699	″	77.

Nach dem Schlusse dieses Krieges wuchs die Bevölkerung ausserordentlich rasch; die Zahl der Gestorbenen war in den ersten Jahren des 18ten Jahrhunderts auffallend gering, und die starke Vermehrung, verbunden mit immer neuen Einwanderern, steigerten die Volkszahl im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts wieder auf 3000. Wenn nun gleich einzelne Unfälle z. B. die Seuchen von 1734 und 35, 1743, 1757 ec. eine augenblickliche Stockung verursachten, so war die Bevölkerung doch immer im Steigen, und erreichte zu Anfang unsers Jahrhunderts die Zahl von 5000, wozu die seit den 1760er Jahren hier aufblühenden Fabriken durch die vielen sich hier niederlassenden Fremden das meiste beigetragen hatten. Im ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts vermehrte sich die Zahl um 500, und in den letzten 20 Jahren um mehr als eben so viel, und hat so die niegewesene Höhe von etwa 6200 Seelen erreicht.

(Schluß folgt).

Der Bundschuh,

oder der Bauernaufstand im Jahr 1502.

Historische Erzählung.

(Fortsetzung).

4.

„Ich glaub‘ euch wohl Alles, Pfeifer, aber bringt Euch nur nicht aus Liebe um,“ sagte Creszentia schalkhaft zu dem wilden Pfeifer, der ihr so eben in ziemlich wehmüthigen Ausdrücken seine Liebe erklärt hatte. „Wie kommt ihr aber gerade an mich? Bin ich denn in Euerm Dorfe geboren, oder gibt es bei Euch keine Mädchen? Singt mir doch einmal das Lied vom häßlichen Bräutigam, wenn ich Euch bitten darf, oder blast es auf Euer Pfeife da, vielleicht vergeht dann Eure Liebe! „Du treibst Scherz, Creszentia, erwiederte der Pfeifer mit einem erzwungenem Gelächter, indem er sich ihr näherte. Aber — „bleibt in der Ferne,“ rief das Mädchen ihm entgegen, „ich sehe Euch am liebsten, wenn Ihr von mir weg seyd. Offen gestanden, ich mag Euch nicht; ich wollte es Euch schon längst sagen, da Ihr mir auf jedem Schritte nachfolget.“ „Es ist nicht dein Ernst, Dirne, nicht wahr?“ sagte der Pfeifer, indem er ihre Hand fassen wollte, „berührt mich nicht, alter häßlicher Narr, meine Geduld ist zu Ende, ich verachte Euch, und wenn Ihr mir weiter aufdringlich seyd, so bin ich gezwungen, es meinem Bruder zu sagen.“

„Du verachtest mich, schändliche Dirne,“ schrie der wilde Pfeifer wüthend, und war im Begriff, sein Messer zu ziehen, und auf das Mädchen loszustürzen, als sie um Hülfe rufend durch die Thüre entwischte. Eberhard und Fritz von Grumbach traten hastig ein. Sie ahnten sogleich das Vorgefallene. „Brav, sauberer Spielmann, hier treffen wir dich,“ begann Fritz höhnisch, du hast unser Führer werden wollen, und da dir das mißlungen, balgst du dich mit Weibern! Hast du geglaubt, man wisse deine Schliche nicht, wie du das Mädchen überall mit deiner Gegenwart plagtest? Während wir uns zum Angriffe rüsten, bist du verliebt, und verfolgst ein Mädchen! Dies ist das letzte mal, daß ich dir verzeihe, Pfeifer, noch einmal und du wirst meinem Zorn empfinden.“ „Ich werde ihn nicht empfinden, deinen Zorn,“ schrie der Pfeifer, als er allein war nach der beschämenden Scene; Du sollst es entgelten, sammt der Dirne! Wenn mein Messer stumpf ist, wird meine Zunge scharf, durch ein einziges Wort will ich Euch alle verderben.“

Er verließ sogleich das Haus, einem Wolfe nicht unähnlich, dem seine Beute gewaltsam wieder genommen worden. —

Der Abend dieses Tages war herangekommen, und die zwei Männer, zu denen sich noch Vesperleuter spät gesellt hatte, flüsterten unruhig den ganzen Abend miteinander bis in die tiefe Nacht.

Die Mitternacht mochte nimmer weit entfernt seyn, denn Alles lag im Dorfe schon in tiefem Schlafe und selbst den Schaarwächter schien der Schlummer angewandelt zu haben.

Nur in einem Hause, das einige hundert Schritte vom Dorfe entfernt war, konnte man noch einen schwachen Lichtschimmer wahrnehmen. Das Haus lag auf einer kleinen Anhöhe unweit des Weges, der nach Bilsingen führt. Zahlreiche Obstbäume waren umher gepflanzt und würden es ganz dem Blicke des Vorübergehenden entzogen haben, wären sie nicht gerade kahl gewesen. Von der Hinterseite gränzte es hart an den Wald. So eben schlug es vom Thurme 12 Uhr, als aus dem Gebüsche dunkle Gestalten schlüpften und durch die dichtstehenden Bäume ihren Weg nach dem Häuschen einschlugen. Ehe sie eingelassen wurden, wechselten sie mit einem Manne, der an der Thüre stand, einige leise Worte. Auf diese Weise mochte das Haus schon gegen 20 Menschen aufgenommen haben, als auch unsere drei Bekannte, Vesperleuter, Fritz vom Grumbach und Eberhard ihren Weg nach dem Häuschen nahmen. „Was ist das für ein Wesen?“ flüsterte der Thürhüter den Männern zu, worauf Eberhard schnell antwortete: „Wir können vor Pfaffen und Adel nicht genesen.“ Sie wurden sogleich eingelassen und das Haus wieder behutsam verriegelt. Es war eine tiefe Stille, die nur von einzelnen Windstößen und von dem entfernten Rauschen des Mühlbaches unterbrochen wurde. Bedachtsam öffnete der Thürhüter noch einmal die Thüre und schien sich von der Sicherheit des Ortes recht überzeugen zu wollen, indem er mit schlauen Blicken die ganze Umgebung des Hauses musterte. Nach kurzem Umherschauen jedoch verschloß er die Thüre wieder sorgfältig. — Es war aber doch nicht so ganz sicher, wie der Thürhüter sich mochte eingebildet haben, denn gleich nach seinem Verschwinden sah man eine kleine, und wie es schien, weibliche Gestalt, sich von Baum zu Baume in die Nähe des Hauses schleichen, und zwar bewegte sie sich nach derjenigen Seite hin, von wo aus man das Licht schimmern sah. Es war Creszentia. Sie hatte das späte und heimliche Entfernen der drei Männer aus dem Hause ihres Vaters bemerkt, und war, entweder etwas geheimnißvolles ahnend, oder von der, dem weiblichen Geschlechte so eigenen Neugierde getrieben, ihnen in der Ferne nachgefolgt. — Die Decke des Gemaches, in welchem die Verschworenen versammelt waren, bildete den Boden eines Schopfes, der den Heuvorrath des Besitzers enthielt, und zu dem man von außen vermittelst einer Leiter gelangen konnte.

Creszentia hielt, mit den Oertlichkeiten des Hauses wohl bekannt, an einem Baume, der dicht bei dem Hause stand, und von dem aus man bequem zu der Heubühne in

Ermangelung einer Leiter gelangen konnte. Sie bedachte sich eine Weile, als ob sie bei sich das Wagstück überlegte, dann aber schwang sie sie sich behutsam an den Aesten des Baumes, der nicht schwer zu erklettern war, hinauf, und durch einen sichern, jedoch stillen Tritt befand sie sich über den Häuptern der versammelten Verschworenen. Sorgfältig räumte sie das Heu hinweg, um besser lauschen zu können, bis sie eine Ritze entdeckte, durch welche sie bequem beobachten und vernehmen konnte, was unter ihr vorging. Ein gewaltiges Staunen schien sich ihrer zu bemächtigen, nachdem sie eine Weile so die Versammelten beobachtet hatte. Sie zitterte heftig und ihr Auge war starr auf die seltsamen Mannsgestalten gerichtet. — Das Gemach, in welchem die Verschworenen ihre nächtliche Zusammenkunft hielten, mochte man eher für einen Stall halten, denn für eine Wohnstube, als die es im Geschmacke oder vielmehr in der Armuth jener bedrängten Zeiten galt. Der Fußboden war von festgestampftem Lehm, in welchen 4 Pfähle geschlagen waren, die eine Tischplatte trugen. Einige selbst verfertigte Stühle von roher Arbeit standen umher, und hinten gewahrte man einige gefüllte Streusäcke, welche der ganzen Familie zum Lager dienen mochten. —

(Fortsetzung folgt).

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 10. *SAMSTAG DEN 7. MÄRZ.* *1835.*

KLAGE.

Wie wir vernehmen, soll nächstens in Weißenstein die letzte noch am besten erhaltene, im Dorfe stehende Ruine abgebrochen werden, um einem andern Gebäude — ich glaube, einem Tanzsaale — Platz zu machen. Obwohl wir durch diese Zeilen das Unternehmen nicht werden verhindern können, so versichern wir doch, daß, wenn diese Ueberreste einer altergrauen Zeit fallen, das ganze Dorf Weißenstein gewiß eine seiner schönsten Zierden velieren wird, indem gerade diese Burg die romantische Schönheit des Thales in bedeutendem Grade erhöht. — In andern Orten werden solche Denkmäler sorgfältig erhalten, nur wir lassen uns eine solche Nichtachtung des Alterthums zu Schulden kommen. Die schöne Burg Liebeneck wurde vor einigen Jahren abgetragen, und nun sollen auch die letzten Reste der Vorzeit in Weißenstein zusammenstürzen.

Wir kennen wohl manche Gründe, die man uns einwenden kann, z. B. „der Platz hat bisher kein Interesse getragen; ein neues Haus ist besser, als die alten Mauern, welche doch bald von selbst zusammenstürzen werden.“ Mag es aber nicht für den Wirth selbst, der den Platz an sich gekauft hat, von Nachtheil seyn, wenn er seinen Plan ausführt?

Doch dem sey nun wie ihm wolle, wir konnten diesem innigen Seufzer nicht unterdrücken in einem Blatte, dessen Pflicht es ist, sich der Ueberreste des Alterthums anzunehmen.

UEBER DIE EHEMALIGE GRÖßE UND BEVÖLKERUNG PFORZHEIMS.

(SCHLUß).

Es kann daher auch der Einwurf, daß doch, da die Familien früher noch enger beisammen wohnten, als jetzt, und also, auch bei gleichem Umfange der Stadt, auch zahlreicher gewesen seyn müßten, von keinem Belange seyn. Allerdings wohnten die Familien früher viel gedrängter, und die Gassen waren allenthalben eng und schmal. Dagegen war aber (mit Ausnahme der Häuser der vermöglicheren Bürger, welche meist hoch waren), die Mehrzahl der Gebäude nur einstöckig, und dabei sehr unbequem gebaut. Auch nahmen die vielen Klöster und Klostergüter, die sich früher in der Stadt befanden, ausserordentlich viel Raum hinweg. So das Stift der Weltgeistlichen, deren Kirche die Schloßkirche war, und welches fast allen Raum aufwärts von der Pfarrgasse besaß; die Franziskaner oder Barfüsser

— die katholische Kirche nebst Siechenhaus und dem dazu gehörigen Garten; — die Dominikaner- oder Predigermönche — den Schulplatz, das Schulhaus nebst allen zum nemlichen Quadrate gehörigen Gebäuden ec.; außer diesen noch 5 Klöster; ferner die Güter und Höfe der Klöster Lichtenthal, Hirschau, Herren- und Frauenalb.

Bemerkenswerth ist, wenn wir der allgemeinen Klage, daß die Professionen hier so sehr übersetzt seyen, gedenken, daß früher bei geringerer Bevölkerung, dennoch die Handwerke verhältnißmäßig weit stärker besetzt waren. So befanden sich 1615 37, im Jahre 1698 unter nicht völlig 300 Bürgern 41 Metzger, und 1811 bei mehr als 800 Bürgern eben so viel;

Bäcker	1698	—	49;	1811	—	45.	
Färber und Zeugmacher	″	—	38;	″	—	6.	
Schlosser	″	—	10;	″	—	7.	
Schuhmacher	″	—	34;	″	—	44.	
Schmiede (mit Nagelschmieden u. Messerschm.)	″	—	17;	″	—	19.	
Hafner	″	—	10;	″	—	5.	
Kiefer	″	—	23;	″	—	11.	
Leineweber	″	—	33;	″	—	11.	
Rothgerber	″	—	23;	″	—	17.	Jetzt ausser den Fabriken von Bohnenberger und Becker noch 6 Werkstätten:
Seiler	1698	—	8;	1811	—	6.	
Schreiner	″	—	10;	″	—	13.	
Schneider	″	—	16;	″	—	30.	
Weißgerber	″	—	17;	″	—	3.	jetzt 4. von denen aber keiner sein Handwerk mehr betreibt;
Hutmacher und Dreher	1698	—	19;	″	—	7,	u. s. w.

Am zahlreichsten waren hier, wie noch heut zu Tage, so jederzeit die Wirthshäuser. Zwar waren 1698 nur 17 Krämer und Wirthe hier, aber die meisten Wirthe gehörten, wie noch jetzt größtentheils andern Zünften an, und sind daher auch unter diese gerechnet. So war Bäcker Johann Mich. Deschler zugleich Lammwirth; Johann Beckh, Bäcker und Rosenwirth; Otto Beckh, Bäcker und Höllwirth; Joh. Hafner, Metzger und Hirschwirth; Lorenz Katz, Rothgerber und Greifenwirth; Weißgerber Johann Gall Kittel zugleich Laubwirth; Johann Aler, Schuhmacher und Wildmannwirth ec., Außerdem durfte jeder Bürger, der eigene Rebpflanzungen besaß, den daraus gewonnenen Wein auch selbst ausschenken, und die Zahl dieser Gassen- und Heckenwirthe, wie man sie nannte, war nicht gering.

Man sieht, bei weitem die Mehrzahl der Bürger bestand aus Handwerkern, nur 55 Bürger waren 1698, — als im Wendepunkt der ältern und neuern Zeit für Pforzheim — nicht unter bestimmte Zünfte zu bringen; es waren Weingärtner, Fuhrleute ec. Durch diese unverhältnißmäßige Zahl der Handwerker mußte, wie sich leicht denken läßt, ziemliche Nahrungslosigkeit erzeugt werden,[36] wenn gleich die Stärke einiger Zünfte, z. B. der Weißgerber, Zeugmacher ec, auf Rechnung der Lebensweise, der Mode ec. zu setzen ist; und wirklich sind es auch nur äusserst wenige Familien, welche reich oder wenigstens wohlhabend genannt werden konnten. In den Zeiten vor dem dreißigjährigen Kriege war dies noch eher der Fall, und es lebten damals einige wirklich reiche Familien hier, z. B. die Familie Gößlin, aber dieser Krieg, der die Wohlhabenheit der Stadt von Grund aus erschütterte, ließ sie auch in den nachfolgenden Zeiten nicht mehr auskommen, denn die

[36] Daher auch z. B. das alte Zunftgesetz bei einigen Handwerken, wie bei den Hafnern, daß kein Meister mehr als Einen Gesellen halten solle.

Hauptquelle jener Wohlhabenheit, der nicht unbedeutende Handel hiesiger Bürger, theils mit eigenen Producten des Gewerbfleißes, theils und noch mehr der Speditionshandel, war, wenn auch nicht völlig vernichtet, doch viel zu sehr geschwächt, um von bedeutendem Erfolge seyn zu können. In den französischen Kriegen ging alles vollends zu Grunde, was sich mühselig wieder seit dem dreißigjährigen Kriege erholt hatte.

Zum Schlusse noch eine kleine Uebersicht der Bevölkerung:

von	1600 — 1634	lebten	hier	3900	Seelen.
″	1635 — 1650	″	″	2400	″
″	1650 — 1688	″	″	3000	″
″	1688 — 1689	″	″	2000	″
″	1689 — 1690	″	″	1000	″
″	1690 — 1694	″	″	1500	″
″	1694 — 1698	im schnellem Steigen begriffen.			
″	1698 — 1700	lebten	hier	2000	Seelen.
″	1700 — 1725	″	″	3000	″
″	1725 — 1760	″	″	3600	″
″	1760 — 1800	″	″	5000	″
″	1800 — 1811	″	″	5570	″
″	1811 — 1834	″	″	6200	″

NACHRICHTEN VON EINZELNEN FAMILIEN.

2. *KATZ.*

Der gemeinschaftliche Stammvater dieser sehr zahlreichen Familie ist Conrad Katz, ein Rothgerber. Er kommt wie überhaupt der Name „Katz," zum erstenmale im Jahre 1625 vor. Conrad Katz starb um das Jahr 1640. Von seinen beiden Söhnen Hans Conrad (geboren 1628), Rothgerber und Rathsverwandter und Lorenz (geboren 1636), Flößer, hinterließ jener drei Söhne, Conrad, Lorenz und Joseph. Der älteste unter ihnen, Conrad, Rothgerber und Rathsverwandter hat sich besonders durch seine Thätigkeit um das städtische Wesen verdient gemacht; so hat vorzüglich ihm die 1692 durch die Franzosen niedergebrannte Heiligkreuzkirche ihre Wiedererbauung im Jahre 1698 zu verdanken. — Bei weitem zahlreicher aber ist die Linie, welche Flößer Lorenz Katz stiftete. Er selbst starb zwar während des französischen Krieges, hinterließ aber vier Söhne, Johann Georg, Lorenz, Sebastian, und Conrad, alle Flößer, welche meist zahlreiche Nachkommenschaft hinterließen, wodurch die Familie ihre große Ausdehnung erlangt hat.

FRÜHERE HOLZPREISE.

Unter allen Differenzen, die sich bei den Preisen der nothwendigsten Lebens- und Hausbedürfnisse im Laufe der Zeit ergeben haben, sind wenige so auffallend, als die des Holzpreises. Jetzt kostet das Klafter tannenes Holz 8 Gulden, das Klafter des büchenen 14 Gulden; viele noch lebende aber erinnern sich noch gar wohl, daß das Klafter tannenes Holz nicht einmal 3 Gulden kostete, und in mancher Pfarrcompetenz ist noch heutzutage das Klafter tannenes Holz zu 2 Gulden, 2 Gulden 30 Kreuzer aufgeführt. Noch weit auffallender ist der Unterschied des jetzigen Holzpreises gegen den des 17. Jahrhunderts. Noch am Schlusse desselben kostete in den städtischen Waldungen das Klafter Brennholz nicht mehr als 30 Kreuzer, also höchstens den 16ten Theil dessen, was es jetzt kostet, und ein Klafter

Gipfel- oder Abholz kam nicht höher, als 4 bis 8 Kreuzer zu stehen!

DER BUNDSCHUH,

ODER DER BAUERNAUFSTAND IM JAHR 1502.

HISTORISCHE ERZÄHLUNG.

(FORTSETZUNG).

4.

In der That würde auch eine muthigere Seele als die eines Weibes bei dem unvermutheten Anblicke der unheimlichen Versammlung erschrocken seyn. Das schwach beleuchtete Zimmer, die Mitternacht und das Brausen des Windes vermehrten noch den Eindruck der nächtlichen Scene. Die Versammelten waren die Häuptlinge des Bundschuhs, unter denen Conrad Vesperleuter und Fritz von Grumbach die erste Stelle einnahmen. Diese beiden saßen an dem Tische, und Conrad war mit Schreiben eines Pergaments begriffen. Die übrigen standen in Unordnung umher, und ihre wilden Blicke, ihre abgemagerten, zerlumpten Gestalten, ihr verwirrtes, langes Haar und die krausen Bärte standen im gutem Einklang mit den langen Messern und den keulenähnlichen Stöcken, welche sie führten. Ein dumpfes Gemurmel erfüllte des Gemach, in dessen Mitte Eberhard stand, der die obenbeschriebene weiße und blaue Bundesfahne in der Hand hielt, zu der nun in dieser nächtlichen Versammlung geschworen werden sollte. Der wilde Pfeifer lehnte tiefsinnig in einer Ecke, und mit seinem Messer spielend, warf er Blicke umher, die nichts Gutes anzuzeigen schienen. Endlich erhob sich Fritz von Grumbach von seinem Sitze und sprach zu den Verschworenen: „die Gesetze und Bedingungen unseres Bundes sind nun aufgesetzt und in Artikel gebracht, sie werden Euch noch einmal vorgelesen, auf daß sie jeder genau kennen mag.“ Vesperleuter öffnete die Pergamentrolle und las:[37] „Den Bundschuh haben wir zusammen gethan, daß wir frei seyn mögen, d’rum wollen wir, wann wir an der Zahl mächtig werden, alle Joch der Leibeigenschaft zerbrechen, mit Waffen uns freien, inmaaßen wir Schweizer seyn wollen. Wer in den Bund geschworen, betet täglich 5 Vaterunser und eben so viel Ave zur Gedächniß der vornehmsten Wunden unseres Herren, andächtig und knieend, auf daß Gott der Allmächtige, unserem Fürnehmen Viktoria und Sieg verleihe. Unsere Schutzheiligen sollen seyn die Himmelskönigin und der heilige Zwölfbote Johannes. Die Obrigkeit wollen wir abthun und austilgen und wider diese ziehen mit Heereskraft und gewaffneter Hand und unserem Banner; und alle, und alle, so uns nicht huldigen und schwören, soll man todt schlagen. Niemalen mehr wollen wir Obrigkeit über uns dulden und Niemand Zins, Zehnt, Steuer, Zoll, noch anderes zahlen, sondern uns aller dieser Beschwernisse auf ewig entledigen. Zuerst soll man auf den Bischoff v. Speier ziehen gen Bruchsal, weil die Hälfte dieser Stadt unsere Eidgenossen sind, und ist Bruchsal (welches leicht geschehen wird) in unserer Hand, dann trifft die Reihe den Markgraven von Baden, in dessen Land nichts geschont wird. Sind die Fürsten und Edelleute gebrochen und ab, geht der Zug auf die Domherrn, die Stiften und Abteien, die wollen wir gewalten und austreiben oder todt schlagen, sammt allen Pfaffen und Mönchen; ihre Güter wollen wir theilen und die Dienstleute der Kirche unschädlich machen, auch wollen wir die Leutpriester (so viel als Ortsgeistliche, im Gegensatz gegen die Mönche) ringern, so viel man vermag. In eroberten Plätzen, so wie auf der Wahlstatt nach der Schlacht, wenn Gott uns den Sieg giebt, bleibt der Heerhaufe nicht über 24 Stunden liegen, er soll weiter rücken bis Alles gehorche. Die Stiften,

---

[37] Dies ist wörtlich aus den Akten genommen.
Siehe Mone’s badisches Archiv. p. 165 und ff. Königs Bauernaufruhr (Anfang).

Abteien, Klöster und andere Gotteshäuser müssen fallen und ausbrennen; Zehnten, Gülten oder sonst Steuer, so den Pfaffen und Mönchen bisher zugestanden, sind ab und todt für immer. Wasser, Wald, Waid und Haid, Wildbann, Vogelfang, Fischerei und Birschen, das seither von Fürsten und Herren und Pfaffen gebannt gewesen, sollen frei und offen und Jedermanns seyn, so daß jeder Bauer holzen, jagen und fischen mag, wo und wann er will, ohne Bann und Hinderniß allezeit und überall. Zuletzt wollen wir auf die Stadt Speier ziehen, sie mit Heeresmacht gewalten, die Domherren und alle Pfaffen und Rathsherren und die reichsten von den Bürger davon jagen, ihre Habe, fahrende und liegende, wollen wir theilen, und fortan soll im Münster, wie in den andern Gotteshäusern aller Chorgesang schweigen, und nur ein Leutpriester mag dort die Messe singen und sagen.

Wer nicht in unsern Bund schwört, und sich ihm widersetzt, mit dem soll man machen als mit einem bösen Mann und Durchächter der Gerechtigkeit, er muß sterben ohne Gnade und Barmherzigkeit. In Summa, wo wir getrauen, etwas zu finden, das wollen wir sackmann machen (in den Sack stecken).“

Nachdem Vesperleuter geendigt, bezeugten die wilden, verworrenen Töne, welche von den versammelten Verschworenen ausgestoßen wurden, den innigen Beifall derselben, obwohl Vesperleuter und Eberhard nicht mit allen Bestimmungen zufrieden waren. Jeder nahte sich dem Tische, und zeichnete, nachdem er leise ein kurzes Gebet gesprochen und sich bekreuzt hatte, drei Kreuze auf das Pergament als Unterschrift und Schwur, zu denen Vesperleuter jedesmal den Namen des Mannes bemerkte. Nachdem dieses beendigt war, hoben sie alle die Finger in die Höhe und schwuren bei der heiligen Jungfrau, der Fahne treu zu bleiben bis zum Tode. Der 20. April war zur nächsten Zusammenkunft festgesetzt worden.

Die Gesellschaft rüstete sich nun zum Aufbruch. Ehe sie aber das Haus verließen, knieeten sie sämmtlich nieder und beteten. Nach einigen Minuten war das Gemach leer.

Die Verschworenen schlugen entgegengesetzte Wege ein, um nicht in großer Anzahl bemerkt zu werden. Creszentia war aber, während sie gebetet hatten, stille von ihrem Schlupfwinkel herabgestiegen und unter bangen Gedanken und mannigfaltigen, heftigen Gefühlen nach Hause geeilt.

(Fortsetzung folgt).

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 11. *SAMSTAG DEN 14. MÄRZ.* *1835.*

PFORZHEIM AM SCHLUSSE DES 17TEN JAHRHUNDERTS.

ZWEITE ABTHEILUNG.

1. ZUSTAND DER STADT NACH DEM ZWEITEN BRANDE. SCHWACHE VERSUCHE, DIE SACHEN WIEDER INS ALTE GLEIS ZU BRINGEN.

Wir haben in der ersten Abtheilung dieses Aufsatzes die Geschichte unserer Vaterstadt in jenem Kriege mit ihren manchfachen Schicksalen, bis zum zweiten Brande verfolgt, und beginnen diesen Abschnitt zunächst mit einer Darstellung des Zustandes der Stadt nach demselben. Er war traurig genug. Der größte Theil der Stadt lag in Asche. Es war nichts mehr übrig, als der östliche Theil der Stadt, nämlich der Strich vom Altstädter Thore bis an die Stadtmauer an der Enz; die Schloßkirche nebst den, zwischen dieser und dem vor 60 Jahren zur Hälfte abgetragenen Thurme liegenden Schloßgebäude; das auf der Stelle des jetzigen Schulhauses gestandene Predigerkloster nebst der schönen Klosterkirche. Auch die Vorstädte blieben, obwohl sie in beiden Bränden vom 21. Jan. und 15. August geplündert worden, von der Zerstörung frei; die Franzosen hatten keinen Versuch zu ihrer Niederbrennung gemacht, da diese für feindliche Truppen keinen Haltpunkt, und selbst nicht einmal sichere Hoffnung auf Quartiere gewähren konnten. — Alles Uebrige war niedergebrannt. Die Gassen lagen so mit Schutt und Asche angefüllt, daß selbst in den oberen Theilen der Stadt die Keller, welche eine Zeitlang bei vielen Bürgern die Stelle der Wohnungen vertreten mußten, sich mit Wasser füllten, und fast überall bei den ohnehin engen Gassen die Durchfuhr gehemmt war. Diejenigen Bürger, welche beim Anrücken der Franzosen geflohen waren, sammelten sich nun wieder und drängten sich in dem noch übrigen Reste der Stadt zusammen. Wer gar keinen Raum mehr fand, erbaute sich eine Hütte, wo er es gerade bequem fand. Auf Bequemlichkeit der Straßen, auf einige Schuhe mehr oder weniger Bauplatz wurde nicht gesehen; ja selbst auf dem Markte standen mehrere solcher Hütten, da der Marktplatz in jenen stürmischen Zeiten ziemlich entbehrlich war. Erst späterhin, als die Bürger anfiengen, wieder ordentliche Wohnungen zu erbauen, nahm man es mit dem Bauplatz etwas genauer; dies war aber nicht immer möglich, denn die meisten Kaufbriefe ec. waren verbrannt; daher auch die sich noch jetzt hier und da findende auffallende Unregelmäßigkeit der Gassen.

Nicht minder groß, als die Unordnung war die Noth der Bürger und deren Familien. Die Plünderungen und der zweimalige Brand, welche schnell auf einander gefolgt waren, hatten die Bürger ihrer Güter beraubt; zwar war vieles von den Bürgern verborgen worden, aber dennoch gegen das, was zu Grunde gegangen war, unbedeutend genug. Aller Verkehr,

aller Handel war vernichtet. Die meisten Bürger waren ohne alle Mittel zur Subsistenz. Es waren zwar im Februar, gleich nach dem ersten Brande, zwei hiesige Bürger mit einem Patente ausgesandt worden, um Beisteuern für diejenigen Bürger, welche durch jenen Brand ihre Häuser verloren hatten, zu sammeln, und es waren wirklich, da die abgeordneten Bürger fast ganz Teutschland durchreißt hatten, eine ziemlich bedeutende Summe zusammen gekommen; aber die Größe der Beiträge zeigt schon, wie unzulänglich die Unterstützungen waren, die man an die Bürger austheilen konnte; denn die Zahl der hülfsbedürftigen Bürger war durch den zweiten Brand bedeutend größer geworden[38]. Jeder Bürger, der durch den Brand sein Haus verloren hatte, erhielt nicht mehr als 10 fl. Zudem wurden diese äußerst geringen Unterstützungen nur dem gereicht, der sich verbindlich machte, seinen Hausplatz wieder zu überbauen, und die meisten hatten kein Brod. Viele Bürger sahen sich daher genöthigt, auszuwandern, und unter denen, die zurückblieben, herrschte eben nicht die beste Ordnung.

Es war ein schweres Stück Arbeit, in dieses Chaos eine auch nur einigermaßen erträgliche Ordnung zu bringen, wo jeder für sich selbst genug zu thun hatte. Dennoch entledigte sich der der damalige Stadtrath größtentheils ziemlich gut seiner schweren Obliegenheit, obgleich ihm meist durch den fast völligen Mangel aller Hülfsmittel die Hände gebunden waren.

Die erste Sorge war und mußte bei den unruhvollen Zeiten Sicherheit gegen außen seyn. Die Thore standen zum Theil noch; sie waren durch die Bemühungen der Bürger, das unterlegte Pulver wegzubringen, erhalten worden. Es wird hier am Orte seyn, die Thore der hiesigen Stadt anzugeben. Von der Brötzinger Vorstadt war die Brötzinger Gasse durch das Brötzinger Thor mit seinem hohen finstern Thurme, der schon aus ziemlicher Ferne sichtbar war, getrennt. Die Brötzinger Vorstadt war außerdem durch drei Thore gesichert; in der obern Vorstadt stand das obere Graben-, in der untern bei der Schäferbrücke das Schäferthor, beschützt durch den dicht dabei stehenden festen Wasserthurm. Am westlichsten Ende der Stadt stand das Heiligkreuzthor, zunächst bei der gleich benannten, nun abgebrochenen Kirche. Ebenso, wie das Brötzingerthor, waren das Auer (Steinbrücker)- und Altstädter (Altheimer-, Altdorfer-, Entinger-) Thor durch Thürme und Zugbrücken, wo es nöthig war, gesichert. Auch die Aue besaß drei Thore. Die obere Gasse war durch das Hillerthor geschlossen, wovon die Gasse selbst auch oft die Hillergasse genannt wurde. Der Name des Gauchthörleins ist uralt. Am Ende der Kreuzgasse stand das Auer Bronnenthor. Am sorgfältigsten war der Zugang der Stadt von der Nordseite her durch das obere und untere Schloßthor und mehrere im Umfange der Schloßgebäude stehende feste Thürme verwahrt gewesen. Die Altstadt besaß damals keine Thore mehr.

Von diesen Thoren waren durch den ersten und zweiten Brand das Schloß- und Auerthor vernichtet, und die übrigen theilweise sehr beschädigt worden. Letztere wurden so gut es sich thun ließ, wieder hergestellt.

(Fortsetzung. folgt.)

---

[38] Gehres führt zwar in Seite 243 seiner Chronik ein Schreiben eines damaligen Pforzheimer Bürgers an, nach welchem im Brande nur etwa 82 Häuser weggebrannt seyen. Dies bezieht sich aber auf den ersten Brand vom 21. Januar. Der zweite Brand vom 15. August aber raffte, wie aus dem Angegebenen erhellt, weit mehr Wohnungen weg. Das Stadtrathsprotokoll vom 12 (22.) August 1689, Seite 1, sagt ausdrücklich vom zweiten Brande, daß die Stadt bis auf etliche wenige Häuser abgebrannt sey.

DER BUNDSCHUH,

ODER DER BAUERNAUFSTAND IM JAHR 1502.

HISTORISCHE ERZÄHLUNG.

(FORTSETZUNG.)

5.

Unterdessen waren mehrere Wochen verflossen, ohne daß etwas Merkwürdiges sich ereignet hätte. Die Verschwörung, welche, wie wir wissen, gegen das Ende des Märzes zum Ausbruch hätte kommen sollen, schien zu Nichte geworden zu seyn. Die Steuern und Frohnden wurden mit der herkömmlichen Strenge damaliger Zeit eingetrieben und bekannt gemacht, aber im ganzen Lande war Nichts von einem Aufstande zu vernehmen. Diese Ruhe war aber eine Stille, welche gewöhnlich einem schweren Gewittersturme vorhergeht. Die Verschworenen rüsteten sich eifrigst im Geheimen, sie warteten nur das Zeichen in Bruchsal ab, welches sie verabredet hatten, um in der Markgrafschaft desto wüthender losbrechen zu können. Dies war die Ursache ihrer Zögerung, während welcher schon die größte Hälfte des Aprils verfloßen war.

Am 19. April war Lukas Rapp allein in den, dem Dorfe nahegelegenen Wald gegangen, um Holz zu sammeln, als plötzlich der wilde Pfeifer aus dem Dckicht zu ihm trat. Lukas war nicht ob der sonderbaren Erscheinung betreten, und man mochte vermuthen, daß beide schon mehrmals in abgelegenen Orten sich eingefunden und geheime Dinge mit einander verhandelt hatten. „Meine Geduld ist zu Ende, alter Schurke,“ begann sogleich der Pfeifer, Du täuschest mich nicht mehr mit Versprechungen, willst Du mir Creszentia zur Ehe geben oder nicht?“ „Dein Zorn ist vergebens, Pfeifer, erwiederte Lukas kalt, sie ist schon für einen Bessern bestimmt.“ „Und Du bist dem Galgen bestimmt, grauer Dieb, grinzte der Pfeifer, wenn ich dem Schulzen sage, wer das Klostergut bestohlen, Du oder jene sechs armen Teufel, die in Ettlingen auf die Folter gespannt wurden. „Werde ich gehängt, so wirst Du mir auch Gesellschaft leisten, sagte Rapp gleichgültig, Du verräthst mich nicht, weil Du dich selbst verräthst.“ „Blitz und Tod! schrie der Pfeifer wüthend, Alter, ich weiß wer dort auf dem Kirchhof begraben liegt, morgen gehe ich zum Sachsenheimer!“ Da erbebte plötzlich der alte Mann an allen Gliedern, er vermochte keine Antwort herauszubringen, der Pfeifer aber, über den Eindruck, den seine Worte auf Lukas gemacht hatten, teuflich erfreut, wiederholte seine Forderung: „Nun, wirst Du wohl jetzt über mich und Creszentia deinen Segen sprechen?“

„So nimm sie, Teufel, schrie der Alte, wie in einem Anfall von Verzweiflung, und schweig‘ auf immer!“ „Aber die Dirne haßt mich, Du mußt sie zwingen, mich zu nehmen!“ „So wahr die Heiligen im Himmel mir dereinst helfen mögen, ich will sie zwingen, will sie martern, bis sie einwilligt, verrathe nur das Geheimniß nicht.“ „Alter Narr, was geht mich dein Geheimniß an, wenn sie mein ist! Aber genug, wir kommen später wieder auf diesen Punkt, wo ich sehen will, ob Du Wort hältst, vorher muß ich über etwas Anderes mit Dir sprechen. Du hast mir einen Gefallen gethan, Lur, ich will Dir auch einen thun.“ Rapp horchte auf. Der Pfeifer näherte sich ihm geheimnßvoll und begann mit leiserer Stimme. „Hast Du noch nichts von unzufriedenen Bauern gehört, die sich über die schweren Abgaben beklagen und gerne ihrer entledigt seyn möchten? Es ist allerlei im Werke, und wenn ich wüßte, ob Du einen guten Lohn zu verdienen geneigt wärest, würde ich Dir vielleicht noch mehr sagen.“ Das klang dem Alten lieblich. „Ich armer Mann, antwortete er, bin jederzeit bereit, für wenig Geld zu dienen.“ „Du gefällst mir, Lur, ein braver Mann thut Alles um’s Geld, aber höre, was ich Dir sagen will. Eine Verschwörung ist angezettelt im ganzen Lande und Ersingen ist der Hauptort. Fritz von Grumbach, Vesperleuter, und — auch dein Sohn Eberhard stecken

darunter; sie wollen sich frei machen und Pfaffen und Adel todtschlagen. Sie zählen mich auch zu ihnen, bin aber nur so lange dabei bis ich rechten Bescheid weiß. Der Alte erblaßte, als er den Namen seines Sohnes hörte. „Fürchte nichts für deinen Sohn, alter Kamerad, Du entdeckst die ganze Sache dem Sachsenheimer, er ist dir ja von alter Bekanntschaft her gewogen, bittest zugleich für Eberhard, die Verschworenen werden festgenommen, dein Sohn begnadigt, weil sein Vater den gefährlichen Bund entdeckte, und Lukas Rapp erhält für seine treue Dienste eine Hand voll schöner silberner Thaler. Aber noch heute muß es Sachsenheim erfahren, es ist der rechte Mann, der nicht lange zaudern wird, die Nachricht dem Markgrafen zu überbringen. Hier ist die Schrift, die ich nach langer Mühe mir zu verschaffen gesucht habe, sie enthält Alles, diese übergiebst Du ihm, er wird bald daraus klug werden. Meinen Namen aber nennst Du nicht, ob ich gleich keine Furcht habe, Du mußt angeben, die Schrift einem Bauern heimlich aus der Tasche entwendet zu haben; auch Eberhard darf nichts erfahren, sonst ist deine Mühe umsonst. Es ist die höchste Zeit, und ich habe nur so lange gewartet, um genau ihre Entwürfe kennen zu lernen. In der morgenden Nacht vom 20. auf den 21. ist ihre letzte Versammlung. Auf den 22. ist der Sturm festgesetzt; der ganze Bruhrein, die Bauern der Bisthümer Bruchsal und Speier stecken im Bunde, der 7000 Verschworene zählt.“ — Lukas Rapp war in Nachdenken versunken, er kämpfte augenscheinlich mit sich, ob er den gefährlichen Schritt thun sollte. Das Glück seines Sohnes und die Hoffnung auf eine große Belohnung waren ein Widerstreit. Aber der wilde Pfeifer war beredt genug, ihm die Bedenklichkeiten aus dem Kopfe zu schwatzen. Die Geldgierde besiegte endlich bei Lukas die letzten Regungen des Vatergefühls. „Dir zu lieb, Pfeifer, will ich es thun, gieb mir die Schrift und Du sollst morgen Antwort haben.“ Sie nahmen hierauf Abschied von einander, der Pfeifer sah noch lange dem Alten, der sich in größter Eile entfernt hatte, mit wilder Freude nach. „Der blutige Tag ist nicht mehr weit, sagte er für sich hin, an dem ich vollauf Rache nehmen werde. Der Alte ist in meiner Gewalt, er muß thun, was ich will. Ich bleibe bei der Sache aus dem mißlichen Spiele, und Creszentia wird mein!“

Der alte Rapp stand schon vor seinem Hause und öffnete rasch die Thüre. Er fand Creszentia am Spinnrocken. Ihre frühere Munterkeit war längst verschwunden, die nächtliche Szene, welche sie unglücklicherweise belauscht hatte, ließ eine Unruhe und Bangigkeit in ihrem Herzen zurück, welche sie Tag und Nacht marterte. So eben stand ihr eine Thräne im Auge; der Alte bemerkte es und wurde ungehalten: „Hör‘ auf mit deinem einfältigen Geheule, deine Schwester ist einmal todt, und es hilft kein Jammern mehr. Ich habe dir einen Mann auserlesen, es ist Zeit, daß du heirathest, aber schlag‘ dir nur den Vesperleuter aus dem Kopf, daraus wird nichts.“ Mit diesen Worten verließ Lukas, nachdem er seinen sonntäglichen Rock angezogen hatte, schleunigst das Haus. „Ich will nicht länger unter diesem Dache bleiben,“ sprach Creszentia, indem sie sich die Thränen abtrocknete, dies Haus ist mir zum Fegfeuer geworden seit meiner Mutter und meiner Schwester Tod. Mein Entschluß ist gefaßt. Meinen Bruder soll ich verlassen, und Ihn in den Tagen der Noth und der Gefahr? Nein! Euch will ich folgen, wohin Ihr auch gehen möget, mein Schicksal mag fallen wie es will. Besser der Tod als ein elendes Leben!“

Wir begleiten den alten Rapp nach Pforzheim. Auf sein dringendes Bitten wurde er sogleich zu Wilhelm von Sachsenheim geführt, den er in einer für seine Sache günstigen Stimmung antraf. Seine Schwester Brida, Aebtissin im Nonnenkloster zu Pforzheim, hatte ihn an jenem Tage zu sich rufen lassen. Sie wollte durch Bitten und Hinweisung auf die Religion ihren Bruder mit seiner verstoßenen Gattin wieder auszusöhnen suchen. Es war ihr aber nicht gelungen; er hatte sie in heftigen Gemüthsbewegungen, ihr und seiner Gemahlin fluchend, verlassen.

Kaum war der Ritter zu Hause angelangt, als Lukas Rapp ihm die Botschaft brachte.

„Und Er ist Rädelsführer?“ schrie Sachsenheim, indem er das Zimmer mit schnellen Schritten auf- und abschritt. „Konrad Vesperleuter, gestrenger Herr,“ erwiederte Lukas, morgen Nacht halten sie ihre letzte Versammlung, es ist keine Zeit mehr zu verlieren.“ „Es soll ihre letzte seyn, bei der Hölle; so kommen wir wieder zusammen, Knabe! Du hast mir gedroht: es soll ein lustiges Zusammentreffen werden!“ Lukas, Du mußt heute noch nach Bruchsal. Ich will dir ein Pferd geben, beeile dich, der Bischof muß Nachricht haben. Ich werde nach Durlach reiten.“ „Aber, gnädiger, gestrenger Herr, stotterte Lukas ängstlich, schont meines Sohnes, es ist mein einziger, die Stütze meines Alters!“ „Es soll ihm nichts geschehen, sag ich Dir, Alter, erwiederte der Ritter, und für deine Belohnung will ich sorgen, wenn der Tanz vorüber ist.“ Bald war Lukas abgefertigt, er bestieg eines der Pferde des Ritters und schlug den Weg nach Bruchsal ein.

Auch Wilhelm von Sachsenheim verließ nicht lange nachher das Haus, sein Gesicht war glühendroth und sein Auge funkelte wild, als er durch die Gassen sprengte. Nachdem er die Stadt verlassen hatte, gab er seinem Rosse die Sporen und gestreckten Laufes eilte er Durlach zu.

(Fortsetzung folgt).

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 12. *SAMSTAG DEN 21. MÄRZ.* *1835.*

PFORZHEIM AM SCHLUSSE DES 17TEN JAHRHUNDERTS.

ZWEITE ABTHEILUNG.

1. ZUSTAND DER STADT NACH DEM ZWEITEN BRANDE. SCHWACHE VERSUCHE, DIE SACHEN WIEDER INS ALTE GLEIS ZU BRINGEN.

(Fortsetzung.)

Diese Thore wurden alle stark besetzt, so weit wenigstens die geringe Zahl der Bürger es zuließ; denn diese mußten von uralten Zeiten her, da sie fast bis auf die Zeit, von welcher die Rede ist, eine militärische Erziehung von Jugend auf erhielten, sowohl Kriegsdienste im Felde, wie auch Garnisonsdienste versehen. Außerdem war auch noch eine ziemliche Anzahl von bewaffneten Bürgern nöthig, um in den unruhigen Zeiten, wo beständig kleine Heeresabtheilungen das Land durchzogen, die auf dem Felde mit der Einsaat beschäftigten Bürger zu schützen. Zugleich mit diesen Vorsichtsmaaßregeln wurde auch der Befehl bekannt gemacht, daß auf ein gegebenes Lärmzeichen mit der „Aydsglocken" (Sturmglocke) oder der Trommel jeder waffenfähige Bürger, Offizier und Gemeiner, auf dem Markte vollständig bewaffnet erscheinen sollte.

Diese Vorsicht war aber nicht allein gegen die auswärtigen Feinde, sondern auch gegen die Bürger selbst nöthig, um das allzuhäufige Entweichen derselben zu verhindern. Es war, wenn nicht Einhalt gethan wurde, eine gänzliche Entvölkerung der Stadt zu befürchten. Gleich nach dem Brande, den 11. (21.) August war deßwegen ein fürstlicher Befehl ererschienen, daß die Bürger die Stadt nicht verlassen sollten. Die Bürgerschaft hatte darauf auch durch ihre Abgeordneten Deschler, Fink, Günther und Stadtländer erklären lassen, daß sie bereit seyen, dem fürstlichen Befehle nachzukommen, wieder Hütten und Häuser bauen, sobald es geschehen könne, und in allem ihrem Fürsten mit Gut und Blut unterthänig seyn und bleiben wollten; müßten aber auch zugleich bitten, daß die Stadt und Bürgerschaft bei ihren alten Freiheiten erhalten und von dem beschwerlichen Pfundzolle befreit werden möchte.

Letzeres war indessen bei den schwierigen Zeitverhältnissen für jetzt unmöglich; doch blieben die Bürger ihrem Versprechen, die Stadt ohne Erlaubniß nicht zu verlassen, treu, obwohl die noch immer steigende Noth gar manchen zur Auswanderung nöthigte.

Bei weitem die schwerste Arbeit aber war die Eintreibung der vielen nothwendigen Gelder. Da die Einkünfte der Stadt entweder ganz verloren waren, oder nur sehr unregelmäßig

eingiengen, so mußten die vielen außerordentlichen Ausgaben für Herstellung der durch die Franzosen zerstörten öffentlichen Gebäude, Thore ec., die noch immer fortwährenden Contributionsgelder und Lieferungen von Naturalien an die Franzosen, wie an die schwäbische Kreisregierung für die Kriegsrüstungen, die nun doch endlich mit größerem Eifer betrieben wurden, durch außerordentliche Umlagen gedeckt werden. Dies hielt schwer. Neben der allgemeinen Noth hatten die beständigen Aufopferungen der Bürger den Sinn für Gemeinwohl fast erstickt; denn auch bei den besten Anstalten war zu fürchten, daß ein neuer feindlicher Einfall sie wieder zu nichte machen würde. Es darf uns daher auch nicht wundern, wenn wir, abgesehen von dem Geschrei der gemeimeinen Menge — Beispiele von Gleichgültigkeit und Ungehorsam gegen die Anordnungen und Befehle der städtischen Obrigkeit finden, und zwar von geachteten, angesehenen Männern; um so weniger, als alle Aufopferungen doch selten der Bürgerschaft, sondern meist dem Feinde zu gute kamen. Als zur Erkundigung der Bewegungen des feindlichen Heeres Boten ausgesandt, und deßwegen eine Umlage auf die Bürger gemacht werden sollte, entstand allgemeiner Widerwille. Kaufmann Johann Terell erklärte geradezu: „Er gebe den Beschoresmachern nichts.“ Ambrosius Deschler, Bärenwirth und kaiserlicher Posthalter, ein sehr angesehener Mann, antwortete: „Er gebe nichts, er habe genug gelitten; die Stadt solle ihm vorher die 100 fl. bezahlen, die sie ihm schuldig sey.“

Dazu kamen noch Anforderungen anderer Art. Weil die hiesige Bürgerschaft noch glücklich schien in Vergleich mit andern Städten, z. B. Durlach, da in Pforzheim noch ein Theil der Stadt gerettet worden war, während Durlach gänzlich in Asche lag, so fiel auch der größte Theil der Lasten, welche die untere Markgrafschaft zu tragen hatte, auf Pforzheim. So wurde der Stadt zugemuthet, nebst dem Amte 56 fl. zur Unterstützung des in französischer Gefangenschaft zu Philippsburg sitzenden Untervogts Scheid und Bürgermeisters Wild (von Durlach?) zu bezahlen. Der Stadtrath legte freilich die Unmöglichkeit dar. — Aus ähnlichen Gründen wurde auch das Durlacher Gymnasium hierher in das vom Brande verschont gebliebene Predigerkloster verlegt, und schon den 8. (18.) September kam der Rektor des Gymnasius, Michael Bulyowski, hierher und begann die nöthigen Einrichtungen zu treffen.

Gleichzeitig damit kam auch ein Befehl des französischen Generals Duc de Duras hieher, daß der hiesige Obervogt zu Lichtenau vor ihm erscheinen sollte. Da in dieser Zeit gar kein fürstlicher Beamter sich hier befand, so wurde deßwegen der lichtenthalische Schaffner Matthias de L’endroit abgesandt. Duras verlangte die völlige Zerstörung aller Festungswerke, theilweise Niederreißung der Stadtmauern und Ausfüllung der Gräben. Endlich ließ er sich doch mit Abtragung der von den Franzosen vor dem Brötzinger Thore, der Aue und bei der Obermühle angelegten Wälle und Palisaden begnügen. Dies verursachte neue Beschwerden, mit der Aussicht, bei dem nächsten Truppeneinmarsche wieder aufbauen zu müssen, was man jetzt niederriß.

Der größte Jammer erhob sich erst, als um Mitte Novembers sich das Gerücht verbreitete, die Stadt solle in dem bevorstehenden Winter mit einer starken Garnison besetzt werden. „Das sey, sprach darüber in einer Rathssitzung der damalige Bürgermeister Joh. Jak. Deimling, rein unmöglich, da nicht nur die Stadt in zwei Bränden fast gänzlich in die Asche gelegt, sondern auch die Einwohner diesen Krieg über um Habe und Nahrung gebracht worden seyen.“ In dem deßhalb an die Regierung nach Niefernburg abgesandten Memoriale heißt es ferner: „Die wenigsten Einwohner hätten
„über Nacht das liebe Brod im Hause; die noch übrigen
„Häuser seyen dergestalt mit Einwohnern überfüllt, daß kein
„Platz weiter vorhanden, jemanden unterzubringen; zudem
„würde es schon unmöglich fallen, nur das Nöthigste an Holz
„und Lichtern für die Wachen beizuschaffen, weil die dazu

„erforderlichen Mittel weder bei gemeiner Stadt, noch bei der „Bürgerschaft anzutreffen seyen.“ Ein ähnliches Memoriale wurde auch an den Markgrafen Carl Gustav, als General-Feldmarschall-Lieutenant gesandt. Statt der Antwort kam den 8. (18.) November schon ein fürstlicher Befehl, sich auf die Einquartierung von einigen hundert Mann bereit zu halten, und gleich darauf die vorläufigen Anforderungen des Oberkriegs-Commissarius Joh. Konrad Hölder.

Den 10. (20.) November zogen 200 Mann Truppen des schwäbischen Kreises zu Fuß und zu Pferd, unter Hauptmann v. Hagen ein. Der Commandant verlangte sogleich Räumung der Stadtmauern, Erbauung von Wachthäusern, Verschantzung des Schleifthores, Pallisaden u. s. w. an mehreren Orten; Licht und Holz auf die Wachtstuben. Das Geld reichte aber nicht einmal hin, um die dazu benöthigten zwei Pfund Lichter täglich anzuschaffen; man wußte keinen andern Rath, als einen Weggeldstock aufzuschließen, und bekam dadurch 26 fl. 25 kr. Dies reichte natürlich nicht weit. Die auf die Bürger umgelegten Kriegsgelder giengen nicht ein, denn die Bürger konnten nicht bezahlen. Auch Erekution drang nicht durch, bis endlich der Stadtrath in der äußersten Noth den Commandanten ersuchte, militärische Erekution anzuwenden.

Ende December kam neue Garnison an.

So gieng das verhängnißvolle Jahr 1689 zu Ende.

(Fortsetzung. folgt.)

Der Bundschuh,

oder der Bauernaufstand im Jahr 1502.

Historische Erzählung.

(Fortsetzung.)

6.

Der Abend des 20. Aprils war schon angebrochen, aber Lukas war noch nicht zurückgekehrt. Die Seinigen waren zwar wenig um ihn besorgt, weil er schon öfters Geschäfte halber mehrere Tage von Hause abwesend gewesen war, desto sehnlicher aber wartete der Pfeifer auf Antwort. Die letzten Schimmer des Abendrothes waren erloschen und ein schöner mondbeglänzter Sternenhimmel erhellte die Nacht. Es war ein ruhiger Sonnabend. Schon lange sah man die Gestalt eines Mannes um Lukas Rapp’s Haus herumschleichen, gleichsam als ob er Jemand belauschen wollte. Es war der wilde Pfeifer, dessen Ungeduld man in jeder seiner Bewegungen erkennen konnte. „Der alte Schurke hat sein Wort nicht gehalten!“ begann er, „ich muß wissen, ob er zurückgekommen ist.“ Er näherte sich mit diesen Worten der Hausthüre, ob er nicht Rapp’s Stimme vernehmen könnte. Er hörte, daß Creszentia ihrem Bruder antwortete: „Der Vater muß wichtige Geschäfte haben, da er diesmal so lange ausbleibt.“ „Noch nicht zurück,“ wiederholte der Pfeifer bei sich selbst, „ich habe gewonnen Spiel, es ist so viel, als ob er mir Antwort gebracht hätte,“ und in schnellen Schritten eilte er dem Walde zu.

Im Dorfe ward es immer stiller. Der Landmann ruhte aus von den mannigfaltigen Lasten der arbeitvollen Woche. Alles schien in tiefem Schlafe begraben. Nicht so war es in dem Hause, das wie schon oben als den Ort der Zusammenkunft der Verschwornen bezeichnet haben. Mit dem zwölften Glockenschlage waren alle versammelt und nur der

Pfeifer fehlte; auch Creszentia hatte, um zu lauschen, ihren alten Schlupfwinkel wieder eingenommen.

„Ich kannte den Hasenfuß schon lange, sagte Fritz von Grumbach entrüstet, ich sah voraus, daß wenn es ernst wird, der tückische Spielmann zittern wird, aber zum Verrath ist er eben so feig wie zum Kampfe. Sein Kopf ist selbst in der Schlinge verwickelt; glaubt mir, er wird, wenn unsere Sachen einmal grün stehen, wieder zu uns stoßen. Aber höret Ihr so eben kein Geräusch?“ Schnell entfernte sich einer der Bauern, um die Sicherheit des Ortes zu untersuchen. Nach einigen Minuten kam er wieder herein und äußerte seine Vermuthung, es müsse ein Gefährt seyn, das auf dem Markte zu Durlach sich verspätet habe und jetzt erst zurückgekehrt sey. Nachdem diese Besorgniß vorüber war, erhob sich Fritz von Grumbach und begann zu sprechen: „Zum Letztenmale sind wir versammelt um Mitternacht, unsere Sache ist endlcih so weit gediehen unter dem sichtbaren Beistande der Himmelskönigin; nach wenigen Stunden werden wir frei seyn wie der Pfaffe und der Edelmann, auf daß wir und unsere Nachkommen nimmer seyen leibeigen unseren Zwingherren. Habt Muth, Kameraden, die Mutter Gottes, zu der Ihr täglich betet, steht uns bei, wir werden siegen. Hier, in Ersingen sind Konrad und Eberhard Eure Hauptleute, den Schulzen sollt Ihr todtschlagen und auf sein Haus den rothen Hahn setzen. Dann zieht Ihr nach Grumbach, wo ich Euch mit den andern erwarte. Von dort aus geht der Zug nach Bruchsal. Alles wird uns gelingen, denn — Was war das?“ Seine Rede war durch einen schwachen Schrei eines Weibes außerhalb des Hauses unterbrochen worden, der einigen wie das Wort: „Verrathen“ zu klingen däuchte. Die Versammelten sprangen bestürzt auf, einige bestiegen den obern Boden des Hauses, um von dort herab Kunde über den seltsamen Vorfall einzuziehen, andere lauschten durch die Ritzen der Fensterläden. Aber ihre Furcht war nur zu sehr gegründet. Wilhelm v. Sachsenheim hatte sich dem Hause, so still wie möglich mit seinen Reisigen, über die ihn der Markgraf zum Anführer gesetzt hatte, vom Walde her genähert. Creszentia hatte zuerst das Geräusch vernommen und war, über die drohende Gefahr gewiß, um die Verschwornen zu benachrichtigen, von ihrem Verstecke herabgestiegen. Ehe sie aber die Thüre des Hauses erreichte, ergriff sie der Sachsenheimer selbst und ein rascher Stoß mit dem Dolche war die Ursache des Schrei’s, den sie sterbend ausstieß.

Die lauten Befehle des Ritters, nachdem das Haus von den Lanzknechten umzingelt war, ließen die Verschwornen nicht länger in Ungewißheit. Innen im Hause aber schien Alles erstorben zu seyn.

„Erbrecht die Thüre, haut nieder, wer Euch widersteht, schont des Weibs und der Kinder nicht, sage ich Euch, ich will sie ausrotten, diese Brut von Hunden!“

Während Sachsenheim’s Leute beschäftigt waren, die Thüre mit Gewalt zu öffnen, rißen sie die Verschwornen selbst in wüthender Verzweiflung auf, und stürzten wohlbewaffnet, Konrad, Fritz und Eberhard an ihrer Spitze, heraus auf die Reisigen. Ein mörderisches Gefecht entstand; Eberhard war unter den ersten, der fiel. Vesperleuter aber und Fritz von Grumbach drangen durch die Reihen der Lanzknechte, bis sie dem Ritter gegenüber standen. Vesperleuter stürzte mit den Worten: „Mörder meines Vaters, hier treffe ich dich wieder,“ wüthend auf ihn los. Nach einem kurzen Gefechte mit Sachsenheim sank dieser rückwärts zur Erde. Konrad aber hatte sich durchgeschlagen und das Freie gewonnen. Fritz von Grumbach war, nachdem er mit seinem breiten Schwerte (durch das Haus war er im Rücken gedeckt) das Hintergebäude erreicht hatte, seinen Verfolgern aus den Augen gekommen. Er stieß auf einen Mann, der mit höllischer Freude Feuerbrände in die Heubühne warf. Er erkannte sogleich den wilden Pfeifer. „Du hier, wackerer Spielmann,“ schäumte Fritz, sein Schwert blitzte durch die Luft, und nach einigen fürchterlichen Zuckungen lag der Pfeifer entseelt am Boden. Aber die Verschwornen waren der Uebermacht unterlegen. Todte und Verwundete von beiden Seiten bedeckten den Kampfplatz. Die Gefangenen wurden

gebunden und bewacht. Ein erstickender Rauchqualm drang durch das Dach, endlich loderte das Feuer hellauf. Ein gräßliches Geheul tönte aus dem Innern des Hauses, aber Niemand war gesonnen, die Unglücklichen, die im Hause zurückgeblieben waren, zu erretten. Die Balken stürzten, die Flammen prasselten. Das Jammern der Verwundeten, das Geschrei der Sieger und die gräßliche Helle der Flammen mußten sonst jedes menschliche Gemüth erschüttern, nur in jenen Zeiten war dies, besonders bei den Söldlingen ein weder seltenes noch empörendes Schauspiel. Im Dorfe vernahm man wohl das fürchterliche Geräusch, dennoch sah man Niemand, der sein Haus verlassen hätte. Schon damals war der Aberglaube von einem wilden Jäger, der um Mitternacht mit seinem Gefolge unter furchtbarem Getöse durch die Lüfte rausche, in dem Munde des Volks. Die Furcht vor diesem Ungeheuer hielt die Bewohner des Dorfes auf ihrem Lager. Ja selbst die Wächter hielten die Flammen für jenen gelben Schwefelschein, den der Unhold bei seiner Fahrt über den Häuptern der erschrockenen Menschen verbreite. Endlich stürzten unter furchtbarem Krachen die letzten Reste des Hauses. Die Gefangenen wurden nach Pforzheim abgeführt. Sachsenheim lag noch lange ohnmächtig in den Armen seines Dieners, der ihm die tiefe Brustwunde auswusch. Als er die Augen wieder aufschlug, verfertigte man aus Zweigen und Hellebarden eine Tragbahre, worauf man den schwerverwundeten Ritter legte. Sie trugen ihn langsam in's Dorf hinein, wo sie ihn in einer elenden Bauernhütte bis zum Tagesanbruch liegen ließen.

(SCHLUß FOLGT.)

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 13. *SAMSTAG DEN 28. MÄRZ.* *1835.*

PFORZHEIM AM SCHLUSSE DES 17TEN JAHRHUNDERTS.

ZWEITE ABTHEILUNG.

1. ZUSTAND DER STADT NACH DEM ZWEITEN BRANDE. SCHWACHE VERSUCHE, DIE SACHEN WIEDER INS ALTE GLEIS ZU BRINGEN.

(Fortsetzung.)

Diese Garnison drückte unter Oberst Palffy die Stadt das ganze Jahr 1690 hindurch, und es kam noch gegen Ende des Jahres eine Abtheilung Husaren dazu. Zwar sollte nach Beschluß der Kreise die Stadt Augsburg die Verpflichtung haben, diese Garnison zu unterhalten, und die Stadt Pforzheim sollte denselben nur Obdach gewähren; aber das große Augsburg kam, wie es scheint, dieser Verpflichtung nicht nach, und so fiel die ganze Last der Einquartierung abermals auf die hiesige Stadt. Die rührenden Schilderungen der allgemeinen Noth in den öfters eingegebenen Memorialen, „daß man der Stadt bei ihrem miserablen Zustand und bekannten Ruin und der allzuschweren Einquartierung keinen weiteren Beitrag zumuthen könne, und daß man vielmehr um einige Gnade ansuchen wolle;“ die immer wiederkehrenden Berichte von der Wegnahme und Vernichtung der Feldfrüchte durch die Fourageurs der Garnison, die beständigen Lieferungen an Naturalien ec., zeigen es deutlich genug. Zudem kamen die fortdauernden Kriegsgelder an die französischen Commandanten in Straßburg und später Philippsburg. Diese mußten fast jedesmal mit militärischer Erekution eingezogen werden. Der Schuldner mußte die mit der Erekution beauftragten Soldaten so lange behalten, bis er zahlte, und ihnen noch überdies für jede Stunde eine Entschädigung geben. — Schon der Anfang des Jahres hatte sich durch einen großen Eisgang mit Ueberschwemmung ausgezeichnet, wodurch die Auer Brücke gänzlich, die Altstädter Brücke größtentheils zerstört, und fast alle Dämme und Wehre beschädigt wurden. Die zur Wiederherstellung derselben nöthigen, bedeutenden Kosten, wozu keine Mittel vorhanden waren, fielen bei den übrigen schweren Zahlungen der Bürgerschaft zu schwer; der Stadtrath griff daher zu einem für frühere Zeiten außerordentlichen Mittel: er setzte auch den gefreiten Personen (Staatsdienern und Adelichen) und den Juden, die bisher ebenfalls frei von außergewöhnlichen Abgaben gewesen waren, ihren Beitrag an, und die Juden mußten auch Einquartierung aufnehmen. Die durch diese Maaßregeln für den Stadtrath entstandenen Mißhelligkeiten wurden noch vermehrt, als in der Mitte des Jahres die Metzgerzunft sich hartnäckig weigerte, die extraordinären Kriegsgelder zu bezahlen; auch die übrige Bürgerschaft fieng an, schwürig zu werden. Willkommen war es daher dem Stadtrathe, wie

der Bürgerschaft, als im December des Jahres Markgraf Friedrich Magnus selbst hieher kam; Alles schöpfte neue Hoffnung und wartete auf Erleichterung und Hülfe, freilich vergebens; was konnte der Markgraf thun?

2. Das Jahr 1691. Plünderung Pforzheims.

Und doch war das Jahr 1690 noch eines der glücklichsten in diesem Kriege. Dagegen begann mit dem Jahre 1691 eine Reihe von Leidensjahren, die das noch wegrafften, was bis jetzt noch übrig geblieben war. Der Zustand der Stadt, wie er am Ende des Jahres 1690 gewesen war, dauerte auch im Jahre 1691 bis gegen dem Monat Juli hin, fort. Aber der in diesem Jahre aufs Neue ausgebrochene Krieg störte auch diese geringe Ruhe. Gleich in den ersten Monaten dieses Jahres begannen die Rüstungen der verbündeten Fürsten gegen Frankreich. Die Franzosen begannen aber den Krieg selbst. Sie streiften bis Mainz, doch ihr Plan, diese Festung zu überfallen, wurde entdeckt und vereitelt, und die teutschen Truppen giengen (15. (25.) Juli) bei Mannheim über den Rhein. Aber die Franzosen waren schneller. Noch vor dem Uebergang der teutschen Truppen über den Rhein, wurde Durlach von französischen Streifparthien von Fortlouis aus, zweimal geplündert; die Hauptarmee 30.000 Mann stark, zog bei Philippsburg über den Rhein auf Stuttgart zu, und kam so auch nach Pforzheim.

Bei ihrer Annäherung floh in Pforzheim, wer fliehen konnte und suchte seine beste Habe zu retten. Aber es gelang nicht allen; viele wurden vor der Stadt von den schnellanrückenden Franzosen ergriffen und beraubt. Die Besatzung der Stadt, 400 Mann würtembergische Kreistruppen, unter Graf v. Fürstenberg, wurde nach kurzem Widerstande überwältigt und kriegsgefangen nach Frankreich geführt.[39] Die von Einwohnern leere Stadt wurde (in den ersten Tagen des Monats August) ausgeplündert; die vorhandenen Glocken (die Glocken der Barfüsser- und Stadtkirche waren schon in dem zweiten Brande 1689 durch die Franzosen geraubt worden) wurden sämmtlich fortgenommen; und diesmal war es wohl auch, wo die Gruft in der Schloßkirche erbrochen und die alten zinnernen Särge zerschlagen wurden. Die Armee mußte jedoch schnell nach Stuttgart vorrücken, und so blieb wenigstens noch ein Vorrath an Mehl und Wein übrig. Dies war aber auch alles. Kurz vorher hatten die Bürger das, was sie beim zweiten Brande glücklich in andere Städte, besonders Ulm, gerettet, jetzt nach und nach wieder geholt, aber alles war jetzt geraubt. Die Bevölkerung nahm abermal schnell ab durch die starken Auswanderungen. Auch das im September 1689 von Durlach hierherverlegte, und im März 1690 eingeweihte Gymnasium wurde wieder aufgelöst, und die Professoren zerstreuten sich im Auslande. Der Rektor Bulyowski wurde Rektor des Gymnasiums in Oehringen, der zweite Lehrer Bendel kam nach Schleßwig, und Ludovici starb.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bundschuh,

oder der Bauernaufstand im Jahr 1502.

Historische Erzählung.

(Schluß.)

7.

[39] Viele unter ihnen wurden nachher unter die französische Truppen gesteckt und mußten in dem bald darauf ausgebrochenen spanischen Erbfolgekrieg in Spanien dienen.

Unsere Erzählung nähert sich ihrem Ende. Wir führen den Leser zurück in das Haus Wilhelms von Sachsenheim. Die Frühlingssonne beschien so heiter die dunkeln Gassen unserer Vaterstadt, daß Jung und Alt die engen Wohnungen verließ, um den schönen Sonntag recht zu genießen. Aber in dem Hause des Ritters achtete Niemand des wiederkehrenden Frühlings. Dort war es unheimlich und duster, Todesstille herrschte, die Bedienten schlichen auf den Zehen durch die Zimmer, um ihren todtkranken Herrn nicht in seinem Schlummer zu stören. Es war eines jener großen, öden Gemächer des Alterthums, in welchem der verwundete Ritter lag. Ein großes Feuer brannte in einem ungeheuren, steinernen Kamin, die Fehden der Vorfahren des Ritters hingen, im Geschmacke jener Zeit auf alte Tapeten gemalt, an den Wänden; massives Schreinwerk und ein hohes und breites Bette, in welchem der Ritter lag, zierten das Zimmer, welches kaum einige Sonnenstrahlen durch die gothischen, dunkeln Fenster mit runden Scheiben erhielt. Ein Mann von sonderbarem Aussehen und seltsamer Kleidung beugte sich über den schlafenden Ritter und betrachtete ihn mit einer wichtigen Kenner-Miene. Diese lange, hagere Gestalt mit rohen und gemeinen Gesichtszügen war ein Sohn Aeskulap's jener Zeit, der neben mancherlei natürlichen Mitteln auch allerlei Beschwörungsformeln gegen jede Art von Krankheiten, Hexerei und Zauberei zu kennen sich rühmte. Der Verwundete erwachte und der kluge Arzt versicherte sogleich, der Zustand des Kranken habe sich gebessert, zur völligen Genesung müsse er noch den berühmten Kräutersaft einnehmen. Mit diesen Worten zog er einen gewaltigen Kolben, angefüllt mit einem braunen Safte, aus der Tasche. Das Gefäß selbst war mit einer Anzahl rother Kreuze und Trutenfüße bemalt. „Verschluckt es, sagte der Doktor ermunternd, ich habe es unter günstiger Constellation gekocht.“ Der Kranke hegte Zutrauen zu der Kunst des weisen Arztes und verschluckte die stinkende Latwerge. Aber nach Verfluß von einen halben Stunde nahm die Krankheit des Ritters sichtbarlich zu. Das Fieber hate sich heftiger eingestellt, was aber der Medikus als ein Zeichen der Besserung ansah. Da trat die Schwester Sachsenheims, Brida, ein, um ihren kranken Bruder zu besuchen. „Es ist schlimmer geworden,“ rief sie sogleich leise dem Doktor zu, und schüttelte das Haupt. „Bruder, sagte sie weinend, ich habe dir eine wichtige Nachricht zu überbringen. Agnes, deine verstoßene Gemahlin ist todt, ein Bauernweib, in deren Hütte sie verschieden war, brachte mir heute Morgen diese wenigen Zeilen.“ Sie entfaltete das Papier und las: „In meiner Todesstunde will ich dir nicht fluchen, aber glaube meinen letzten Worten: So gewiß, als uns einst Jesus Christus richten wird, so gewiß ist das unglückliche Geschöpf dein Kind. Bei allen Heiligen im Himmel beschwöre ich dich, verstoße deine Tochter nicht.“

Diese Worte machten auf die sonst äußerst rauhe und harte Seele des Sachsenheimers jetzt einen unbeschreiblichen Eindruck. Mit bewegter Stimme antwortete er: „Schwester, die Nachricht kommt zu spät, sie ist todt —!“ „Sie ist todt,“ wiederholte eine tiefe Stimme. Es war Lukas Rapp. Ohne bemerkt zu werden, war er in das Zimmer getreten. Die Begebenheiten des vergangenen Tages hatten eine furchtbare Veränderung in dem Aeußern des alten Mannes hervorgebracht. Mit geisterbleichen, verzerrten Zügen schaute er wild auf das Bette des Ritters. Seine grauen Haare waren zerrauft, seine Kniee zitterten und seine Augen hatten jenes unstäte Umherirren eines Wahnsinnigen. Er näherte sich langsam dem Bette, und als er dem Ritter nahe war, stürzte er betäubt zusammen. „Sie ist todt,“ sagte er nach einigen bangen Minuten, „beide sind todt, mein Eberhard, mein Sohn und Eure Tochter!“ „Armer Mann, Ihr redet irre,“ sagte Brida mit zartem Mitleiden, „meines Bruders Tochter ist schon längst todt.“ „Nein, nein, bei der heiligen Jungfrau, ich fürchte nichts mehr, nicht Marter, nicht Tod, das Gräßlichste muß ich erzählen. So wißt, Ritter, Ihr habt Eure eigene Tochter erstochen!“ Die Aebtissin stieß einen Schrei des Entsetzens aus, Sachsenheim lag aber stumm und blaß wie der Tod auf seinem Lager. „Es war meine Tochter, welche vor einem halben Jahre starb, ich täuschte Euch, und gab vor, es sey die Eurige, um gewiß zu seyn, daß die Uebriggebliebene, die mir lieb war wie meine eigene Seele, mir nicht einst

wieder zurückgefordert werde. Meine Tochter liegt begraben, sucht die Eure unter den Trümmern des abgebrannten Hauses!“ Die Kräfte verließen wieder den alten Mann und ohnmächtig stürzte er rücklings nieder. Sachsenheim hatte sich während der Erzählung aufgerafft und sein Auge war gläsernstarr auf Lukas gerichtet. Als dieser geendet hatte, stieß er einen herzschneidenden Schrei aus, das Fieber rüttelte gräßlich seine Glieder, und seine Zähne klapperten, verzweiflungsvoll rieß er seine verbundene Wunde auf, die aufs Neue zu bluten anfieng. Seine Schwester Brida war, einer Ohnmacht nahe, auf die Kniee gesunken, als sie wieder erwachte, war Lukas verschwunden, und ihr Bruder lag entseelt. Sein gebrochenes Auge starrte noch immer auf den Ort hin, wo Lukas gestanden, und die Züge der Verzweiflung waren auch im Tode nicht aus dem Antlitze verschwunden. Brida, obwohl ein Weib, faßte sich schnell wieder. Chorgesang und Orgelton schallte soeben herüber von der St. Michaelskirche. Sie knieete nieder am Bette ihres Bruders, und betete lange und andächtig. Als sie wieder aufstand, warf sie noch einen langen und schmerzensvollen Blick auf den Todten, drückte ihm die Augen zu und verschwand leise aus dem Gemache.

Der Doktor aber versicherte die Bedienten noch eine ganze Stunde nachher, der Kranke sey nur in einen tiefen Schlaf, auf den baldige Besserung erfolgen werde, verfallen, was wir ihm gerne glauben mögen.

Der darauf folgende Mittwoch war ein trüber, düsterer Tag, aber in den Straßen Pforzheims war es lebhaft. Eine große Volksmenge strömte dem Schloßberge zu, um das prächtige Leichenbegängniß Wilhelms v. Sachsenheim mit anzusehen.

Ein dumpfer Trauergesang in tiefen Tönen erschallte in der Ferne. Es waren die Barfüßer, welche ein Requiem sangen. Endlich bewegte sich der Zug unter Glockengeläute und Gesang vorwärts gegen die Schloßkirche. Viele Ritter und Edle, Mönche und Nonnen folgten. Die Träger setzten vor dem Thore den Sarg nieder. Die Musik und der Chor verstummte, es herrschte eine Todtenstille rund umher. Da erhob sich plötzlich ein erschütterndes Geschrei von Kindern und Weibern. Es waren die Verwandte der gefangenen Bauern, die aus dem Amthause gekommen waren, wo so eben ihren Männern, Vätern und Brüdern das Todesurtheil vorgelesen worden war. Die Justiz jener harten Zeit machte wenig Umstände, und ein durch die Folter erpreßtes Geständniß war schon hinreichend. — Es war ein herzzerreißender Anblick. Die Weiber rauften heulend ihre aufgelösten Haare, die Kinder rangen die Hände und riefen die Namen ihrer gefangenen Väter. Der Zug betrat unter dem Trauergesange: *Stabat mater dolorosa*[40] die Kirche.

Dort wurde der Sarg beigesetzt, und wenn wir nicht irren, sahen wir noch vor einigen Jahren den Grabstein Wilhelms von Sachsenheim.

Wir müssen nun zurückblicken auf die übrigen Personen unserer Erzählung. Unser Held, Konrad Vesperleuter, entkam glücklich. Die alte Judith soll ihn lange im Keller verborgen haben, bis sich eine günstige Gelegenheit darbot, nach der Schweiz, wo er von seinem Kriegsdienste her, Freunde und Bekannte hatte, zu entkommen. Das traurige Schicksal Creszentia’s hatte er nur halb erfahren, sie sey nämlich aus Gram über ihres Bruders Tod gestorben. Wenn wir den Nachrichten trauen dürfen, fiel Konrad in der unglücklichen Schlacht bei Kappel 1531 als ziemlich bejahrter Mann für die Sache der Protestanten. Fritz von Grumbach war auf immer verschwunden, und Niemand weiß, welches Land den Flüchtling aufgenommen haben mag.

Lukas Rapp wurde ein reicher Mann, denn der Markgraf Philipp von Baden-Durlach, der Bischof von Bruchsal (Speier) beschenkten ihn reichlich; ob er aber je Gemüthsruhe erlangt, oder ob sein Reichthum die Gewissensbisse aus seinem Herzen habe verbannen

[40] An dem Kreuze stand die Mutter ec.

können, möchten wir sehr bezweifeln. Er starb bald und vermachte sein ganzes Vermögen den Barfüßern zu Pforzheim, die ihn von allen Sünden absolvirten und in der Leichenrede von seinen mancherlei Tugenden sprachen, die er, so lange er im Fleische gewandelt, als frommer Christ ausgeübt habe. Wir wollen ihn nicht verdammen.

Die Verschwornen in Bruchsal und in Speier, so wie auch in Grumbach, wurden alle festgenommen und empfiengen ihr Urtheil. Sie wurden verviertheilt, gerädert und geköpft, die am wenigsten Schuldigen des Landes verwiesen.

Außer den schon Bekannten sind uns noch einige Namen von Verschwornen der Umgegend überliefert worden. Es sind: Ambrosius von Brötzingen, Konrad Luterer von Hanigen (ein Ort, der uns unbekannt ist.) Kaspar Eberlin von Brötzingen. Martin Kreußler von Ersingen. Jakob Suter von Untergrumbach.

So gräßlich auch die Strafen waren, welche an den Bauern vollzogen wurden, schreckten sie doch nicht gänzlich ab. 1524 brach die Flamme, deren Funke unterdessen nicht erloschen war, fürchterlicher aus. Die Reformation war nicht die Urheberin des mörderischen Bauernkrieges, wie manche behauptet haben, der Hunger war es und das verzweiflungsvolle Elend, unter dem die niedere Menschenklasse schmachtete. Jener Kampf war, wie Zschokke sagt, ein gräßlicher Nothschrei der bedrängten Menschheit.

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 14. *SAMSTAG DEN 4. APRIL* *1835.*

PFORZHEIM AM SCHLUSSE DES 17TEN JAHRHUNDERTS.
ZWEITE ABTHEILUNG.
2. NEUE VERWÜSTUNGEN. TREFFEN BEI PFORZHEIM. DRITTER BRAND 1692.

(Fortsetzung.)

Bei der Lage Pforzheims an einer Hauptstraße war die Stadt bei allen Truppenmärschen der Einquartierung und Mißhandlung ausgesetzt, und so kommt es auch, daß fast jeder Zug einer Armee durch eine Plünderung oder Verwüstung Pforzheims bezeichnet ist. Dies Schicksal traf die Stadt auch im Jahre 1692 doppelt schwer.

Die Bürger, welche sich bei der Plünderung im Monat August des verflossenen Jahres zerstreut hatten, sammelten sich nun allmählich wieder mit Ausnahme derer, die sich in andern Orten häuslich niedergelassen hatten. So klein auch die Zahl der Bürger war, so ist es doch fast unbegreiflich, wie sie sich noch ernähren konnten, denn der Mangel und das Elend waren schon so allgemein, daß selbst einige Mitglieder des Gerichts und Raths, die sonst unter die wohlhabendsten der Stadt gehörten, mit den schuldigen Zahlungen innehalten, und um Nachlaß einiger Zinsen ansuchen mußten. In einem schreienden Mißverhältnis standen damit die bedeutenden Geldanforderungen an die hiesige Bürgerschaft auch in diesem Jahre. Die Summe der für das Jahr 1692 zu zahlenden französ. Contribution betrug 833 Gulden; zur Montirung von 3 Reitern, 3 Dragonern und 24 Infanteristen[41], welche dem Amte und der Stadt Pforzheim zu werben anbefohlen waren, mußte die Stadt 410 Gulden bezahlen. Dazu kamen auch noch die beständigen Kosten der in Strasburg gefangen sitzenden hiesigen Bürger, welchen für dieses Jahr 200 Gulden gesandt wurden.

Die Entrichtung aller dieser Forderungen fiel den Bürgern zu schwer. Der früher gemachte Versuch, auch die gefreiten Personen zur Mittragung solcher allgemeinen Lasten zu bewegen, war nur zum Theil gelungen, Die Bürger drangen nun um so ernstlicher darauf, da diese gerade die vermöglichsten waren. Sie beschlossen, eine Bitte an den Markgrafen selbst einzusenden, mit dem Bemerken, „daß, wenn nicht auch ein Beitrag von Seiten der Adelichen, geistlichen und weltlichen Bedienten erfolge, die Bürgerschaft unmöglich mehr alles prästiren könne. Auch sei es im 30jährigen Kriege ebenso gehalten worden. Man bäte

[41] Ein Reiter kostete damals 130 Gulden, ein Dragoner 120 Gulden, und ein Infanterist 20 Gulden.

aber nicht nur um Bewilligung, sondern auch um Bestellung gewisser Personen, die sich ernstlich der Sache annähmen.“ Ihre Bitte wurde aber erst später erfüllt.

Im September dieses Jahres wurde Pforzheim zum drittenmale niedergebrannt. Der Herzog von Lorges, Oberbefehlshaber der französ. Armee, von beiden Seiten durch die verbündeten teutschen Truppen angegriffen, zog sich schnell nach Fortlouis zurück, um seine Gegner zu täuschen. Unerwartet aber brach er wieder von Fortlouis auf, mit der deutlichen Absicht, Würtemberg zu überschwemmen. General Chamilly zog mit einem Theile der Armee voraus. Der Administrator von Würtemberg, Herzog Friedrich Carl, der in diese Gegend geschickt war, um Würtemberg zu decken, zog ihm entgegen, konnte jedoch die Besetzung Pforzheims durch General Chamilly nicht mehr hindern. Hier, bei Pforzheim, wurde er aber von dem Herzog von Lorges, der mit der Hauptarmee über Durlach und Wilferdingen nachgerückt war, mit solcher Heftigkeit angegriffen, daß seine Truppen in die größte Unordnung geriethen, und alle ihn verließen. Er selbst wurde nebst dem General Soyer, 60 Gemeinen, einigen Standarten und dem ganzen Gepäcke gefangen und nach Strasburg geführt.

Nun begann wieder allenthalben Brand und Plünderung. Chamilly, der bisher Pforzheim besetzt gehalten, hatte es wohl nicht gewagt, Pforzheim zu verwüsten, ehe er den Ausgang des Treffens kannte. Als aber die würtembergischen Truppen so völlig geschlagen waren, verbreiteten die Franzosen sich in der ganzen Umgegend, und „wütheten mit Brennen und Plündern in Städten und Dörfern.“

Was in den 2 früheren Bränden verschont geblieben war, wurde nun ein Raub der Flammen. Es traf diesmal auch die bisher stehen gebliebene Brötzinger Vorstadt und die Aue, und den östlichen Theil der Stadt, der 1689 gerettet worden war, nebst der Stadtkirche. Auch eine Menge jener schnell hingebauten Hütten nahm das Feuer wieder hinweg.

An mehreren Orten der Stadt hatten die Franzosen die Stadtmauern gesprengt, am Schleifthor hatten sie dieselbe unterminirt. Es ist unbekannt, ob in Folge einer Belagerung, oder blosen Muthwillens. (Ersteres scheint glaublicher, da das Theatrum Europæum tom. XIV. fol. 263 sagt, daß General Chamilly die Stadt Pforzheim eingenommen hätte).

Nachdem sich die Franzosen den 8. (18.) October wieder aus dieser Gegend entfernt hatten, kehrten die Bürger, welche bei der Annäherung der Franzosen abermals die Flucht ergriffen hatten, den 20. (30.) October wieder zu ihren Schuttstätten zurück, und bauten sich wieder Hütten. Die Stadt gewährte ein trauriges Bild. „In der ganzen Stadt sah man nur rauchende Trümmer, und aus diesen ragten die noch stehenden, aber zum Theil ihrer Thürme beraubten, schmucklosen Kirchen düster empor. Eine Menge Hände war beschäftigt, aus den Schutthaufen das noch erhaltene Hausgeräthe herauszusuchen. Auf dem Markte vor den Bäckerläden standen die Kinder haufenweise und schrieen um Brod, und die Bürger liefen ängstlich umher, bald da, bald dort um Hülfe ansprechend.“ So schildert ein Augenzeuge den damaligen Zustand der Stadt. Es wurde kein Rathstag, keine Amtssitzung gehalten. Das Rathsprotokoll sagt darüber nur: „durch die jüngsterlittenen Troublen sey alles wieder in Confusion gerathen.“

Zu diesen Unordnungen und den dadurch nothwendig gewordenen Ausgaben kam kaum 8 Tage nach dem Brande ein Befehl des französ. Commandanten zu Strasburg, daß die hiesige Stadt für das Jahr 1693 400 Reichsthaler zahlen, und damit innerhalb 14 Tagen beginnen sollte. Die Bürger mußten mit ihrer noch übrigen Habe hausiren gehen, um mit dem Erlöse die Kriegsgelder bezahlen zu können.

Das Jahr 1693.

Erst in diesem Jahre, nachdem sie beinahe ein halbes Jahr ganz ohne Glocken gewesen waren, dachten die Bürger daran, wenigstens wieder ein Glöcklein zu besitzen. Dies gelang endlich durch Vermittlurg und Vorschuß des damaligen Kammerraths Zandt, der sich überhaupt in jenen traurigen Zeiten rühmlich der hiesigen Bürger annahm, und nebst dem Oberamtsverweser Heiland mehr als einmal drohende Gefahren von der Stadt abwandte.

Die Bürger hatten nicht lange die traurige Freude, wieder in ihren Häusern und Hütten zu wohnen; denn bald nach dem Brande zog eine französische Garnison hier ein unter General Molineaux. Die ganze Umgegend war von den Franzosen besetzt: ihr Hauptquartier war in Graben, und nachher in Grötzingen. Während dieser Zeit erreichte das Elend in Pforzheim den höchsten Grad.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaiserlichen in Pforzheim.

Erzählung aus dem Jahre 1643.

Nach langen, trüben Wintertagen war endlich gegen Ende März zum erstenmale wieder ein heller freundlicher Tag angebrochen. Die Luft war rein, die Sonne goß zum erstenmale Frühlingswärme aus. Das schöne Wetter hatte auch den alten Joachim Tischinger heraus gelockt aus seiner finstern Wohnung ins Freie. Ihn begleitete eine noch junge Frau, deren dunkle Kleidung, noch mehr aber ihr zur Erde gewendetes Auge anzudeuten schien, daß die schöne Umgebung, das erheiternde Gespräch des Alten sie nicht zu beruhigen vermochte. Endlich schwieg er, denn auch er hatte Ursache genug zu düstern Betrachtungen. Nur das tiefe Seelenleid seiner Begleiterin hatte ihn vermocht, seine eigenen Gefühle zu unterdrücken, und eine heitere Aussenseite zu zeigen.

So giengen sie schweigend neben einander her, als ein freundlicher Gruß sie aus ihren Gedanken weckte. Vor ihnen stand ein Mann in den besten Jahren, leicht gekleidet, aber mit schwerem Gepäcke beladen.

Der Fremde wiederholte seinen Gruß, und als er erwiedert war, begann er das Gespräch mit folgenden Worten:

„Der Frühling läßt sich recht schön an nach dem rauhen, stürmischen Winter.“

Ja, aber es scheint, erwiederte der Alte düster, als ob die Gewitterwolken sich auf die Erde niedergesenkt hätten. Wir werden, glaub‘ ich, bald die Blitze sehen und den Donner hören.

„Ihr meint die kaiserlichen Truppen?“

Die mein‘ ich, und sie werden uns wohl wenig Gutes bringen. Seitdem Banner und Horn unterlegen sind, ist gar keine Kriegszucht mehr unter ihnen zu finden.

Ein neuer Ankömmling unterbrach ihr Gespräch. „Willkommen, mein Vater,“ rief er schon aus einiger Entfernung, und mit einer herzlichen Umarmung begrüßten sich Vater und Sohn.

Woher, woher, du Flüchtling? Versprachst doch in einigen Monaten wieder zu kommen, und bist nun über ein Jahr aus?

Es geschah nicht durch meine Schuld; Franken, Niederschwaben sind bereits ganz von den kaiserlichen Truppen besetzt; und ich konnte nur mit großer Mühe auf Umwegen hierher

gelangen. Wir werden auch nicht verschont bleiben. Gebe nur Gott, daß wir nicht die Hefe bekommen. Die Regimenter Holz und Erlisheim nähern sich unserer Gegend.

„Dann möge uns der Herr in seinen Schutz nehmen, rief der alter Tischinger erschrocken, mit gefalteten Händen: sonst sind wir verloren.“

Ich habe auf meiner Reise auch vieles von der fanatischen Grausamkeit der Soldaten dieser Regimenter gehört, erwiederte der Sohn. In Franken sollen sie ein Dorf ganz niedergebrannt haben, blos weil ein Knabe aus demselben unvorsichtiger Weise auf einen Rosenkranz getreten war, den ein Soldat hatte fallen lassen. Aber schimpflich ist es, fuhr er mit Unwillen in Minen und Sprache fort, schimpflich ist es, daß so viele Protestanten anfangen, sich unter die Reihen der Feinde ihres Glaubens, der Verwüster ihres Vaterlandes zu stellen, als ob der ganze Krieg nichts weiter wäre, als eine Gelegenheit sich Gold zu erwerben, gleichviel von wem!

Der Alte winkte seinem Sohn mit der Hand. „Laß das gut seyn, mein Sohn.“

Freilich sollte man schweigen, fuhr der junge Tischinger mit steigender Wärme und glühenden Wangen fort, denn es frommt nicht, über das zu sprechen, was man nicht zu ändern vermag, und was nur leicht Gefahr bringen könnte. Aber das mag ein anderer mit kälterm Blute thun, ich kann es nicht. Noch schimpflicher ist es aber für uns, daß, wie man allgemein hört, gerade unter diesen Regimentern einige hiesige Bürger sich befinden sollen. Sehen möcht‘ ich sie, die Verräther, die Gewissen, Vaterland, Heimath, alles aufopfern und preisgeben, weil sie vielleicht einige Pfennige mehr Gold von geraubtem Blutgelde erhalten. Treffen möcht‘ ich sie. —

Ein durchdringender weiblicher Schrei unterbrach die enthusiastische Rede. Die Begleiterin des alten Tischingers lehnte sich bleich und zitternd an einen Baum.

Das hast Du gethan, flüsterte der Alte mit leisem, aber vorwurfsvollem Tone seinem Sohne zu. Die Frau erholte sich aber bald wieder, und bat um Entschuldigung für die unangenehme Störung.

Es schmerzt mich sicherlich so sehr als Euch; es wird aber nicht mehr geschehen. Ihr müßt meinem Sohn verzeihen, er weiß es vielleicht nicht, beruhigte der Alte.

Ohne anders als durch einen Druck der Hand zu antworten, entfernte sich die junge Frau nach ihrer nicht weit entfernten Wohnung. Die Begleitung, die ihr sowohl Vater als Sohn angeboten hatten, lehnte sie ab.

Als sie sich entfernt hatte, näherte sich der Fremde den Beiden wieder. Er war, um die ersten Begrüßungen zwischen Vater und Sohn nicht zu stören, indessen langsamen Schrittes auf und ab gegangen.

Es scheint, ihr befürchtet Gefahr?

Wir haben Ursache dazu, erwiederte der Alte, die Regimenter Holz und Erlisheim nähern sich unserer Gegend. Doch ihr scheint unser Gespräch gut gehört zu haben.

Der Fremde biß sich in die Lippen, zeigte jedoch sogleich wieder ein freundlich-ernstes Gesicht. Nur wenig, sagte er, und das was ich hörte, kann, da ich ein Fremder bin, weder mir nützen, noch Euch schaden.

Darf man wissen, woher ihr kommt? fragte der Alte.

Kann bald geschehen, für jetzt kann ich Euch kein anderes Beglaubigungsschreiben zeigen, als mein ehrlich Gesicht, antwortete der Fremde lächelnd.

Ein Blick in das Auge des Fremden überzeugte den Bürger, daß derselbe wahr gesprochen. Eine Einladung, mit ihm als sein Gast nach Hause zu gehen, schlug der Fremde ab, und gieng mit einem freundlichen Gruße seitwärts in die Stadt, nachdem er vorher den Alten um seinen Namen gefragt hatte.

Und nun mein Vater, da wir allein sind, bitte ich um Verzeihung wegen des unangenehmen Auftrittes, den ich, wie es scheint, veranlaßt habe. Ich kann mir jedoch nicht deuten, wie das, was ich sagte, die Base Katharine hatte so sehr beleidigen können.

So höre. Du weißt ja, daß ihr Gatte schon seit mehreren Jahren abwesend ist, und Niemand weiß, wo er ist. Es kamen allerlei Gerüchte in Umlauf, aber wir suchten ihr immer das Nachtheilige auszureden, was über den abwesenden Erbach umgieng. Vor wenigen Tagen aber kam ein Fremder hierher, und erzählte, daß unter den Protestanten, die in dem Holzischen Regimente dienten, auch Andreas Erbach sey, und derselbe habe vor 8 Tagen seinen Glauben abgeschworen. Du kennst ihre leidenschaftliche, von ihrem Vater ererbte Anhänglichkeit für die reine Augsburgische Confession, und magst dir also ihre Bestürzung denken, als sie diese Nachricht hörte. Seitdem ist sie so niedergeschlagen, daß wir völlige Schwermuth fürchten.

Wie? Erbach soll seinen Glauben abgeschworen haben? rief staunend der Sohn.

Der Fremde erzählte es für bestimmt, und wußte gar viele Nebenumstände zu erzählen, so daß wir nicht umhin können, es zu glauben.

(Fortsetzung folgt).

Anecdote.

In dem noch vorhandenen Verzeichnisse der Urkunden des alten, nun größtentheils verbrannten und verlornen städtischen Archives findet sich folgendes: In der Laden B ist die Copie einer Danksagung derer von Pfortzen gegen meinen gnedigen Herrn den Markgrafen von wegen eines geschenkten Hirsches anno 1522.

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 15. *SAMSTAG DEN 11. APRIL* *1835.*

PFORZHEIM AM SCHLUSSE DES 17TEN JAHRHUNDERTS.
ZWEITE ABTHEILUNG.
2. NEUE VERWÜSTUNGEN. TREFFEN BEI PFORZHEIM. DRITTER BRAND 1692.
(FORTSETZUNG.)

Die Bürger waren, ehe noch diese Garnison einrückte, um eine Salva quardi (sauve garde) eingekommen, und mußten deßhalb auch bedeutende Schutz- und Sicherheitsgelder erlegen; aber die Bürger erlangten damit nichts weiter, als daß die Stadt von einem neuen Brande verschont blieb; die Plünderung, die auch dieses Jahr die Stadt Pforzheim traf, war so allgemein und drückend, wie die früheren. Sie geschah im Juli des Jahres. Die starke Garnison, die vielen Truppen in der Gegend hatten fast alle Lebensmittel aufgezehrt; der Feldbau lag bei den unaufhörlichen Truppenmärschen ganz darnieder. Der damalige Stadtrath sagt in einem Berichte: es seyen nicht mehr als neun Pflüge hier, während es früher 70 bis 80 gewesen. Dies verursachte bedeutenden Fruchtmangel, wodurch auch der Preis des Kernens auf die für die damaligen so geldarmen Zeiten höchstbedeutende Summe von 27 fl. stieg. In diese Zeit fällt, was Deimling (im Vorberichte zu seinem Drama: „Die 400 Bürger von Pforzheim, Seite XLII.) und aus ihm Gehres, Seite 255 sagt: „daß sich, da die Bürger während den harten Zeiten nichts
„hatten zahlen können, die herrschaftlichen Forderungen so
„angehäuft, daß die Bürger ihre Aecker für die darauf
„haftenden Kriegssteuern andern abtraten, oder umsonst, oder
„um eine Kleinigkeit hingaben ec.“ Hier nur einige Beispiele: 9 Morgen Aecker wurden hingegeben als Unterpfand für 24 fl.; 3 Morgen Wiesen im Bruch für 25 fl. Die Waldungen standen ebenso tief im Preise. So wurden 1 ½ Morgen Wald im Weyrich am sogenannten Bürgerwäldchen für 9 fl. 14 kr.; ebendaselbst 6 Morgen Eichen- und Tannenwald für 32 fl. verkauft.[42]

[42] Als Seitenstück stehe hier ein Güterverzeichniß nebst dem Anschlage aus dem Jahr 1610.
Aecker:

7	Morgen	im Eisinger Weg, den Morg. zu 12 fl.	fl.	84
19 ¼	″	im Lechfeld, den Morg. zu 34 fl.	″	654
13	″	auf der Ispringer Steig, d. Mg. zu 44 ½ fl.	″	578 ½
16 ½	″	am Buchenbronner Weg d. Mg. zu 31 fl.	″	511 ½
25	″	auf dem Weiherberg, d. Mg. zu 43 fl.	″	1075

Die dadurch veranlaßte Noth wurde so schrecklich, daß eine Menge Menschen des Hungertodes starben, und auch die hiesige Bürgerschaft konnte viele Familien zählen, die Opfer desselben wurden. Viele andere wanderten aus; viele hielten sich in den umliegenden Waldorten verborgen. So kam es auch, daß sich am Ende dieses Jahres kaum noch der 4te Theil der frühern Bevölkerung hier befand. Wie ein Spottlied klangen in diesen allgemeinen Jammer einige Befehle an die Bürgerschaft. Eine Dienerin aus dem Gefolge des französischen Intendanten zu Straßburg, de la Grange, war lange an einem Beinbruche hier krank gelegen; nicht allein mußte die Stadt für sie die Kurkosten, welche zwei Duplonen (14 fl.) betrugen, bezahlen, sondern auch, da eine Empfehlung d. h. ein Befehl des Intendanten selbst vorlag, ihr auf ihr Ansuchen Reisegeld bis nach Straßburg geben. Sie erhielt 10 fl. aus den Kriegsgeldern, die aber, da nichts vorhanden war, erst eingezogen werden mußten. Um einer französischen Magd Reisegeld zu geben, erhielten die hiesigen Bürger, die mit dem Hunger kämpften, Erekution! Ein Befehl ähnlicher Art kam von der Landes-Regierung selbst. Vermuthlich, um größerm Unheile zuvorzukommen, beschloß dieselbe, dem französ. Commandanten zu Philippsburg, von dessen Laune das Schicksal der Markgrafschaft fast ganz abhieng, ein Geschenk mit einem Pferde zu machen. Pforzheim mußte zu diesem Geschenke 42 fl. geben. Gleich nach der Plünderung, im August war auch eine aus schwäbischen Kreistruppen bestehende Garnison eingerückt; sie war freilich nicht nur lästig, sondern auch überflüssig; denn sie gewährte durchaus keinen Schutz; so oft sich französische Truppen näherten, zogen sich die Garnisonen jedesmal zur Hauptarmee zurück.

Auf ähnliche Weise verlief das 1694te Jahr. Das ganze Jahr hindurch lag hier das durlachische Regiment unter dem Marschall von Menzingen, dem Oberstwachtmeister Barth, den Hauptleuten Pistorius von der Rita, Berkheimer, Krumhaar, Wucherer ec.; auch Abtheilungen des fürstenbergischen unter Klizing und Zickwolf, des hornischen und des schwäbischen Kreisregiments. Diese Garnison betrug sich aber so roh, daß die Bürger zuletzt, so mißlich es auch war, klagend einkommen mußten. Daß, ungeachtet eines Beschlusses der Kreisversammlung zu Ulm, wornach die Stadt Pforzheim an ihrer jetzigen Garnison nichts weiter zu leiden haben sollte, als das blose Obdach, der Commandant, außerdem noch gar mancherlei forderte, befremdete die Bürger nicht; sie waren der Art und Weise, wie solche Befehle geachtet wurden, schon gewohnt; aber daß derselbe auch täglich 15 Mann zu Schanzarbeiten oder für jeden Mann 30 kr. forderte, und dazu das Betragen der Garnison, kam ihnen etwas zu hart vor. In der Eingabe heißt es: „daß die einquartierten Offiziere sich „gegen die Bürger so hart erzeigen, in specie, daß Herr „Lieutenant Steck vom hornischen Regiment einige Bürger „bereits hart geprügelt und damit zu continuiren gedroht, „und heiße sie französiche Spionen; [43] item daß aus „Mangel an Kasernen die Bürger die Soldaten in ihren Stuben „liegen lassen müssen, wovon beide Theile erkrankten. Item, „wollen die Offiziere die Soldaten nach ihrem eigenen „Belieben einquartieren, was doch die Franzosen nicht einmal

Gärten:

2	Morgen 33 Ruthen,	des Junker Georgs von Menzingen Garten (bei der obern Mühle)	″ 1110

Betrachtet man diese Güterpreise und bedenkt dabei, daß zu Anfang des 17ten Jahrhunderts alle Lebensmittel, somit auch Aecker ec. weit niederer im Preise standen, als am Ende geselben, so wird man die Wohlfeilheit der Güter im französischen Kriege noch auffallender finden.

[43] Ein hiesiger Bürger, Jean de Maccaire, ein geborner Franzose, der aber schon lange Jahre hier ansäßig war, und der Stadt, besonders in Kriegszeiten, manchfache Dienste geleistet hatte, wurde wirklich bei der kaiserlichen Generalität als Spion angeklagt, und nur ein Zeugniß des Wohlverhaltens, das ihm der Magistrat ausstellte, rettete den 76jährigen Mann. Der Verdacht der Spionerie zu Gunsten der Franzosen traf die Pforzheimer sicherlich mit Unrecht.

„gethan.“ Damit hängt auch der Befehl zusammen, keinem Soldaten etwas abzukaufen; denn die Bürger wurden fast öffentlich von den Soldaten beraubt.

Die Geldlieferungen an die Franzosen und den schwäbischen Kreis giengen fort. Unter den außerordentlichen Lieferungen waren die sogenannten Melac’schen Fouragegelder, eigentlich ein Einkommen für die Privatkasse des Generallieutenants Melac. Die Stadt Pforzheim mußte 140 trentesols (zu 45 kr.) bezahlen. Und da doch einmal außerordentliche Forderungen an der Tagesordnung waren, so gebührte sicherlich der badischen Regierung selbst auch ein Theil davon. Sie erließ einen Befehl, daß von den hiesigen Bürgern außer dem gewöhnlichen Zehnten von Frucht, Heu und Wein auch noch der dreißigste geliefert werden sollte. Man hatte wahrscheinlich vergessen, daß in Pforzheim nie der Heuzehnte gegeben worden war. Eine Supplik der Bürgerschaft: die Armuth sey zu groß; es werde wenig eingesäet; wenn die Frucht reif sey, werde sie fast jedesmal durch die Fourageurs weggenommen,“ hat aber wenig gefruchtet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaiserlichen in Pforzheim.

Erzählung aus dem Jahre 1643.

Fortsetzung.

2.

Noch stehen die Trümmer eines alten hohen Thurmes im ehemaligen Schlosse. Auf dem höchsten Punkte der Stadt aufgeführt, ragte er gewaltig empor über seine Umgebung, und er würde noch mit verständlichen Worten von dem Treiben und Leben einer für uns untergegangenen Zeit reden, hätte nicht Geldspekulation die Stadt dieser Zierde beraubt. Doch diese Entweihung des Alterthums hat sich durch die Vereitelung des Planes gerächt. Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini.[44]

In der kleinen Wohnung auf der Spitze dieses Thurmes saß der alte Hochwächter Aristoteles Missel. Der schöne Morgen hatte sich in einen recht unfreundlichen Abend verwandelt. Der Wind blies heftig, und bei jedem Stoße zitterte die Wohnung des Wächters. Vor diesem lag eine alte Chronik und viele Papiere, in denen er eifrig las. Neben ihm saß an ihrem Rocken seine Ehefrau. Nachdem er eine ziemliche Weile still für sich gelesen hatte, sprach er endlich: Höre Margareth, das Lesen will mir nicht mehr recht behagen. Wenn ich mir lebhaft vorstelle, was man alles von mir verlangt, so wundere ich mich selbst, daß ich mit meinen alten Gliedern es noch leisten kann. Abends legt sich jedermann in friedlichen wie in unruhigen Zeiten ohne Sorgen, wenn sie nicht im eigenen Herzen ihren Grund haben, zur Ruhe und denkt, der alte Missel wird schon wachen und uns aufrufen, wenn irgend ein Unglück, wovor uns Gott bewahren möge! unserer lieben Stadt droht. Wenn irgendwo eine unvorsichtige Hausfrau meiner Mitbürger — das meinige nicht, da müßtest du selbst daran schuld seyn, Margarethe — aber meiner lieben Mitbürger bischen zeitlich Gut in Feuersgefahr bringt, so rührt sich niemand, bis der Hochwächter bläst. Und wenn Feinde als ungebetene Gäste in unsere Stadt eindringen wollen, wer ist’s, der die Bürger vor der nahen Gefahr warnt? der alte Missel ist’s, der die schläfrigen Posten zur Wachsamkeit aufrufen muß. Doch es ist gut so, und ich wollte doch, es bliebe auch so. Aber ich fürchte, ich fürchte, wir leben in einer Zeit, wo man bald ein Mehreres bedürfen wird, als dein Horn, alter Aristoteles!

[44] Was die Feinde nicht gethan, das that die Unkenntniß und Gleichgültigkeit.

Aber da tröstet mich immer wieder, Margareth, fuhr er, mehr gegen seine Frau, die schon längst gewöhnt war, den Reden und Erzählungen ihres Ehemannes stillschweigend zuzuhören, gewendet, fort, wenn ich mir die traurigen Zeiten, in welche der Herr uns mit unsern Lebenstagen gewiesen hat, und die Gefahr, die uns jetzt wieder bevorsteht, den Kopf etwas warm machen wollen, so tröstet es mich immer wieder, wenn ich lese, wie es unsern Vätern gieng. Nicht etwa das tröstet mich, daß es ihnen auch nicht besser gieng, als es ihren Kindern geht, nein, da bewahre mich der Himmel; der alte Missel würde sich seiner grauen Haare schämen, wenn er auf seinem Lebenswege keinen bessern Trost in Noth hätte finden können, als einen solchen — nein, das erquickt und stärkt, wenn ich lese, wie sie standhaft und entschlossen blieben bei dem, was sie als wahr erkannt hatten, und wenn auch das Schrecklichste zu fürchten war. Darum lese ich es noch immer gern, wie sich unsere Väter vor vierzig Jahren hielten, als es galt, ihr Kleinod, ihre reine evangelische Lehre zu bewahren. Darum lese ich es noch immer gern, und hab‘ es doch so oft schon gelesen, hab‘ ich es doch selbst erlebt. Und nun fieng er mit jugendlichem Feuer an zu erzählen, wie Markgraf Ernst Friedrich von seinen Räthen, und sonderlich von dem Chamäleon Pistorius verführt, Kalvinist geworden sey, und wie er alle seine lutherischen Unterthanen habe zwingen wollen, auch reformirt zu werden. Und wie da die meisten markgräflichen Unterthanen sich die Religionsveränderung hätten gefallen lassen, als ob man den Glauben nach Befehl der Fürsten so ohne weiteres ab- und anlegen dürfe, wie ein Kind sein Kleid nach dem Befehl seiner Mutter: wie er sich aber in den Pforzheimern sehr getäuscht habe, wie sie vielmehr entschlossen und einmüthig erklärt, daß sie ihren Glauben nicht verläugnen würden, und wie sie unter freiem Himmel feierlich geschworen hätten, lieber zu sterben, als dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden. Und es ist mir noch lebendig im Gedächtnisse, fuhr er mit Begeisterung fort, als ob es nicht 40 Jahre, sondern 40 Tage wären, wie der Bürgermeister zuerst die Hand zum Schwure erhob, und wie eine tiefe feierliche Stille unter der großen versammelten Menge herrschte, als er die Eidesformel vorsprach. — Da hab‘ ich noch eine Abschrift davon. Er nahm ein Papier und las:

Ich gelobe und schwöre freiwillig und ungezwungen einen leiblichen Eid zu Gott dem Allmächtigen, daß ich zur Ehre Gottes, zur Erhaltung der wohlhergebrachten Augsburgischen Confession, und zur Verhütung alles Verweises bei den lieben Nachkommen, der ganzen Pforzheimer Bürger- und geschworenen Brüderschaft zu Behauptung der väterlichen Religion mit Leib, Gut und Blut treuen Beistand leisten, und was dem einen Widriges begegnet, so ansehen, als ob es mir selbst widerfahren wäre; dem Gegner, wer der auch immer seyn möge, nichts Geheimes offenbaren, auch auf des von der Bürgerschaft erwählten Geschwornen-Ausschusses Begehren, mich da, wohin ich beschieden werde, einstellen wolle. Jedoch unserem gnädigen Fürsten und Herrn in weltlichen Sachen unterthänigen gebührenden Gehorsam zu leisten unbenommen. So wahr mir Gott helfe und das heilige Evangelium!“

Und ich glaube, setzte er hinzu, nachdem er das Papier wieder sorgfältig in seine Chronik hineingelegt hatte, auch wir werden bald Gelegenheit haben, unsere Standhaftigkeit zu erproben. Die kaiserlichen Truppen werden nicht vergessen haben, daß die Pforzheimer im Kampf nicht zurückstanden, werden nicht vergessen haben, daß sie vor 19 Jahren den ungleichen Kampf gegen Tilly wagten, und daß sich mancher die Zähne an den Mauern Pforzheims ausbiß, ehe sie erstiegen wurden. Aber ich kann es auch nicht vergessen, fuhr er mit weicherer Stimme fort, denn damals fiel mein greiser Vater durch die Kugel eines meuchelmörderischen Baiern. Eine große Thräne rollte über die Wangen des kräftigen Mannes; er legte seinen Arm auf den Tisch und schaute, von mancherlei Gefühlen ergriffen, mit vorwärtsgewendetem Leibe durch das kleine Fensterlein hinaus in die öde, stürmische Nacht.

Seine Frau wagte es nicht, den Lauf seiner Gefühle zu unterbrechen, aber sie suchte ihnen eine andere Wendung zu geben.

Aber werden, sagte sie, die Pforzheimer dießmal ebenso standhaft seyn, wie früher?

Du zweifelst, ob sie die Probe der Bedrängniß aushalten werden, erwiederte mit beinahe strengem Tone der alte Mann. Er stand auf von seinem Sitze und gieng mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab. „Ob sie bestehen werden? Glaubst du, wir haben darum schon so manches Jahr geduldig, weil wir's mußten, die ewigen Einflüsterungen der Barfüßer- und Predigermönche mit ihrem gleißnerischen Wesen ertragen, um jetzt auf einmal der offenen Gewalt zu bewilligen, was Verführung nicht vermochte? Glaubst du, wir würden von einem Fremden uns zu dem zwingen lassen, was wir mit Gefahr für Gut und Leben unserm eigenen Fürsten abschlugen? Und wenn auch in unsern alten Knochen das Mark auszutrocknen anfängt, so wird unsere Jugend, wie ich hoffe, nicht aus der Art schlagen. — Aber ich fürchte, fuhr er mit gedämpften Tone fort, wir haben schon einen Verräther in unsern Mauern.

Um Gott, was meinst du damit? rief erschrocken sein Weib.

Heute, entgegnete er, war ich wieder, wie du weißst, bei unserm Herrn Diaconus Seuterlin. Der erzählte mir mancherlei und auch, daß ein Fremder in der Stadt herumschleiche, und man halte ihn für einen Spionen der kaiserlichen Truppen. Man habe ihn auch mit dem alten Tischinger sprechen sehen.

Wo ist meine Tochter? rief er schnell, als ob ein Gedanke ihn plötzlich durchzuckte. „Wo ist sie so spät in der Nacht?“

Sie muß zu Hause seyn, ich habe sie erst vorhin sprechen hören, erwiederte Margarethe.

(Fortsetzung folgt).

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 16. *SAMSTAG DEN 18. APRIL.* *1835.*

PFORZHEIM AM SCHLUSSE DES 17TEN JAHRHUNDERTS.
ZWEITE ABTHEILUNG.
2. NEUE VERWÜSTUNGEN. TREFFEN BEI PFORZHEIM. DRITTER BRAND 1692.

(FORTSETZUNG.)

Diese Abgabe wurde späterhin in Geld verwandelt, und dafür 600 fl. verlangt. Während die Bürger sich bemühten, diese nicht geringe Summe aufzubringen, kam im November 1695 ein fürstlicher Befehl, daß statt der verlangten 600 fl. nur 200 fl. Entschädigung für den dreisigsten gegeben werden sollten. Aber diese 200 fl. mußten so in aller Eile geliefert werden, daß, da in der Stadtkasse gar selten Geld seyn konnte, diese Summe nicht auf die ganze Bürgerschaft umgelegt, sondern von den vermöglichern Bürgern beigetrienen werden konnte. Die regelmäßige Umlage geschah einige Tage nachher.

Im Monate Mai näherte sich die französische Armee unter Marschall de Lorges wieder unserer Gegend und lagerte sich bei Bruchsal. Diese Nähe des Feindes verursachte wieder allgemeine Flucht, und was damit unzertrennlich verbunden war, neue Verluste. Doch konnten die Bürger in der Mitte des Monats Juni wieder in ihre Wohnungen zurückkehren. Gleich nach der Rückkehr aus der Flucht begannen — auch es ist nicht klar, worin der Grund liegt — die allgemeinen Klagen wieder über das rohe Betragen der Garnison unter Hauptmann Krumhaar. Sie seyen so roh gegen die Bürger, und nähmen der Stadt Brennholz ohne weiteres im Walde weg, da doch die Stadt auch an dieser Garnison nichts weiters zu leiden hätte, als das bloße Obdach — nach dem Schluße der schwäbischen Kreisversammlung. Mehr aber als die immer nur halb befolgten Befehle des schwäbischen Kreises lag dem Stadt-Rath die gute Stimmung des französischen Commandanten und Oberkommissars zu Philippsburg am Herzen. Man wurde einig, denselben im Namen hiesiger Stadt und Bürgerschaft ein gut Essen Forellen zu übermachen.

(FORTSETZUNG FOLGT.)

UEBERGABE DES ZEHNTRECHTS IN ELLMENDINGEN VON HIRSCHAU AN HERRENALB VOM JAHRE 1272[45]

[45] Eine, so viel wir wissen, noch nirgends gedruckte Urkunde.

Resignatio jurisdictionis quam dm. (domicilium?) de hirsaw in dominatione et decimationibus in elmendingen habuit transferendo eam ad albin.

Nos Vollandus, Abbas in hirsowe, totusque conventus ibidem, universis notum esse volumus per praesentes, quod cum Nos angariati rerum penuria et defectu universa bona nostra cum decimationibus in Elmendingen, a nobis quondam ad Dominum Simonem militem de Kunegesbach transferre venditionis titulo compelleremur, nec id quoquo modo revocare possimus, maxime quia talis vendicio et alienacio nostris fuerat confirmata sigillis, postmodum quoque Abbas et monachi in Alba ordinis cysterciensis, sibi praedicta bona comparare volentes, nos accessere, rogantes, ut si quid in eisdem bonis juris haberemus, ut videremus habere, abrenunciare, et litterarum nostrarum confirmatione, resignare vellemus, uti via omnis impetitionis, et calumpniae materia praecluderetur, qne ipsis super eisdem bonis posset in posterum suboriri, Nos itaque peticionem eorum in hac prompte libere admittentes attestatione praesentium, nostris confirmatarum sigillis, publice profitemur, quod omni jurisdictioni, quam in praedictis bonis et decimationibus, siue alio quocunque nomine censeantur, in marchia siue parrochia predicte ville elmendingen sitis, habuimus vel habere videbamur, preter ipsum jus patronatus, abrenunciamus libere resignando transferentes et transferendi facultatem dantes ad monasterium praelibatum, ex intimo uostri cordis affectu gaudemus, quod cum praefata bona a nobis alienata, ad ipsos fuerint legitime devoluta, praecipue quia hiscum ipsis sub una regula, quamvis habitu et veste dispari militamus.

Datum apud Hirsaugiam Anno Dominice incarnationis millesimo ducentesimo septuagesimo secundo. feria tertia post palmae (sc. dominicam).

* *
*

Für diejenigen unserer Leser, die der lateinischen Sprache unkundig sind, stehe hier der Hauptinhalt der Urkunde in teutscher Sprache:

Wir Volland, Abt von Hisowe (Hirschau) und der ganze Convent daselbst, thun durch gegenwärtige Urkunde allen zu wissen, daß, da wir durch Geldmangel beengt alle Unsere Güter mit Zehnten in Ellmendingen, einst an Herrn Simon, Ritter von Kunegesbach (Königsbach) kaufsweise zu übergeben bewogen wurden, und wir dies auf keinerlei Weise widerrufen können, hauptsächlich weil solcher Verkauf und Veräußerungsakt mit unsern Insiegeln bekräftigt war; nachher auch Abt und Mönche in (Herren-) Alb, Cystercienser Ordens, welche die genannten Güter zu besitzen wünschten, Uns bittend angiengen, daß Wir unserm Rechte auf jene Güter entsagen, und darüber eine Urkunde ausstellen sollten, um jegliche Ansprache und jeglichen Stoff zu Verläumdungen, der ihnen über diese Güter inskünftige etwa erwachsen könnte, auszuschließen, und bekennen und bezeugen durch gegenwärtige durch Unsere Insiegel bestätigte Urkunde öffentlich, daß Wir aller Gerichtsbarkeit (und Eigenthumsrecht) welche wir auf genannte Güter, Zehntgefälle ec. in Gemarkung oder Kirchsprengel des genannten Dorfes Ellmendingen haben, freiwillig entsagen, und dieselbe, jedoch mit Vorbehalt des Patronatsrechtes an genanntes Kloster übertragen; wobei wir uns freuen, daß, da wir doch einmal die genannten Güter veräußern, dieselben rechtmäßigerweise an jene (Mönche in Herrenalb) übergegangen sind, insbesondere weil Wir mit ihnen nach Einer Regel, wenn auch an Kleidung und Haltung verschieden, dienen.

Gegeben bei Hirschau im Jahr der Menschwerdung des Herrn eintausend zweihundert zwei und siebzig; am Mittwoch nach Palmsonntag.

DIE KAISERLICHEN IN PFORZHEIM.

ERZÄHLUNG AUS DEM JAHRE 1643.

2.
FORTSETZUNG.

Anna, die einzige Tochter des Hochwächters, war ein blühendes hochaufgeschossenes Mädchen von 18 Jahren. Da sie das einzige Kind war, hatte ihr Vater viel an ihre Erziehung gewendet, mehr als sonst Männer seines Standes zu thun pflegten. Sie war auf Veranstaltung ihres Vaters mehrere Jahre in dem Hause des alten Georg von Steinfels gewesen, und hatte dadurch einen Grad von Bildung erlangt, den man sonst nicht leicht unter Töchtern ihres Standes suchte. Ihr Vater ward reichlich belohnt für seine Sorgfalt durch die liebende Aufmerksamkeit und Folgsamkeit, die sie ihm stets bewiesen hatte. Aber heute war sie nicht so gehorsam, wie sonst. Sie antwortete zwar mehrmals auf den Ruf ihres Vaters: ich komme! kam aber immer nicht. Sie stand am Eingange des Thurmes; um ihren Hals hatte ein junger Mann seinen Arm geschlungen. Es war eine über die Jahre kräftige Gestalt. Seine brauen Haare hiengen in langen natürlichen Locken über den Nacken hinab, und seine Augen schienen in der dunkeln Nacht zu leuchten. Es war der junge Tischinger, den wir schon kennen. Wir können ihr Gespräch nicht belauschen, denn der Vater rief schon zum Drittenmale.

Wir müssen uns jetzt trennen, sprach Anna mit sanfter, klarer Stimme, sonst wird der Vater böse. Lebe wohl, Joachim.

Lebe wohl, Anna, erwiederte Tischinger und schied mit einem feurigen Händedruck von ihr.

3.

Wir lassen jetzt den Hochwächter seinen Zank mit seiner Tochter allein ausmachen und überspringen einige Wochen bis zum 22. April. Es waren peinliche Wochen für die Bürger Pforzheims. Die schrecklichen Gerüchte, die vor den sich langsam der Gegend von Pforzheim nähernden kaiserlichen und baierischen Truppen vorausgiengen, hatten jedes Gemüth mit banger Furcht erfüllt. Beinahe jeden Tag kamen neue Nachrichten über die Grausamkeit und Zügellosigkeit derselben. Aber immer noch war Pforzheim, ungeachtet fast jeden Tag die Schreckensbotschaft: „die Kaiserlichen kommen,“ die Bürger aufgeschreckt hatte, von ihnen verschont geblieben.

Am Morgen des 22. Aprils saß Katharine Erbach in ihrem Stübchen in des alten Tischingers Hause. Ihre Hände waren mit der vor ihr liegenden Arbeit beschäftigt, aber nicht ihr Geist. Ihre Augen waren nur vorübergehend auf die Arbeit gerichtet; mancher Blick gleitete hinweg über die Arbeit in das Freie, als ob er hindurchdringen wollte durch Häuser, Städte und Dörfer, und in der Ferne ein Gut suchte, wornach das Herz ängstlichhoffend sich sehnte; bald aber senkte sie ihr Auge wieder abwärts zu einem sechsjährigen Kinde, das neben ihr auf dem Fußboden ein Spiel spielte, unbekannt mit der Mutter tiefem Grame. Endlich legte sie ihre Arbeit weg, ergriff mit Hast ihr Kind und zog es an ihre Brust, aus der mancher Seufzer sich hervordrängte, und still floßen die Thränen.

„O mein Kind, meine vaterlose Waise! rief sie in ihrem Schmerze, und ihre Thränen floßen heftiger. Erbach Erbach! wie kanntest du mir das anthun? Habe ich das um dich verdient! O Erbach! Ihr Haupt sank auf die Brust, und der Gram schien sie zu überwältigen.

Da ertönte die Musik des Morgengottesdienstes herüber von der Heiligkreuzkirche. Sie erhob langsam ihr Haupt und schien aufzuhorchen. Endlich stand sie auf, gieng mit

langsamen Schritten im Zimmer auf und ab und blieb endlich am Fenster stehen. Die Gemeinde begann zu singen. Es war Churfürst Johann Friedrichs von Sachsen schönes Lied:

Wie's Gott gefällt, so g'fällt mir's auch,
Und laß mich gar nichts irren;
Ob mich zu Zeiten beißt der Rauch,
Und wenn sich schon verwirren
All' Sachen gar; ich weiß fürwahr,
Gott wird's zuletzt wohl richten.
Wie er's will han, so muß es gan,
Soll's seyn, so sey's ohn' dichten.

Da brach die Spitze ihres Grames und er löste sich auf in Thränen der Wehmuth.

Sie hörte einen kräftigen Männertritt auf der Stiege; gleich darauf öffnete sich die Thüre und ein stattlicher Mann, jener geheimnißvolle Fremde, trat ein.

Verzeiht, werthe Frau, begann er, wenn ich zur ungelegenen Stunde komme; die Zeit drängt. Aber wie? Immer noch pflegt Ihr Euern nagenden Gram? Straft denn mein Gesicht meine Worte so sehr Lügen?

„„Vergebt mir, mein Herr, erwiederte sie, indem sie „„ihre Thränen trocknete, die sie vergebens zu verbergen suchte. „„Ihr thut mir unrecht. Wie könnt Ihr mich dessen „„beschuldigen, da doch das Zutrauen, das wir Euch schenken, ohne „„Euern Namen zu kennen, Bürgschaft genug vom „„Gegentheile seyn kann?““

„Ich begreife Euch nicht. Nicht erst seit gestern kennt Ihr mich bis auf meinen Namen, und es ist nicht das erste Wort, das ich mit Euch spreche. Ihr habt mir allerdings mehr als Einmal Vertrauen bewiesen, und doch scheint jedes Wort, das ich zu Gunsten Eures Gatten sage, unvernommen an Eurem Ohre vorüberzugehen. Warum traut Ihr mir denn hierin nicht?“

„„Wie mögt Ihr mich aber nur so mißverstehen, „„erwiederte Katharine mit klagendem Tone. Wie gerne, ach wie „„gerne möcht' ich jedem Eurer Worte glauben! es ist ja der „„erste, der einzige Wunsch meines Herzens! Aber wie kann „„ich es? Ihr selbst könnt nicht läugnen, daß er unter den „„kaiserlichen Truppen dient, und was läßt sich denn zu „„seiner Rechtfertigung sagen? Was ihn auch immer „„bewogen haben mag, unter die katholischen kaiserlichen „„Truppen zu treten, wie kann er den Vorwurf von sich „„abwälzen, daß, da er in ihren Reihen kämpft, er auch zu „„Beförderung ihrer Grausamkeiten beiträgt?““

„Werthe Frau, entgegnete der Fremde, es ist keine Zeit mehr vorhanden, alles das zu wiederholen, was ich Euch schon so oft gesagt habe. Wie auch immer der Schein gegen Andreas Erbach seyn mag — die Zeiten, in denen wir leben, haben schon manchen ehrlichen Mann in Lagen gebracht, wo der Schein ihn verurtheilt.“

„„O, daß ich darüber eben so ruhig seyn könnte, als „„Ihr! Aber wenn ich auch vergessen wollte, daß er gegen „„die Glaubensgenossen kämpft, zu denen wir alle, zu „„denen alle seine Verwandte, Freunde und Mitbürger „„gehören — das könnt Ihr nimmermehr entschuldigen, daß er „„seinem Glauben entsagte!““

„Ich wiederhole es Euch wieder, sprach der Fremde mit entschiedenem, aber keineswegs rauhem Tone, ich wiederhole es, daß ich das für unmöglich halte. Aber ich hoffe, es soll, ob Gott will, bald eine Zeit kommen, wo Ihr Ursache haben werdet, Euch Eures — daß ich es sagen darf — ungerechten Mißtrauens zu schämen.“

„„Daß Ihr das erweisen könntet! rief Katharine. Aber „„wenn Ihr selbst falsch berichtet wäret, wenn Ihr „„Hoffnungen in meinem Herzen erwecktet, und statt ihrer „„Erfüllung käme zuletzt nur die Bestätigung dessen, was ich „„fürchte! O eine solche Täuschung wäre bitterer, als mein „„jetziger Gram!““ — Ihre Thränen flossen aufs Neue.

„Kommt, werthe Frau, sprach der Fremde mit dem Ausdruck der Theilnahme, dies war nicht die Stimmung, in der ich Euch treffen wollte. Kommt, wenn es Euch gefällig ist, mit mir hinab zu unserm beiderseitigen Freunde. Dort muß ich sagen, was ich jetzt nicht zu sagen wage.“

Sie gieng mit ihm hinab in den untern Stock des Hauses, wo der alte Tischinger wohnte.

Staunend blickten die beiden Tischinger auf, als sie den Fremden mit Katharine Erbach hereintreten sahen.

„Wundert Euch nicht, meine Freunde, sprach derselbe. Wenn es zum Handgemenge kommt, kümmert sich der Soldat wenig darum, ob sein Helmbusch sich auch auf die richtige Seite neige. Ich habe nur noch wenige Zeit übrig, und kann sie nicht an äußere Formalitäten verschwenden.“

„„Wie? wollt Ihr uns verlassen? riefen wie aus einem Munde Vater und Sohn. Was treibt Euch so schnell fort.““

„Ich muß. Vielleicht heute noch rücken Horn und Erlisheim vor die Stadt.“

„„So heißt es schon seit drei Wochen täglich,““ erwiederte der Alte ruhig.

„Verlaßt Euch nicht auf diese Zögerung, erwiederte bedeutungsvoll der Fremde. Vielleicht noch heute!“

„„Das ist gar unmöglich; sicherlich müßte doch die „„Nachricht vor ihnen vorausgehen, und wozu denn „„sonst die vielen ausgeschickten Kundschafter?““

„Langes Warten macht lässig, erwiederte kurz der Fremde, und —“

„„Still! was war das?““ rief heftig der junge Tischinger, der sich während des Gesprächs dem Fenster genähert hatte.

(Fortsetzung folgt).

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 17. *SAMSTAG DEN 25. APRIL.* *1835.*

PFORZHEIM AM SCHLUSSE DES 17TEN JAHRHUNDERTS.

ZWEITE ABTHEILUNG.

2. NEUE VERWÜSTUNGEN. TREFFEN BEI PFORZHEIM. DRITTER BRAND 1692.

(Fortsetzung.)

3. BESSERE AUSSICHTEN.

Mit dem Jahr 1695 schloß sich die härteste Leidensperiode der Pforzheimer im Laufe dieses Krieges. Die Noth war zwar noch groß genug, und sie waren nichts weniger als völlig befreit von allen fernern Kriegslasten. Sie wurden noch immer bis zum Friedensschlusse von Garnisonen gedrückt; noch immer währeten die Zahlungen und Gelderpressungen; aber sie konnten doch wenigstens nun in ihren Hütten wohnen, ohne mehr einem Brande oder einer allgemeinen Plünderung preis gegeben zu seyn. Als Beispiel der damaligen Noth stehe nur das hier, daß die Tochter des damaligen, vorher sehr wohlhabenden, zweiten Bürgermeisters Joh. Jak. Deimling, aus Mangel anderweitiger Nahrung durch Lohnwäschen ihren Unterhalt suchen mußte.

Ein im Mai des Jahres (1696) befürchteter, jedoch nicht zu Stand gekommener, abermaliger Uebergang der Franzosen über den Rhein, gieng mit der blosen Angst vorüber, hatte jedoch eine Rathssitzung zur Folge, in der wieder ein Küchengeschenk nach Philippsburg beschlossen wurde. Der Eintrag im Rathsprotokoll lautet folgendermaßen:

"Herr Bürgermeister Herbster proponirt, es seye bekannt, daß die Stadt erst nur einen einzigen Termin an der dießjährigen französischen Contribution geliefert, indem die letzt überschickten 100 Rthlr. vor das geforderte Fouragegeld angenommen worden; weilen es nun verlaute, ob sollte die französische Armee diesseits Rheins gehen, vnd deßwegen einig gefahr zu besorgen, alß wollte er vernehmen, ob nicht rathsam vnd nöthig seyn würde, bey überschickung eines Stück gelts vff Abschlag der Contribution auch zugleich den Herrn Commandanten und vnd Commissario zu Philippsburg etwas von Forellen vnd Grundeln in die Küche zu überschicken.

Hierauf ist bei gehaltener umbfrage dahin einhellig votirt worden, daß man keine zeit verlieren solle, so viel möglich, vf Abschlag der Contribution nachher Philippsburg, vnd zugleich auch eine gute traget grundel vnd Forellen vor den Commandanten vnd Commissarium allda zu überschicken."

Diese Angst vor dem Franzosen zeigt sich auch in den Maaßregeln, die von den Militärbehörden ergriffen wurden. So erschien Ende Julis eine Ordre von Markgraf Carl Gustav als Generallieutenant, daß auf die von der Krone Frankreich ausgeschickten Mordbrenner, Spionen und andere verdächtige Leute genaue Aufsicht unter den Thoren gehalten, und alle in die Stadt eingehende Fremden streng geprüft werden sollten. Daß solche Maaßregeln damals höchst nöthig waren, ist außer Zweifel; daß viele Städte und Dörfer nicht nur nach dem Plane der Kriegsoperationen, sondern aus bloser Zügellosigkeit, oft durch kleine Truppenabtheilungen niedergebrannt wurden, ist bekannt; daß solches auch öfters durch Einzelne verübt worden seyn mag, ist sehr möglich; ob es aber wirklich Plan der französischen Regierung war, herumstreifendes Raub- und Mordgesindel zur Verheerung der Rheingegenden zu benutzen? Wir lassen es dahin gestellt.

Auch die Aussichten auf Frieden waren noch immer sehr trübe, und doch schien bei der gänzlichen Verarmung der Gegenden, die hauptsächlich die Schauplätze dieses mit seltener Rohheit geführten Kriegs gewesen waren, eine längere Fortdauer desselben unmöglich. Wie geringe Hoffnung auf baldigen Frieden man sich aber machte, zeigen die im Jahr 1696 von Seiten des Obercommando's der teutschen Truppen mit neuem Eifer begonnenen Operationen. Es genüge, nur das davon anzuführen, was in der nächsten Umgebung Pforzheim's geschah. Durch den ganzen Hagenschieß wurden seit Anfang des Jahres Verhaulinien angelegt, woran das ganze Jahr hindurch gearbeitet wurde, und am Ende des Jahres geschah das nämliche auch im Kallert, wo sich die Arbeit nach altem Brauche noch weit in das nächstfolgende Jahr hinein erstreckte. Auch wurden allein im Hohberg 1230 Stück Pallisaden gehauen.

Unter den Geldern, die in diesem und im folgenden Jahre 1697 gefordert und eingezogen wurden, war der im November 1696 abermals auferlegte Dreißigste, der aber dießmal unter dem Namen „Beihüfsgelder der untern Markgrafschaft“ lief. Der der Stadt Pforzheim zugewiesene Antheil betrug 500 fl. An die Franzosen mußten dieses Jahr (1697 Februar) außer den gewöhnlichen jährlichen Contributionsgeldern 20,000 Rationen Fourage geliefert werden. Nach einigen Unterhandlungen kam endlich ein Akkord auf 631 fl. 30 kr. zu Stande, auf deren baldige Zahlung, jedoch unter Androhung militärischer Erekution gedrungen ward. — Eine neue Geldlieferung für Haber von 128 fl. 30 kr. geschah im November 1696 an Marquis d'Uxelles. Auch mit Anforderungen für die Kreistruppen blieb die Stadt, ungeachtet der vielfachen Versicherungen, daß sie an den in Pforzheim liegenden Garnisonen nichts zu leiden haben sollte, nicht verschont. Es kam eine Menge Rechnungen ein, welche die Bürgerschaft für die Einquartierungen bezahlen mußte, und die der Stadt zur Entschädigung zugewiesenen Quartiergelder, wozu unter andern das Amt Neuenbürg 100 Rchsthlr. lieferte, giengen so saumselig als möglich ein. Außerdem wurde der Stadt auch mehrmal zur Verpflegung auswärtiger Garnisonen beizutragen befohlen, z. B. für die damals zu Menzingen und Flehingen gelegenen Husaren.

4. Friede.

Endlich nach neunjährigem Kampfe — in Teutschland fast ohne ein entscheidendes Treffen, nur eine Kette von wchselseitigen Hin- und Hermärschen — waren beinahe alle Theilnehmer des Krieges müde. Der Kaiser und das Reich waren nicht die einzigen Gegner Frankreichs, auch England, Holland und Spanien und einige kleinere Staaten hatten an dem Kriege Theil genommen. — Unter schwedischer Vermittlung begannen im Mai 1696 die Friedensunterhandlungen und gediehen auch bald darauf zu einem endlichen Schlusse. Den 30. Septbr. schloßen England, Holland und Spanien Friede mit Frankreich; Kaiser und Reich bequemten sich erst den 30. Oktober dazu, denn dem Kaiser war der Friede nicht nach Wunsche.

Alles schöpfte nun neue Hoffnungen; man konnte nun der frohen Aussicht leben, daß das, was man zur Verbesserung seines Zustandes that, nun wenigstens vor feindlicher Vernichtung sicher sey. Durch diese Hoffnung gehoben, ließen es sich die Pforzheimer auch gerne gefallen, als ein Anmahnungsschreiben der Regierung kam, daß der Gemahlin des Erbprinzen (des nachmaligen Markgrafen Carl Wilhelms, des Erbauers von Karlsruhe) im Namen der untern Markgrafschaft ein Geschenk von 4000 fl. überreicht werden sollte, wozu die Stadt ihren ordnungsmäßigen Antheil von 266 fl. beizutragen hatte.

Jetzt erst konnten mit Ernst Versuche zur Wiederherstellung der in allen Theilen zerstörten früheren Ordnung gemacht werden. Auch in Pforzheim war eine rege Thätigkeit sichtbar. Die Bürger, deren so viele, um nicht Hungers zu sterben, aus dem Lande gegangen waren, um einen kümmerlichen Unterhalt zu finden, sammelten sich nun größtentheils wieder, und fiengen an, ihre abgebrannten Häuser von Neuem aufzubauen. Die Straßen, die noch seit dem Jahre 1692 voll Schutt lagen, wurden nun auch gereinigt.

Rühmlich ist unter den Bestrebungen des damaligen Stadtrathes seine Fürsorge für das Schulwesen, eine Fürsorge, die dießmal nicht von den betreffenden geistlichen Behörden, sondern vom Stadtrathe selbst ausgieng. Als bei dem fast völligen Versiegen aller Quellen der städtischen Einkünfte die kompetenzgemäße Salarirung der Lehrer endlich unmöglich ward, so vereinigte man die beiden Bürgerschulen, was sich auch in Betreff der Kinderzahl um so leichter thun ließ, da so viele Bürger mit ihren Familien fortgezogen waren, und die beständigen Kriegsunruhen und die Garnisonen keinen geregelten Schulbesuch zuließen. Kaum hatte man aber nur einige Hoffnung, daß eine etwaige Verbesserung nicht so bald wieder würde vernichtet werden, als der Stadtrath (August 1696) supplizirend um Verbesserung der Schulanstalten einkam. Die Schulen seyen seit dem letzten Brande (1692) so schlecht bestellt, daß die Schuljugend unverantwortlich versäumt werde, und das rühre zum Theil daher, daß keine wöchentlichen Visitationen oder Examina mehr gehalten würden.“ Im Mai nächstfolgenden Jahres 1697, also noch vor dem Friedensschlusse, schlug der Stadtrath dem damals als Hofprediger bei dem markgräflichen Hofe in Basel sich aufhaltenden Superintendenten Matthäus Kummer vor, die bisher vereinigte Knaben- und Mädchenschule zu trennen, welche Trennung noch im Juli desselbigen Jahres zu Stande kam.

Auch von Seiten der Regierung blieb man nicht müssig, besonders seitdem Markgraf Friedrich Magnus von Basel nach Grötzingen gezogen war. Außer mehrfachen Bauinstruktionen, um die allzugroße Unregelmäßigkeit in der Ausführung der Gebäude zu verhüten, erschienen auch mehrere Verordnungen, wodurch manche vor dem Kriege eingeführte Abgaben, die aber während des Krieges gar nicht, oder nur unterbrochen, erhoben werden konnten, wieder einen regelmäßigen Gang erhielten. So der Pfundzoll, das Weinumgeld für den Hausverbrauch, der neue Landzoll ec.

Aber es war unendlich viel zu thun. Noch immer war die Stadt mit Garnison besetzt, und die rückständigen Zahlungen währten noch eine geraume Zeitlang fort. Alles stand noch immer meist in sehr hohem Preise, außer allem Verhältnisse mit dem außerordentlichen Mangel an Geld. Das Malter Kernen stieg wieder mehreremale auf 12 bis 18 fl., der Preis der hauptsächlichsten Viktualien ec., wenn gleich nur ungefähr die Hälfte des jetzigen, dennoch für damalige Zeit ungewöhnlich hoch;[46] dagegen der Unwerth der Güter, von dem schon früher die Rede gewesen, — eine Folge der allzugroßen darauf haftenden Schulden. Waren nun gleich die Güter nicht gerade so weit herabgesunken, daß mancher, wie Deimling erzählt, sie um eine kaum nennenswerthe Kleinigkeit, etwa einen Laib Brod ec., oder für die darauf haftenden Kriegsschulden hingab — denn letzteres war jedesmal der einfache Gang einer

[46] Ein Pfund Ochsenfleisch kostete 4 – 4 ½ kr., Kalbfleisch und Schweinefleisch ebenso viel; 1 Pf. Lichter 12 kr., 1 Pf. Salz 4 kr., und seit der letzten Verleihung der Salzadmodiation von 1697 3 ⅓ kr.

gerichtlichen Güteradjudizirung, nicht aber eines freiwilligen Privatvertrags, und z. B. der Vaterunseracker, der nach Deimlings Erzählung seinen Namen daher erhalten haben sollte, daß der Eigenthümer denselben einem Andern unter der Bedingung überließ, daß er für ihn ein Vaterunser beten sollte, trug schon vor dem französischen Kriege diesen Namen — so war dennoch der auffallende Güterunwerth, von dem sich noch viele Beispiele finden, Beweises genug, wie tief die Verarmung eingedrungen war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaiserlichen in Pforzheim.

Erzählung aus dem Jahre 1643.

4.
Fortsetzung.

Ein starker, langgedehnter Ton eines Hornes erschallte. Was ist das? rief der junge Tischinger. Bei Gott, das ist Feuerlärm. Alles fuhr erschrocken auf. — Ein zweiter noch durchdringenderer Stoß in das Wächterhorn folgte. Nein, sprach der Alte schnell, das ist kein Feuerlärm, das sind Feinde. Heiliger Gott, es ist zu spät! rief der Fremde. Und nun ein hastiges Lebewohl allen zurufend, eilte er, und mit ihm der junge Tischinger, mit stürmischer Hast zum Zimmer und zum Hause hinaus.

Was soll das seyn? rief der Alte halb erstaunt, halb unwillig. So sehr der Fremde die Zuneigung Aller gewonnen hatte, so kam es dem Alten doch unziemlich vor, daß sein Sohn gerade im Augenblick der Noth seinen Vater verlasse und mit dem Fremden forteile.

Aber sein Ruf ward nicht mehr gehört. Dumpf ertönte schon die Sturmglocke vom Schlosse herab. Auf der Straße ward es lebendig. Alles strömte aus den Häusern auf die Straße und auf den Markt. Dort sammelten sich, als die Sturmglocke erschallte, schnell die Bürger in voller Rüstung, auf Befehle harrend.

Da näherte sich vom Altstädter Thor her ein verworrenes Getöse, und gleich darauf eilte der dort wachthabende Offizier dem Rathhause zu. Bald sah man die Herren des Gerichts und Raths in ihrer Amtskleidung dem Rathhause zueilen. Es waren mancherlei Gemüthsstimmungen auf den Gesichtern sichtbar, bald trotziger Muth, bald, besonders bei den jüngern, eine beinahe freudige Begeisterung, bei den ältern meist die Spuren innerer Unruhe und Ahnung einer schlimmen Zukunft — bei allen aber, daß sie heute einen schweren Gang zu thun hatten, und daß es sich nicht um Versteigerungen, Kaufkontrakte, Entscheidungen geringer Zwistigkeiten unter den Bürgern und ähnliche Angelegenheiten handelte — von ihrem Beschlusse hieng das Wohl oder Wehe der Stadt ab.

Sie versammelten sich im Rathhaussaale. Aber nicht wie sonst, ward die Zeit bis zur Eröffnung der Verhandlungen mit lautem Gespräche über die gewöhnlichen Tagesbegebenheiten ausgefüllt; eine bange Stille herrschte in der ganzen Versammlung, und nur hie und da sprachen leise die Nachbarn miteinander. — Der Bürgermeister Georg Weber trat ein, und als schnell die gewöhnlichen Förmlichkeiten bei Eröffnung einer Sitzung beseitigt waren, sprach er:

„Meine Freunde! was uns heute zusammenruft, ist Euch allen bekannt. Zwei kaiserliche Regimenter lagern vor dem Altstädter Thore und begehren freien Durchmarsch und Quartier auf einige Tage im Namen Sr. kaiserl. Majestät. Wir haben eine Stunde

Bedenkzeit, ob wir die Schlüssel der Stadt freiwillig übergeben oder einer Belagerung gewärtig seyn wollen. Die Herrn mögen ihre Meinungen aussprechen.“

Die Stimmen waren getheilt. Die Minuten verflossen schnell, aber es kam zu keiner Entscheidung.

„Wir dürfen nicht zaudern, sprach endlich nach langem Hin- und Herreden einer der ältesten. Wenn wir uns offen den kaiserlichen Truppen widersetzen, setzen wir Stadt und Bürgerschaft der größten Gefahr aus.“

„Wir haben nicht nöthig, erwiederte mit der Röthe des Unwillens auf der Stirne Herr Wendelin Fischer. Seitdem der Kaiser selbst seinen Eid gebrochen und seine protestantischen Unterthanen wie Feinde behandeln läßt, seitdem unter seinem Namen die grenzenlosesten Verwüstungen der Länder und Mißhandlungen ungestraft geschehen, sind auch wir des Gehorsams entbunden, und wenn wir uns gegen rohe Gewalt vertheidigen, so übertreten wir dadurch keine unserer Pflichten. Es haben schon mehrere Mitglieder eines ehrsamen Gerichts und Raths zur Uebergabe gerathen, aber was gewinnen wir dadurch? wo haben je diese fanatischen Truppen ihr vermeinten Ketzern gegebenes Wort gehalten, und wo ist der Beweis, daß sie mit uns glimpflicher verfahren werden?

Sie haben wohl nur freien Durchmarsch und Quartier auf einige Tage verlangt, und die Bürgerschaft nach Recht und Billigkeit zu behandeln versprochen; aber wer bürgt uns dafür, daß sie nicht eben so viele Wochen hier bleiben werden? Und zeigen uns nicht die vielen Mönche, die in ihrem Geleite sind, deutlich genug, worauf es abgesehen ist? Und wenn wir uns weigern, ihren Bekehrungsversuchen Gehör zu geben, was haben wir zu erwarten? Ich stimme für Vertheidigung. Die Bürgerschaft ist zwar gering an Zahl, aber wir werden uns, wie ich hoffe, wohl so lange halten können, bis wir entsetzt werden.“

(Fortsetzung folgt).

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 18. *SAMSTAG DEN 2. MAI* *1835.*

PFORZHEIM AM SCHLUSSE DES 17TEN JAHRHUNDERTS.
ZWEITE ABTHEILUNG.
(Fortsetzung und Schluß.)

5. UEBERSICHT. FOLGEN.

Um aber bei der nun wieder regelmäßigen Festsetzung und Einziehung der Abgaben nicht ungerecht zu werden, war vor allem nöthig, die Zahl der noch lebenden Bürger zu wissen, um die jährliche Schatzung darnach bemessen zu können. Es ergieng deßhalb im März 1698 der Befehl, ein Verzeichniß sämmtlicher Bürger, sowohl derer, die sich vor dem Kriege hier befunden hatten, als derjenigen, welche nach demselben noch übrig waren, aufzustellen, und die Angabe der Todesart der Verstorbenen beizufügen. Diese Liste ist noch vorhanden und aus ihr läßt sich der Verlust an Bürgern mit ziemlicher Genauigkeit ermitteln. Dies kann zugleich auch zur Bestätigung dessen dienen, was wir früher über die Bevölkerungsverhältnisse der damaligen Zeit gesagt haben.

Die Resultate dieser im April 1698 gefertigten Liste sind folgende:

Die ganze Bürgerschaft bestand vor dem Kriege, so viel erkundigt worden, aus 548 Mann. Davon sind während des Krieges durch Krankheiten, Hunger, Elend, Feinde ec. 226 (verheirathete Bürger) gestorben; noch außer Landes befinden sich 28; verschollen sind 27. Es waren also damals nicht mehr als 267[47] Bürger hier. Die Zahl der noch übrigen Kinder (d. h. unverheiratheten Söhne und Töchter) sowohl der verstorbenen, als der noch lebenden Bürger betrug 849. Außerdem giebt die Liste noch genau an, wie stark der Verlust an Bürgern bei den einzelnen Zünften war, was wir hier übergehen.

Rechnen wir nun zu dieser Zahl noch eben so viele Ehefrauen, als sich Bürger hier befanden, und 200 Wittwen und nehmen wir dazu noch 200 Gesellen, Dienstboten ec. nebst 200 Seelen von hintersäßigen Familien, so ergiebt sich eine Seelenzahl von 1700. In den Jahren 1698 – 1700 sammelten sich immer noch mehrere von den außerhalb Landes sich aufhaltenden Bürger mit ihren Familien, es wurden neue aufgenommen, wodurch die Bevölkerung im Anfang des 18ten Jahrhunderts etwa 2000 Seelen stark wurde.

[47] Nro. 10 Seite 70, Zeile 5 von unten, lese man statt 300 550, und auf der genannten Seite, wie auf der folgenden 71 statt 1698 überall 1689.

Diese Verringerung der Bevölkerung und die schon öfters berührte Verarmung waren jedoch nicht die einzigen Folgen dieses Krieges für Pforzheim. Die Bevölkerung, so sehr sie auch geschmolzen war, konnte in ruhigen Zeiten sich bald wieder mehren; der Wohlstand der Bürger, wenn auch noch so sehr untergraben, konnte im Laufe der Zeit wieder errungen werden; aber wichtiger in ihren Folgen war die seit diesem Kriege entscheidend hervortretende Veränderung in dem Geiste und Charakter der Pforzheimer Bürgerschaft und ihres städtischen Wesens. Seit den ältesten Zeiten von den Markgrafen von Baden, als einer ihrer bedeutendsten Orte, vielfach bevorzugt, hatte sie allmählig eine Reihe von Privilegien sich erworben, aus denen endlich eine, mit Ausnahme der die Oberherrlichkeit betreffenden Rechte und Pflichten, den reichsstädtischen ähnliche Verfassung sich entwickelte. Diese Verfassung mit ihren Privilegien bildete gleichsam den Mittelpunkt, um welchen sich alles, was auf die Stadt Bezug hatte, drehte, und auf die Aufrechthaltung derselben waren alle Gedanken und Bestrebungen gerichtet. Aber die große, lange andauernde Noth hatte während des Krieges mehrmals den Markgrafen Friedrich Magnus genöthigt, Forderungen an die Stadt Pforzheim zu thun, die ihren uralten Privilegien zuwider liefen. Zwar suchten die Bürger gegen solche Forderungen jedesmal ihre Rechte zu wahren, aber die Noth hatte kein Gebot und die Bürger mußten nachgeben. Auch in den darauf folgenden ruhigern Jahren machte die gleichsam neue Schöpfung des Landes, die Wiederaufbauung so vieler — fast aller — zerstörten öffentlichen Gebäude ec., so wie auch die Veränderungen in so manchen Staatseinrichtungen, z. B. im Kriegswesen, eine völlige Wiederherstellung der alten Privilegien unthunlich.

Die Bürger jedoch, von ihren Vorvätern her gewöhnt, ihre Freiheiten als unverletzbares Heiligthum zu betrachten, konnten sich in diese Schmälerungen derselben nicht finden, und eine Reihe von 26 Jahren, vom Schlusse des Krieges an, ist angefüllt mit Streitigkeiten darüber, die endlich freilich zum Nachtheil der Bürger ausfielen. Wurde nun gleich auf diese Weise die uralte städtische Einrichtung zu Grabe getragen, so blieb die Anhänglichkeit daran, und ein jenen alten Einrichtungen angemessenes bürgerliches und häusliches Leben zurück, und hat sich bis zur Zeit der ersten französischen Regierungsveränderung, die vollends die letzten Spuren jener alten Verfassung wegwischte, erhalten. Und hierin ist auch der Grund der den Pforzheimern früher so oft vorgeworfenen Spießbürgerei zu suchen. Sie ist nichts anderes, als die zurückgebliebene leblose Hülle jenes alten Städtewesens, aus der schon längst der Geist gewichen war, und ist daher in eine Klasse mit so manchem andern zu setzen, war der Umschwung der neuern Zeit als unbrauchbar in die Gerümpelkammer verwiesen hat. — Die ausführliche Darstellung dieser Veränderung ist einem besondern Abschnitte vorbehalten. Wir haben sie hier nur so weit angedeutet, als nöthig war, um den innern Zusammenhang dieses Krieges mit dem bald darauf erfolgten Privilegienstreit verständlich zu machen.

Wir schließen damit die, Manchem vielleicht etwas zu lang geschienene, Darstellung dieses Krieges. Schon in dem was wir eben über seine Folgen bemerkt haben, liegt die Rechtfertigung. Einem Kriege, der für Pforzheim und dessen Einwohner in so manchfacher Hinsicht vom größten Einflusse war, gebührte eine etwas ausführlichere Darstellung. Wir suchten eine solche um so mehr durchzuführen, als die bisherigen Schilderungen nur aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft sind, wobei Irrthümer in Zeitangaben und Thatsachen nicht zu verhüten sind, hauptsächlich wenn die Begebenheiten in der Zeit etwas fern liegen. Hier nun noch einige Berichtigungen unserer Chroniken, die wir, weil wir die Erzählung selbst nicht unterbrechen wollten, hier zusammenstellen.

Gehres erzählt S. 239, daß einige Tage nach dem am 6. Augunst (alten Styls) geschehenen Brande von Durlach ein französischer Heerhaufe vor Pforzheim grückt sey, und

es nach einer mehrwöchigen Belagerung eingenommen, aber, durch die Annäherung der teutschen Truppen abgehalten, nicht niedergebrannt habe. Dies sey erst durch einen auf's Neue unter General Melac heranziehenden französischen Heerhaufen geschehen. Darnach müßte also der Brand in Pforzheim um wenigstens sechs Wochen später als in Durlach, also im September geschehen seyn. Pforzheim wurde aber nicht erst einige Wochen nach Durlach, sondern einen Tag vorher (den 5. August) niedergebrannt, (Nro. 3, S. 17). Der den 11. Januar desselbigen Jahres 1689 geschehene erste Brand ist nirgends sonst erwähnt. Auf ihn bezieht sich aber, wie schon früher bemerkt worden ist, das, was Sachs in der badischen Geschichte, Theil 5, S. 28 und 29 und Gehres, S. 243 erzählt. — Auch der dritte Brand (September 1692) ist sowohl bei Deimling als bei Gehres, (der ihn doch hätte wissen sollen, da er selbst die Inschrift in der ehemaligen Heiligkreuzkirche, welche im Jahr 1692 zerstört wurde, mittheilt) nicht erwähnt, wenn wir nicht etwa das hierher ziehen wollen, was Deimling S. 40 und Gehres S. 244 erzählt, daß die Hütten, welche die Pforzheimer nach dem Brande flüchtig hingebaut hatten, von einem andern streifenden Corps in Asche gelegt worden seyen. Aber im dritten Brande wurden nicht allein viele solcher Hütten, sondern auch (f. Nro. 14, S. 107) die bisher unversehrt gebliebene Brötzinger- und Auer-Vorstadt, und in der Stadt selbst unter andern die schöne Stadtkirche, deren Zerstörung Gehres S. 60 und 61 ec. falsch ins Jahr 1689 setzt, ein Raub der Flammen. — Auf der andern Seite finden sich Uebertreibungen. Deimling sagt S. 38, daß sich beim Einzuge Melac's (dem zweiten Brande) nicht mehr als noch 36 Bürger in der Stadt befunden hätten. Dies ist sehr wohl möglich, obgleich sich nichts darüber vorfindet, da die Bürger sich größtentheils auf die Flucht begeben hatten. Roller sagt aber bestimmt (S. 30) daß alle andern gefangen oder getödtet oder zerstreut gewesen seyen, und ähnliches findet sich im mehreren Topographien. Wie es sich damit verhalte, zeigen die darüber mitgetheilten Angaben.

DIE KAISERLICHEN IN PFORZHEIM.

ERZÄHLUNG AUS DEM JAHRE 1643.

4.
FORTSETZUNG.

„Ein großer Theil der Versammlung stimmte ihm bei: es wurden mancherlei Vorschläge gethan, und es schien endlich der den Vorzug zu erhalten, daß man schnell Eilboten an die nächstliegenden befreundeten Truppen senden und um schleunige Hülfe bitten solle. Indessen hoffe man die Stadt vertheidigen zu können.

„Meine Freunde, sprach der Bürgermeister, die Frage: ob wir durch Vertheidigung unsere Pflicht gegen das Reichsoberhaupt verletzen oder nicht, kommt hier nicht in Betracht. Es herrscht ja kein Gesetz, nur die Gewalt. Auch ich möchte für meine Person gerne dem Vorschlage Herr Fischers beitreten, und Gott weiß es! tausendmal lieber auf den Mauern stehen und meine Brust den Kugeln der Kaiserlichen preisgeben, als den Vorwürfen, die wir von unsern Mitbürgern zu erwarten haben, wenn wir freiwillige Uebergabe beschließen. Aber wir haben beim Antritte unseres Amtes geschworen, das Wohl der Stadt bestmöglich zu befördern, und wir müssen unsere eigenen Wünsche dem Drange der Noth unterordnen. Ich bemerke, daß manche unter Euch mit meinen Worten unzufrieden sind. Aber zählt die Bürger, beseht die Befestigungswerke der Stadt, untersucht die Vorräthe an Lebensmitteln, und wenn Ihr dann noch glauben könnt, daß es möglich sey, uns auch nur eine Woche zu halten, dann laßt die Thore verschlossen, besetzt die Posten und Euer Bürgermeister wird wahrlich nicht der letzte im Kampfe seyn! — Aber, meine Freunde, geben wir uns keinen trügerischen

Hoffnungen hin. Die Zahl der Bürger ist gering, viel zu gering, unsere Befestigungswerke sind beschädigt und unzulänglich, unsere Vorräthe würden kaum einige Tage ausreichen, auf Entsatz dürfen wir sobald nicht hoffen, und so würden wir bei einer gewaltsamen Einnahme der Stadt dem gewissen Untergange entgegensehen müssen.“

Die Rede des Bürgermeisters schlug alle Hoffnungen nieder; auch die, welche am eifrigsten für Widerstand gestimmt hatten, sahen die Richtigkeit der Gründe ein, und unter trüber Vorahnungen erfolgte der Beschluß, daß man die Schlüssel der Stadt übergeben und zugleich um schonende Behandlung der Bürgerschaft bitten solle.

Mit gespannter Erwartung harrte die versammelte Menge auf die Zurückkunft des Rathes, und jedes Auge war auf die herabkommenden Rathsmitglieder gerichtet, um in ihren Augen den gefaßten Beschluß zu lesen. Wie auf ein gegebenes Zeichen fragten alle auf dem Markte Versammelten zugleich, als der Bürgermeister heraustrat aus dem Rathhause, was beschlossen worden sey?

„Seyd ruhig, meine Freunde, und bewahrt eure Waffen für eine andere Zeit auf. Wir können nicht an Widerstand denken, wir müssen uns ergeben.“ — — — — — Eine allgemeine Stille entstand, nach dem bisherigen Tumult, auf die Worte des Bürgermeisters, als ob ein unerwarteter Schrecken plötzlich alle Zungen gelähmt hätte, aber nur auf einige Augenblicke, um desto größerem Getöse zu weichen. Man hatte fast für gewiß erwartet, daß der heftigste Widerstand beschlossen werde; man glaubte dies von dem bekannten Charakter des Bürgermeisters und eines großen Theils der Herren des Gerichts und Rathes erwarten zu dürfen. Selbst diejenigen, welche bei dem Gedanken an eine Belagerung Unruhe und Angst beschlichen hatte, konnten nicht umhin, ihre Verwunderung darüber auszusprechen. Aber mehr als ein Laut des Tadels und des Vorwurfs ward hörbar; das sey nicht die Art, wie sich wackere Männer zeigten; nur allzugroße Aengstlichkeit hätte einen solchen Beschluß veranlassen können; es wäre ja nicht das Erstemal, daß sich die Pforzheimer hätten vertheidigen müssen, und ähnliche Reden; und mehrere beschuldigten offen Gericht und Rath der Feigheit.

„Ich kann unsern Bürgermeister heute nicht begreifen, sagte Ulrich Roth zu seinem Nachbar, er kommt mir vor wie ein umgewendetes Kleid. Meine Büchse aber will ich mir nahe der Hand lassen; giebt es auch kein Treibjagen, so kann doch hie und da eine Jagd auf den Anstand daraus werden.“

Aber mit ruhigem Schritte und festem, wenn gleich trüben Blicke, gieng der Bürgermeister, begleitet von noch sechs Gerichtsherren durch die tosende Menge dem Altstädter Thore zu, um die Schlüssel der Stadt an Hauptmann Erlisheim zu übergeben. Er hatte es vorausgesehen, daß er dießmal der Rettung der Stadt ein schweres Opfer bringen müsse, seine eigene Neigung und das Vertrauen eines großen Theils seiner Mitbürger.

5.

Von der Altstädter Gasse her vernahm man jetzt dumpfe Trommelschläge. In kriegerischer Ordnung zogen die Kaiserlichen in die Stadt ein, unheilverkündend und unheilbringend. Weiber und Kinder flohen vor ihnen, alle Häuser schloßen sich. Wie ausgestorben schien die Stadt da zu seyn, wo sie durchzogen. Auf dem Markt aber waren noch immer die Bürger versammelt. Da wurden die Trommelschläge lauter, und umgeben von den übrigen Offizieren, trat Hauptmann Erlisheim aus der Altstädter Gasse hervor auf den Markt. Rottenweise rückten die Regimenter nach und stellten sich auf dem obern Markte auf.

Die Bürger betrachteten mit pochenden Herzen ihre furchtbare Gäste. Diese sonnenverbrannten, verwilderten und finstern Gesichter, die schon manchen Stürmen des Krieges und der Witterung getrotzt haben mochten, ließen nichts Gutes ahnen. Es waren

wenig jüngere Soldaten unter ihnen; die meisten hatten schon längst das Jünglingsalter hinter sich gelassen, und nicht selten sah man Männer unter ihnen, deren Bärte schon das Alter zu bleichen angefangen hatte. Ein großer Theil derselben bestand aus Veteranen Waldsteins, die von Jugend auf an nichts anderes gewöhnt waren, als an den gefühllosen Anblick jeglicher Art menschlichen Elends. Aber in diesen Herzen, in denen schon längst alle Spuren menschlichen Gefühls geschwunden, war ein düsterer finsterer Fanatismus an die Stelle desselben getreten.

Halt! donnerte Erlisheim. Die Musketen und Partisanen rasselten nieder auf das Pflaster und wie festgemauert standen in lange Reihen aufmarschirt die Fähnlein.

Erlisheim stieg auf eine schnell beim Rathhause angebrachte Erhöhung.

„Seine kaiserliche Majestät, begann Erlisheim, haben mit innigstem Mißvergnügen und Bedauern wahrgenommen, wie immer so viele Ihrer Unterthanen im schmählichsten Joche ketzerischer Verblendung schmachten, und doch ihr Elend und ihre schreckliche Zukunft nicht erkennen wollen. Seine Majestät haben darum unter heißen Gebeten zur hochgebenedeieten Himmelskönigin, auf den Vortrag Ihrer getreuen Räthe beschlossen, Ihren verblendeten Unterthanen selbst die Schlüssel zum Himmel, wozu der Weg nur durch die alleinseligmachende Kirche geht, anzubieten. Es haben deßwegen die ehrwürdigen Väter von dem Orden des heiligen Franziskus sich in unserm Schutze hierher begeben, um ihre alten Wohnungen, aus denen die gottlose Ketzerei sie vertrieben hat, wieder einzunehmen und sie sollen versuchen, ob die Gemüther nicht jetzt, wo der Himmel selbst durch die Segnung der allenthalben siegreichen kaiserlichen Waffen, die Sache der alleinseligmachenden Kirche, für deren Erhaltung und Vergrößerung wir kämpfen, für die wahre und die seinige zu Beschämung und Ueberführung aller Gegner erklärt, das Giftkraut der Ketzerei ausgerottet und dafür ein heiliger Same gesäet werden könne. Damit aber nicht wieder die Arbeiten der ehrwürdigen Väter durch die Lehrer des Irrthums und Unglaubens zu Nichte gemacht werden, so haben sich diese ihrer nur zur Verkehrtheit führenden Lehre zu enthalten, und bei der kaiserlichen Ungnade und strenger Strafe durch uns, Seiner kaiserlichen Majestät getreue Diener sollen alle Einwohner dem Gottesdienst bei den ehrwürdigen Vätern mit Andacht und Ernst beiwohnen und zu einem Zeichen ihres willigen Gehorsams täglich eine Messe besuchen und zur heiligen Mutter Gottes für das Heil ihrer Seelen und der allein-seligmachenden Kirche beten. Ferner — —„

(Fortsetzung folgt).

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 19. *SAMSTAG DEN 9. MAI* *1835.*

HEINRICH GÖLDLIN VON TIEFENAU.

Ein getreues Bild des politischen Zustandes in der zweiten Hälfte des Mittelalters, einem Zeitabschnitte, der sich überhaupt durch eine eigenthümliche Verkettung von scheinbar verschiedenartigen Elementen auszeichnet. Allgemeiner Charakter des Mittelalters, vom 9ten bis zum 16ten Jahrhunderte, ist das Ritterwesen, und dies und die Kirche mit ihren großen Reichthümern, und ihrer despotischen Gewalt waren die hauptsächlichsten, auch unter sich im Ganzen eng verknüpften, Bestandtheile des Volkes. Aber die Glanzperiode des Ritterwesens dauerte nur bis zum Ende der Züge zur Eroberung des gelobten Landes. Seit dieser Zeit aber, und zum Theil schon seit der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, stellte sich dem Ritterthume, und der Fortdauer seiner Alleinherrschaft ein neues Hinderniß entgegen, dem es zuletzt auch unterlag, das Städtewesen. Der in Italien während der langen Unruhen daselbst unter den Bewohnern der Städte erwachte Freiheitssinn, hatte eine Thatkraft geweckt, die selbst den Anstrengungen der vorzüglichsten und kräftigsten teutschen Kaiser nicht unterlag. Kaiser Friedrich I. konnte durch seine unruhevollen Züge gegen die Städte in Oberitalien nach fast 20jährigem Kampfe ihre Unterwerfung nicht erringen.

Ihr Beispiel wirkte auch in Teutschland. Im Laufe des 13ten Jahrhunderts sehen wir eine Stadt nach der andern sich erheben. Sie gelangten bald zu Reichthum und Gewalt, denn aller Handel, alle Gewerbe, wozu der leibeigene Bauer zu arm, der Adeliche zu stolz war, waren in ihren Händen. Beweise dieser Macht waren die Städteverbindungen zur Sicherheit der Handelsstraßen, der rheinische Städtebund und die Hansa.

In Schwaben, besonders Vorderschwaben, gestattete sich das Ritterwesen etwas anders. Hier blühten keine größere Städte auf; sie blieben meistens im Umfange jetziger Landstädte, aber dafür war ihre Zahl desto größer. Dadurch vermochten sie zwar wohl sich gegen den Adel zu vertheidigen, waren aber auch nicht im Stande, ein entscheidendes und dauerndes Uebergewicht über ihn zu erhalten, wovon die Folge beständige Zwietracht war. Wir finden daher auch nirgends so zahlreiche Fehden zwischen Adel und Städtern, hauptsächlich im 14ten Jahrhundert, als hier.

Ungeachtet dieser beständigen Reibungen sahen dennoch die Adelichen sich zuweilen genöthigt, in den Städten ihre Zuflucht zu suchen, bald durch die beständige Gefahr vor Angriffen, bald die Anwesenheit eines Fürsten, bald auch die Vortheile, die das Leben in Städten mit sich brachte. Auf diese Weise finden wir auch in Pforzheim schon seit früherer Zeit mehrere Jahrhunderte hindurch, sehr zahlreichen Adel, zahlreicher als in andern Städten.

So lebten hier zu verschiedenen Zeiten die Remchingen, Neipperg, Ehingen, Rot, Sachsenheim, Leutrum, Flehingen, Kechler von Schwandorf, Wachingen, Schöner von Straubenhardt, Hertungshausen, Gremp von Freudenstein, Enzberg, Sternfels, Schauenburg ec. ec.

Unter diesen war auch im 14ten Jahrhundert die Familie Tiefenau. Ein Glied dieser Familie Heinrich von Tiefenau, stand am Schlusse des 14ten Jahrhunderts im großen Ansehen unter allen Adelichen in Pforzheim. Er besaß große Reichthümer; man nannte ihn deßwegen nur den reichen Göldlin[48].

Markgraf Bernhard I. welcher damals regirte, hielt öfter seinen Hof in Pforzheim. Im Besitze aller ritterlichen Eigenschaften, kriegerisch sein ganzes Leben hindurch, war er beständig von einer großen Anzahl seiner adelichen Vasallen (Lehnsträger), umgeben. Was die Ursache war, daß Göldlin mit Markgraf Bernhard in Unfrieden gerieth, können wir nicht mehr wissen; so viel ist jedoch gewiß, daß Geldforderungen zu Grunde lagen. Wahrscheinlich hatte Markgraf Bernhard, in seinen vielen Feldzügen öfters Geldes benöthigt, von der göldlinischen Familie bedeutende Summen geliehen.

Es kam zuletzt so weit, daß Markgraf Bernhard ihn zu Pforzheim für seinen Feind erklärte, so daß Ritter Heinrich aus der Markgrafschaft fliehen mußte. Da ergriff ihn ein Haß gegen den Markgrafen, der nur mit seinem Tode erlosch. Ueberall sein Recht, oder seine Rache gegen den Markgrafen, oder vielleicht beides suchend, begab er sich in den Schutz des Grafen von Würtemberg, der ihn, wie es scheint mit Freuden zu seinen Lehensmann annahm.

Markgraf Bernhard konnte seinen Unwillen über den Grafen nicht verbergen, daß derselbe seinen Widersacher so bereitwillig aufnahm. Da noch außerdem jeder von beiden gegen den andern Ursache zu Beschwerden zu haben glaubte, so entstand daraus im Jahr 1399 ein Streit, zu dessen Schlichtung ein Schiedsgericht nach Leonberg auf den 8ten September berufen wurde. Gemeinsamer Schiedsmann war Graf Rudolf von Hohenberg, diesem ordnete der Markgraf Bernhard bei den Grafen Friedrich von Zollern, genannt Schwarzkopf, und den Ritter Götz von Großstein; der Graf von Würtemberg aber Beringer, den Halen und Hansen von Lustenau.

Vor diesem Gerichte klagte der Sachwalter des Markgrafen von Baden, Rafan von Helmstädt über Verletzung der von beiden Fürsten geschlossenen Verträge von Seiten Würtembergs. Es heiße ausdrücklich in jenen Veträgen, daß wenn einer von beiden mit irgend Jemand in Feindschaft käme, solle der andere ihm unverzüglich behülflich seyn. Auf diese Anklage erwiederte der würtembergische Sachwalter: Graf Eberhardt habe nicht die Absicht gehabt, die geschlossenen Verträge zu brechen, er habe allerdings zu seinem und seines Landes Nutzen Beilstein an Heinrich Göldlin versetzt, und sich dabei verpflichtet, ihm und den Seinigen gleichen Schutz angedeihen zu lassen, wie seinen andern Unterthanen; aber das Absagen von Seiten Badens, sey erst nach der Versetzung Beilsteins an Göldlin geschehen. Die badischen Abgeordneten läugneten dies; da jedoch keine von beiden Partheien mit den nöthigen Beweisen versehen war, so wurde auf Betrieb der Markgräflichen ein neuer Tag zu fernerer Unterhandlung auf Mittwoch nach Sanct Andreastag nach Weilderstadt festgesetzt. Es wurde jedoch nichts weiter entschieden, als daß die Schuld, welche Rutger von Kirchheim im Namen seines Weib's Elisabeth Göldlerin (vermuthlich Tochter oder Schwester Heinrich Göldlins) an den Markgrafen zu fordern hätte, solle ungefordert bleiben bis zum nächsten Jahr.

[48] In der Schloßkirche befindet sich eine Inschrift auf Luitgarde, genannt Göldenerin, Gattin des Heinrich Scultetus (Schultheiß) welche 1371 starb. Es ist ungewiß ob der Name Gölndener mit Göldlin identisch ist. —Sicher gehört aber zur Familie Göldlin Georg Göldlin, Stifter einer Pfründe in der Stiftskirche zu St. Michael, (Schloßkirche).

Nach mehreren Zusammenkünften kam man endlich zu einem Schluß zu Vaihingen, 1402. Markgräflicher Sachwalter war Reinhard von Remchingen, würtembergischer Peter Löwen von Ulm, gemeinschaftlicher Schiedsrichter Graf Rudolf von Hohenberg.

Bei der Vorlage der nöthigen Urkunden ergab sich, daß die letzte Einung zwischen Baden und Würtemberg 1392 am Dienstag nach Allerheiligen, Markgraf Bernhards Absagebrief gegen Göldlin 1397 am Freitag vor Sanct Martin zu Pforzheim, Graf Eberhards Versetzung von Beilstein und Schutzbrief am Dienstag nach Sanct Martin 1397 gegeben war. Das schiedsrichterliche Urtheil fiel nun einstimmig zu Gunsten Markgraf Bernhards aus: „Graf Eberhardt müsse dem Markgrafen gegen Göldlin behülflich seyn.“[49]

Nun war auch Tiefenaus Bleiben in Würtemberg nicht mehr; er zog mit Weib und Kind in die eidgenössische Stadt Zürch und ward Bürger daselbst. Die Schweizer begannen damals immer unabhängiger zu werden vom teutschen Kaiser, ohne allzulästige Einmischung der Beamten befürchten zu müssen. Im Jahr 1400 hatte Kaiser Wenzel, zwei Monate vor seiner Absetzung, den Zürchern die Reichsvogtei übergeben, mit Macht, selbst einen Vogt zu wählen, der bei ihm sitze, wann uber Blut gerichtet wird, (d. h. bei Ausübung der höhern Gerichtsbarkeit, im Gerichte den Vorsitz im Namen des Kaisers führen solle). Kaum hatte Heinrich in Zurch sich niedergelassen, als sie ihn auch schon zum ersten Reichsvogt wählten.

Göldlin hatte seinen Groll gegen den Markgrafen mit ins Schweizerland genommen, und führte auch noch von da seinen Streit mit ihm fort. Er nahm seine Briefe und Urkunden[50] und begab sich damit nach Heidelberg zum römischen König Ruprecht, mit der Bitte, ihm zu dem Seinigen zu verhelfen. König Ruprecht ordnete dazu Friedrich Schenk, Herrn von Limburg, kaiserlichen Hauptmann in Franken als gemeinsamen Schiedsrichter. Tiefenau legte seine Urkunden vor. Da aber der Markgraf sie für falsch erklärte, Heinrich jedoch auf ihrer Aechtheit bestand, so wagte Schenk von Limburg es nicht, seinen Ausspruch zu thun, sondern sandte sie an König Ruprecht als obersten Richter. König Ruprecht legte sie allen seinen Räthen und Schreibern vor, welche einstimmig sie für unächt erklärten.

Heinrich hatte einen Sohn, gleiches Namens, dem er bei sei seinem Tode mit seinem Vermögen auch die noch nicht aufgegebenen Ansprüche gegen den Markgrafen hinterließ. Man weiß nicht, ob von ihm oder von seinem Vater gelte, was der Bürgermeister Mayß zu Zürch sagte; „er sey ein Verhiter zers Böswicht; daß wolle er ihm erweißen mit seinem Hals;“ worüber der Rath sicht vorbehalte zu richten. Der junge Heinrich erneuerte 1414 seine Forderungen an den Markgrafen, und als sie ihm nicht gewährt wurden, kam es zu offener Fehde, da die Zürcher sich ihres Mitbürgers annahmen. Doch ward noch im nehmlichen Jahre am Donnerstag nach Ostern zwischen dem Markgrafen von Baden, Heinrich Göldlin, den Bürgern von Zürch, und um Göldlins Frau und Kinder Guts willen ein Vergleich geschlossen.

Von jetzt an war Friede zwischen beiden Theilen. Aber die Edelleute von Tiefenau verbreiteten ihr Geschlecht in Stadt und Land, und gelangte in und außerhalb der Schweiz zu hoher Ehre. Hundert Jahre nach der Zürcher Fehde starb Heinrich Göldlin, Bürgermeister zu Zürch, erwählt 1476. Ein anderer Abkömmling Nikolaus Göldlin von Tiefenau aus Luzern,

[49] Im Badischen scheint aber doch eine Linie seines Hauses geblieben zu seyn, wenigstens war der letzte Zweig eines Astes vom Tiefenauischen Stamm baden-badischer Gesandter bei dem westphälischen Friedens-Congreß.

[50] „Ja der Durst nach Rache riß ihn zu einem Verbrechen hin; er ließ falsche Briefe schreiben, als ob er Forderungen an denselben zu machen hätte,“ sagt Leichtlen. Wir sind bei den Mangel ausführlicher Nachrichten nicht im Stande, über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der gemachten Forderungen, und ihrer Beweisurkunden zu urtheilen; daß übrigens Göldlin wirklich an den Markgrafen Geldforderungen zu machen hatte, ist außer Zweifel. Auffallend ist die ungeheure Summe, welche Göldlin forderte; sie betrug nach einer Notiz im hiesigen Archiv, 60.000 Gulden. Auch ist die Annahme mit rein erdichteten Forderungen durch alle Instanzen hindurch bis zu Kaiser geklagt habe, in sich unwahrscheinlich.

zuerst Mönch in Wettingen, kam 1664 in das Breisgau, und starb 1686 den 15ten Februar als Abt im Kloster zu Tennebach und Generalvikar des Cistercienser-Ordens.

NACHRICHTEN VON EINZELNEN FAMILIEN.

3. KIENLIN.

Eine in Baden wie in Würtemberg an vielen Orten sich findende, sehr zahlreiche Familie. Fast eben so vielfach ist auch die Rechtschreibung des Namens, in Künlin, Künle, Kühnle Kiehnle, Kienle, Kienlin ec. ec. Der Name wird wohl am richtigsten „Kienlin“ geschrieben. Auch findet sich in allen ältern Urkunden u. dgl. der Name durchgängig so geschrieben. — Aus eben jener Verbreitung der Familie ist es auch herzuleiten, daß nichts sicheres über die Herkunft des Pforzheimer Astes derselben bekannt ist. Es wäre sehr wahrscheinlich, daß er von Tübingen abstammte; denn im Jahr 1562 den 6ten October zog Sebastian Kienlin, Doctor der Arzneikunde von Tübingen nach Pforzheim. Er war aus Tübingen gebürtig, und erlangte 1556 zugleich mit Johann Brenz von Weilderstadt, dem bekannten Reformator, die Magisterwürde. Markgraf Carl II. von Baden berief ihn im genannten Jahre 1562 als seinen Physikus nach Pforzheim, woselbst er 1592 noch lebte.

Um nur einige aus seinen Vorfahren zu erwähnen: Im Jahr 1477 in welchem die Universität Tübingen gegründet wurde, ließ sich auch Georg Kienlin aus Magstatt als Academiker einschreiben. So Nicolaus Kienlin 1511 von Tübingen, Wilhelm Kienlin 1546 von Blaubeuren ec. Ein naher Anverwandter Sebastian Kienlins, Magister Konrad Kienlin, war Pfleger des Bebenhauser Hofes in Stuttgardt.

Allein, wenn auch wirklich der Name Kienlin durch den nach Pforzheim berufenen Sebastian Kienle hier sich fortpflanzte, so stammen doch keinen Falls alle dieses Namens hier vorhandenen Linien von ihm ab. Denn bereits im Jahr 1520 lebten hier Peter und Hans Kienlin. Auch im Jahr 1565 lebten hier mehrere Kienlin; Markus Kienlin, Martin und Jacob Kienlin.

Es scheint jedoch, als ob jener Sebastian Kienlin keine Nachkommen hier hinterlassen habe, da sich, was in früheren Zeiten sehr seltsam gewesen seyn würde, der Name Sebastian nicht mehr findet. Die Familie war zu Anfange des 17. Jahrhunderts bereits sehr zahlreich; Martin, Mattheus, Blesius, Lorenz, Otto, Michael, Hans, Hans Christoph, Andreas, Peter Ulrich, Caspar, Hans Georg, ec. Zu dieser Zeit lebte auch in Durlach Johann Georg Kienlin, Hofgerichtsrath und Kirchenrathsdirector in Durlach, er scheint von hier geboren zu seyn, da er mehrmals bei Angelegenheiten hiesiger Bürger vorkommt. So bei der Sequestrationssache der Gößlinischen Güter 1620, wo er sich selbst „Johann Georg Kienlin“ unterschrieb. Ferner in einer Streitsache zwischen der Stadt Pforzheim, dem Wagemüller Michael Deimling und Färber Bernhard Lump, welche er und Geheimerath Engelhard Göler von Ravensburg auf Befehl Markgraf Georg Friedrichs untersuchte.

Der 30jährige Krieg scheint die Familie etwas vermindert zu haben, denn sie war zu Ende des 17ten Jahrhunderts nicht mehr so zahlreich, wie zu Anfang desselben. Den Hauptverlust aber erlitt sie durch den französischen Krieg. Von neun Bürgern dieses Namens die im Jahre 1688 hier lebten, waren im Jahr 1698 nur noch zwei vorhanden, die übrigen hatten die Drangsale des Krieges meist in den kräftigsten Jahren, — 25, 30, 48, 50, 52, — weggeraft. Die Familie vermehrte sich jedoch in ruhigen Zeiten schnell wieder.

DIE KAISERLICHEN IN PFORZHEIM.

ERZÄHLUNG AUS DEM JAHRE 1643.

5.
FORTSETZUNG.

„Eine Memme, wen die Furcht abtrünnig werden läßt!“ rief glühend vor Unwillen der junge Tischinger, der unter den Vordersten stand. Er hatte mit Mühe seinen gerechten Zorn zurückgehalten, aber es ergriff ihn zu heftig, als der fanatische Soldatenprediger, so frech die Verleugnung ihres höchsten Gutes, ihrer Augsburgischen Confession forderte.

Was sagst du, Bursche? schrie Erlisheim. Du wagst es, unsere heilige Kirche zu lästern? Du und alle deinesgleichen, sollen bei allen Heiligen unsern Zorn fühlen!

Und ein Schurke ist der, welcher die Religion zum Deckmantel seiner Schlechtigkeit und Grausamkeit macht, entgegnete, seiner selbst nicht mehr mächtig, der kühne Tischinger.

Das mir, Bube? schrie schäumend vor Ingrimm Erlisheim. Dies rufen, der neben ihm stehenden Ordonnanz die Pike aus der Hand reißen und zum Wurfe schwingen, war das Werk eines Augenblicks.

Ein Schrecken des Entsetzens durchdrang die versammelten Bürger. Eine unruhige Bewegung ward unter ihnen sichtbar, und mancher griff hastig nach seinen Waffen. Aber die Kaiserlichen rührten sich nicht. Erstaunt über dieses seltsame Benehmen sahen die Bürger sich um. Da bot sich ihnen ein neuer Anlaß zum Schrecken dar; während der Rede des Hauptmanns hatten die beiden Regimenter stille den ganzen Markt umschlossen, und überall starrten den Bürgern die gesenkten Partisanen entgegen.

Auf den jungen Tischinger aber machte Erlisheims Wuth wenig Eindruck. Mit übereinandergeschlagenen Armen, den finsteren Blick, aus dem hie und da ein Strahl der Verachtung schoß, fest auf den Oberst gerichtet, stand er da.

„Nein, nicht so! rief Erlisheim die Pike senkend, und ein Zug grinsender Schadenfreude ward in seinem verwilderten Gesichte sichtbar. Du bist zu gut für einen schnellen Tod. Du sollst eine bessere Mahlzeit zu schmecken bekommen.“

Und rasch wurde er auf einen Wink Erlisheims rücklings niedergerissen, gefesselt und fortgeschleppt.

(FORTS. FOLGT).

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 20. *SAMSTAG DEN 16. MAI.* *1835.*

WEIßENSTEIN.

Wir haben im Anfang unseres Blattes unsere Leser auf dem blumigen Pfade der Romantik nach Weißenstein geleitet, und sie sind uns, wie wir glauben, gerne gefolgt; sie mögen und ebenso treulich folgen, wenn wir sie nun der weniger anmuthigen Hochstraße der Geschichte eben dahin führen.

Der Leser erwarte nicht, daß er auf dem ganzen Wege eine geebnete, feste, überall gleich breite und bequem getretene Straße finden werde. Die Geschichte von Weißenstein gleicht eher einem neuangelegten Wege, wo bei aller angewandten Sorgfalt der Boden nicht so festgetreten ist, wie auf einer schon vielfach befahrenen und begangenen Straße, gleicht ferner einem Wege, wo aus Mangel an Steinen leichteres Material angewandt werden muß, und der Leser wird daher manchmal die Füße heben müssen, um nicht in dem lockern Sande der Vermuthungen einzusinken.

Wir könnten dies leicht weiter verfolgen, wollen aber deutlicher reden, weil wir nicht voraussetzen können, daß jedem Leser unsere schönen Gleichnisse im ersten Augenblick verständlich seyn werden. Etwas Zusammenhängendes über die Geschichte Weißensteins zu geben, ist unmöglich; die vorhandenen Notizen sind bald zu geringfügig, bald zu trocken, alle aber unzureichend; eine und die andere Urkunde, von der etwas mehr Licht zu hoffen wäre, sind unzugänglich; es ist gar nichts vorgearbeitet, was etwa zu Grunde gelegt werden könnte — was alles zusammengenommen nothwendig bedeutende Lücken lassen muß, und wir sind nicht gesonnen, sie durch grundlose Vermuthungen auszufüllen.

Ein richtiger Geschmack beurkundet sich durch die Wahl des Ortes zur Erbauung der Burg. Eingeengt von bedeutenden, theilweise schroff absteigenden Hügeln windet sich die Nagold, kaum schmale Fahrwege neben sich dultend, mühsam unter manchfachen Windungen fort, bis sie endlich durch eine halbmondförmige Biegung des waldigen Bergrückens, Kallert zu einer wundersamen Krümmung gezwungen wird. Da wo diese Krümmung beginnt, liegt Weißenstein, und am Anfange des Dorfes, auf beiden Seiten in die Nagold hinabschauend — das alte Schloß. Von diesem an erhebt sich die Höhe schnell, und da wo der Berg anfängt sanfter anzusteigen, erblicken wir eine zweite Ruine, und auf der entgegengesetzten Seite der Nagold, in dem hier wandartig schroffen Kallert eine dritte. Unverkennbar geht aus der Lage der drei Burgen hervor, daß es bei ihrer Erbauung die Beherrschung des Nagoldthals erzweckt werden sollte, denn die bloße Beschützung der eigentlichen Burg, im Dorfe selbst konnte ohne besondere Beweggründe nicht die einzige

Absicht gewesen sey. Ob dieser Zweck aber ein kriegerischer war, oder ob der Erbauer, von großer Gefahr gedrängt oder solche voraussehend, zu seiner persönlichen Sicherheit so sorgfältige Bewachung für nothwendig erachtete, ob die Burg als ein Zufluchtswinkel für einen Raubritter erbaut worden — das alles mag jeder sich denken, wie er will. Beides hat seine Schwierigkeiten; im ersten Falle sieht man nicht ein, wozu hier ein militärischer Haltpunkt dienen sollte, wo theilweise kaum zu einem gewöhnlichen Fahrwege, geschweige zu einer eigentlichen Straße Raum ist[51]; gegen das letztere ist zu bemerken, daß die Erbauung Weißensteins in eine Zeit fällt, wo das Raubritterwesen eine solche Höhe noch nicht erreicht hatte, auch findet sich nicht die leiseste geschichtliche Andeutung darüber.

Wir können voraussetzen, daß die meisten unserer Leser diese Burgen schon oft besucht haben, und halten also eine nähere Beschreibung für überflüssig. Noch jetzt heißen die drei Burgen im Munde des Volkes Hoheneck, Rabeneck und Kräheneck, und schon in einer alten Urkunde von 1459 findet sich der Kreynecker (Krähenecker) Berg. Wer die romantische Lage Weißensteins mit einem Blicke überschauen will, besteige Hoheneck (Kallert) und Kräheneck (gegen Büchenbronn), in welch letzterem freilich eine unverzeihliche Rohheit die auf die Spitze der Ruine führende, vor Kurzem noch wohl erhaltene Wendeltreppe fast gänzlich zerstört hat.

Wem diese Burgen ihre Erbauung zu verdanken haben, ist, wie so vieles in das frühere Mittelalter hinaufreichende, völlig unbekannt. So viel scheint jedoch sicher, daß der Besitzer von Pforzheim auch Weißenstein sein eigen nannte, denn kaum finden wir Pforzheim unter den Markgrafen von Baden, so ist es auch Weißenstein, und mag also wohl, wie auch vermuthlich Pforzheim, aus der Erbschaft der Grafen von Calw an Baden übergegangen seyn.

Wir finden Weißenstein mit seiner Burg schon im 13ten Jahrhunderte. Damals saß auf Weißenstein ein adeliches Geschlecht, das sich davon benanntr. Wir finden wenige Nachrichten über dasselbe, denn es starb im nämlichen Jahrhunderte aus.

Der erste, der aus ihm bekannt ist, ist Berthold von Weißenstein (advocatus de Wizenstein.) Im Jahr 1231 heirathete Kuno von Menzenberg die Gräfin Adelheide, Tochter Pfalzgraf Wilhelms von Tübingen. Außer vielen Andern, Graf Eberhard von Würtemberg,

[51] Dadurch fällt auch wohl von selbst die sonderbare Behauptung eines Artikels im Freiburger Unterhaltungsblatt weg. Der Herr Verfasser des Artikels weiß auf Zeitabschnitte, über welchen bisher eine durch Mangel an Nachrichten undurchdringliches Dunkel schwebte, ein so blendendhelles Licht zu verbreiten, daß wir fast fürchten, er habe sich selbst die Augen daran verdorben. Wir können zwar nicht aburtheilen, da wir nicht wissen können, welche Beweise er für seine nebelgrauen Behauptungen aufzuführen vermag; er kann jedoch, so wie die Sachen stehen, Niemanden zumuthen, alles was er sagt, ihm auf's Wort zu glauben.
Nachdem der Verfasser zuerst ein Langes und Breites über die großen militärischen Kenntnisse Ariovists gesprochen hat, sucht er dieselben besonders in seinen gegen die Römer angelegten Vertheidigungswerken nachzuweisen. Der Verfasser kennt die Richtung, welche Ariovist verfolgt habe so genau, als ob noch dessen Tagebuch darüber vorhanden wäre.
Unter diesen von Ariovist angelegten Werken ist denn nun nach des Verfassers Meinung Weißenstein. Es ist erbaulich, das Ganze zu lesen. Man hat schon längst die vermeintliche porta hercyniae (martianae) gesucht, und glaubte durch die neulich geschehenen Ausgrabungen im Hagenschieß den Schlüssel gefunden zu haben. Aber nicht da, wo eine große römische Heerstraße durchzog, auch sonst nirgends, nein in Weißenstein war die Pforte des Schwarzwaldes! Offenbar ist diese doch da zu suchen, wo eine Hauptstraße möglich ist; diese erlaubt aber das enge Nagoldthal nicht; und welcher Gewinn war denn für die Römer, denen die porta martianae silvae wichtig genug war, aus der Beschirmung des engen, fast unwegsamen Nagoldthales zu suchen? welcher für Ariovist? die engen Thäler, die waldigen Höhen gewährten den der Gegend kundigen Teutschen hinlänglichen Schutz. — Eben so scharfsinnig ist die Behauptung des Verfassers des genannten Artikels, daß die drei Burgruinen bei Weißenstein ein Werk Ariovists seyen. Es ist unnöthig solche Paradoxien, wenn diese Behauptungen diesen Namen verdienen, weiter zu widerlegen.

Volbert von Voltringen, Walther von Waiblingen ec. war auch Zeuge dabei der genannte Berthold.

Gleichzeitig mit Berthold, wahrscheinlich aber früh lebte Belrem (oder Belrein) von Wizzensteyn. Sein Name glänzt in der Geschichte der Klöster des schwäbischen Landes. Gemeinschaftlich mit einem Grafen von Vaihingen gründete er das Cystercienser-Kloster Reichartshofen oder Rechenzhofen zwischen Bietigheim und Bönnigheim, auch Marienkron genannt. Wir wissen nicht, was sie dazu bewog; weiß auch die Sage sich zu helfen, so muß diese doch der treuen Geschichts-Erzählung fremd bleiben. Beide Stifter mochten wohl Schweres abzubüssen und durch Stiftung eines Klosters Ruhe gesucht haben. Das Kloster wurde sowohl von den Stiftern selbst, als auch von ihren Nachkommen und Verwandten reichlich begabt. Im Jahr 1245 schenkte Albrecht von Lomersheim (bei Dürmenz, Sitz eines alten, längst verschwundenen Geschlechtes; Maulbron, dessen Stifter Walther von Lomersheim war, bewahrt noch das Andenken an diese Familie), Canonicus an der Domkirche in Speier, und Priester an der Pfarrkirche zu Sachsenheim, als naher Anverwandter Belrems dem Kloster Rechenzhofen den Neubruchzehnten in Sachsenheim.

Die Stiftung von Rechentshofen (Reichartsh.)

Lotthammer ist in Irrthum. Um 1240 oder 41 wurde das Stifts-
kloster Nonnenkloster Rechentshofen, Corona St. Mariae, durch
Belreiner von Ehlberg (den letzten Ehlbergen) gegründet und
in der Kirchgrafschaft von den Grafen von Werdenberg beschenkt. Unter
den Zeugen sind genannt: Berchtoldus advocatus de
Wizzenstein et fratres suis Belreinus et Heffericus.
Diese 3 Brüder sind also unter Zeugen bei der Stiftung aber nicht
selbst Stifter. Doch wurden sie bald Klosterleute. 1259 schenkte
Berthold von Kleinhausen und seine Brüder Gerhard (dieser ist
Klosterbruder, Keller der Kirche zu Bretzingen 1265) ihre Güter
Jebsen, Weinberg, sammt den Patronatrechten der Kirche zu
Zaisingen an das Klosterlein. (Doch behielt sich Gerhard eine lebens-
längliche Rente von 30 Schwäbischen Heller vor.)

Ihrem Beispiel ist Lotthammer gefolgt und hat auch die
Kleinhausen als Stifter bezeichnet.

Berthold von Wizzenstein, ein Nachkomme des Stifters, schenkte ihm 1255 auch einige Güter. Rudolf von Roßwag genannt von Ufenberg, der ältere, war Zeuge bei dieser Schenkung.

Walther, ein Ritter der alten Stadt Luphen (Laufen) bereicherte des Kloster mit einem Hof und einem Theile des Zehnten zu Hephenken (Höpfigheim zwischen Bießigheim und Großbotwar), und Graf Konrad von Vaihingen machte im Jahr 1302 diesen Hof und Zehnten zu einem Freigut.

Noch gar manche andere beschenkten das Kloster; besonders wird noch Suiggers von Gemmingen gedacht.

In welchem Jahr das Kloster eigentlich gestiftet worden sey, ist unbekannt. Die Stiftungs-Urkunde ist wahrscheinlich längs verloren. Einigen Ersatz dafür gewähren uns die Ueberreste von zwei Urkunden. Es sind die Urkunden, in welchen, wie schon erwähnt ist, Albrecht von Lomersheim dem Kloster den Neubruchzehnten in Sachsenheim schenkte und Konrad von Vaihingen die Schenkung Walthers von Laufen frei machte. In jener, von 1245 heißt es, daß Albrecht von Lomersheim dies thue, um Christi willen und aus Ehrerbietung gegen dessen Mutter, die Jungfrau Maria, wie auch aus Liebe gegen Belrein (von Wizzenstein), eurem Stifter (sind Albrechts eigene Worte in der Urkunde) und unseren Vetter. In der andern Urkunde von 1302 heißt es, daß dies geschehen aus Ehrerbietung gegen die Jungfrau Maria und aus aufrichtiger Liebe gegen den Convent dieses Klosters, dessen Stifter, sagt Konrad von Vaihingen in der Urkunde, unsere Vorfahren gewesen. — Zwar nennt jede von beiden Urkunden nur einen Stifter, aber eben daraus geht hervor, daß beide gemeinschaftlich das Kloster stifteten. Die Herren von Weißenstein starben aus; und das Schirmrecht (jus advocatiae) über das Kloster kam an die Grafen von Vaihingen. Vielleicht hatten sie es aber auch von der Stiftung an. — Gräfin Mathilde von Vaihingen überließ es 1556 an den Grafen Eberhard von Würtemberg.

Etwas genauere Nachricht gewährt und aber eine Urkunde von 126~~8~~*3* Damals lebten auf Weißenstein zwei Brüder, Berthold und Belrem. Sie besaßen außer Weißenstein mit seiner nächsten Umgebung auch noch Huchenfeld, Liebeneck und Würm. Huchenfeld hatten sie als Lehen an mehrere überlassen, nämlich Konrad, genannt Colbe, Sohn des Ritters Albert Colbe, auf Schloß Vurstenecke (Fürsteneck) wohnend; Berthold, genannt Wiedener von Ingersheim; Liotwin von Glatebach; Sibotto von Hule; Albert von Helfenberg; Konrad und Sibotto von Schonowe (Schönau). Man wundere sich über eine solche Vielherrschaft in einem einzigen, nicht sehr großen Dorfe nicht; solche Vertheilungen waren in alter Zeit nichts seltenes. Kaufte ja Markgraf Christoph I. von Baden den achten Theil des Dorfes Söllingen (bei Durlach) an sich. Ueberdieß bestanden die Dörfer früher meist aus abgeschlossenen Hofgütern und waren also leichter zu trennen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaiserlichen in Pforzheim.

Erzählung aus dem Jahre 1643.

6.
Fortsetzung.

Wir wollen das Entsetzen und den Jammer nicht schildern, denn diese Begebenheit bei den Bürgern besonders aber in des alten Tischingers Hause erzeugte. Lautlos im ersten

Augenblicke, die Augen starr gen Himmel gerichtet, die Hände wie zum Gebete gefaltet, stand der unglückliche Greis da. Jetzt zum Erstenmale fühlte er die Last seiner Jahre. Sein noch rüstiger Geist hatte ihn dieselbe bisher wenig fühlen lassen, aber der unerwartete, schreckliche Verlust seines einzigen Sohnes drohte ihn zu erdrücken. Er konnte nicht wissen, welcher Tag ihm die Schreckensbotschaft von einem schaudervollen Tode seines Sohnes bringen werde.

Und Niemand war, der ihn trösten konnte. Doch der Schmerz war zu heftig, um lange anhalten zu können. Der Greis erholte sich wieder, und vielleicht sein langen Jahren wieder zum erstenmale drang eine Thräne der Wehmuth in sein Auge.

Eine Menge leidiger Tröster hatte sich gleich nach der schrecklichen Begebenheit bei dem alten Tichinger versammelt, und nach und nach versuchten alle ihre leidigen Trostworte an ihm. Zuletzt, als sie alle ihre Bemühungen vergeblich angewandt sahen, entfernten sie sich allmählig, theils verdrießlich, theils auch aus Schonung. Nur Einer blieb. Es war der Hochwächter Missel.

Er stand einige Augenblicke schweigend da, sein Auge fest auf den alten Tischinger geheftet, der, ein treues Bild des Kummers, die gefalteten Hände herabsinken lassend, das Haupt tief gebeugt, da saß. Endlich trat Missel zu ihm und ergriff seine Hand.

Da erhob der tiefbekümmerte Greis sein Haupt und aus seinem Schmerze, wie aus einem Träume erwachend, schaute er um sich. „Joachim, treuer, alter Freund, Joachim!“ sprach mit lauter, aber bewegter, fast zitternder Stimme der Hochwächter. „Du hast recht, erwiederte der Greis sich erhebend, ich fühle deinen leisen Vorwurf, aber er ist verzeihlich. O mein Sohn, meine Hoffnung, meine Freude, jetzt meine Trauer und baldiges Ende!“ Und aufs Neue ergriff die Wehmuth seine Seele.

„Freund sprach Missel, höre mich! Vertraue diesmal auch mir, wie ich dir schon so oft vertraute. Du standst mir bei, als vor 44 Jahren der böse Aldinger mich anklagte, den Markgrafen gelästert zu haben! Du standst mir bei mit Gefahr deines Lebens, als die Flamme mein Haus verzehrte, du standest mir bei —

„Ja du standest mir bei, unterbrach ihn Tischinger mit dem Feuer der Begeisterung, als bei Wimpfen der treue Karlinshofer zwischen uns beiden niedersank und eine andere Kugel mich zu Boden schlug; da trugst du mich hinweg. Mein Leben danke ich dir. Doch wozu das alles jetzt? O mein Sohn! mein Sohn!“

Aber Missel hatte die rechte Seite berührt. Fühlte auch der alte Tischinger noch allzusehr den wahrscheinlichen Verlust seines Sohnes — des alten Freundes Worte gaben ihm eine Stärke des Geistes, wie sie nach solchen Schlägen des Schicksals nur die Erinnerung edler Thaten geben kann. Tischinger war nun gefaßt genug, ihn anzuhören.

„Dein Sohn lebt jetzt noch und Rettung ist nicht unmöglich.“

„„Rettung aus den Händen des blutigen Tigers Erlisheim? das sind leere Hoffnungen,““ sprach fast mit Bitterkeit der alte Tischinger.

„Und doch, erwiederte gelassen der biedere Hochwächter, ist denn Erlisheim von Stein, oder kann sich nicht, bis er seine blutige Drohung ausführt, noch manches ändern? Wissen wir denn in jetziger Zeit überhaupt jeden Tag bestimmt, was der andere über uns bringen wird?

Tischinger schwieg einige Augenblicke. „Ja, vielleicht, sprach er dann schnell, mit dem Glanze der Hoffnung im Auge, vielleicht ist auch das starre Holz zu beugen.“

Und alte Schuld zu vergelten, setzte Missel hinzu. Ein Entschluß war schnell in in seiner Seele gereift, er eilte, ihn auszuführen. — „Gott mit Euch, sprach er zu Tischinger, ihm die Hand reichend.

Meinen Dank ein andermal, jetzt nicht, antwortete mit bewegter Stimme Tischinger.

(Fortsetzung folgt.)

(Erklärung.) Das empfangene Manuscript reichte nicht zu zwei Nummern, die restirende Nummer wird nun wahrscheinlich im Laufe der nächsten Woche geliefert werden können.

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 21. *SAMSTAG DEN 23. MAI* *1835.*

WEIßENSTEIN.

(FORTSETZUNG.)

Vermöge dieser Urkunde schenkten die beiden Brüder dem Markgrafen Rudolph (I.) von Baden ihr eigenthümliches (Allodial-) Gut: Schloß Liebeneck mit dem Dorfe Würm (Wirme) und entsagten allen Rechten und Ansprüchen darauf. Zugleich behielten sie sich aber ihre Lehensherrschaft über das genannte Huochenvelt (Huchenfeld) vor, welches Dorf also, wie Würm, zur Burg Liebeneck gehört zu haben scheint; geben jedoch den obengenannten sieben Lehensleuten die Verwilligung, Huchenfeld an den Markgrafen zu überlassen, ohne daß ihre Lehenspflichtigkeit gegen die Herren von Weißenstein dabei ein Hinderniß seyn sollte. Was die beiden Brüder zu solch bedeutender Schenkung bewogen haben mag, ist nicht bekannt; in der Urkunde selbst geben sie als Beweggrund dazu die vielen Wohlthaten (d. h. Lehen) an, welche sie von Markgraf Rudolph und seinen Vorfahren erhalten hätten.

Wir können aus dieser Urkunde mancherlei lernen und vermuthen. Die Urkunde fängt so an: Nos Bertholdus advocatus et Belreimus, fratres de Wizenstein: Wir Berthold, Schirmherr, und Belreim, Brüder, von Witzenstein. Ebenso heißt jener Berthold, der Zeuge bei der Hochzeit in Tübingen war. Daraus ergiebt sich deutlich, daß diese Edlen von Weißenstein es nicht als Eigenthum, sondern nur als Lehen besassen. Aber wer war der Lehensherr? Offenbar niemand anders, als der Markgraf von Baden; die Brüder sagen ja in der Urkunde ausdrücklich, daß sie von Markgraf Rudolf und seinen Vorfahren viele Lehen empfangen hätten. Wie freilich Weißenstein in die Hände der Markgrafen von Baden gekommen, ist nirgends aufzufinden, wenn es nicht, wie sehr zu vermuthen ist, bei der Theilung der Grafschaft Calw an Baden fiel. Es ergiebt sich daraus aber auch die Wahrscheinlichkeit, daß Pforzheim schon vor 1241 badisch war; denn nach der ebengenannten Stelle der Urkunde besaßen diese Edlen schon vor Markgraf Rudolf als badisches Lehen; da nun Markgraf Rudolf Weißenstein schon 1241, nach dem Tode Markgraf Herrmanns, zur Regierung kam, und es doch wohl anzunehmen ist, daß Weißenstein mit Pforzheim zugleich an Baden kam, so muß auch Pforzheim schon vor 1241 badisch geworden seyn.

Wenn aber diese Familie Weißenstein nur als Lehen besaß, so ist die natürliche Frage: woher stammt sie? welches sind ihre eigenen Stammgüter? Wir wissen das freilich nicht genau; können uns also auch nur durch Vermuthungen helfen. Bedenken wir jedoch, daß Liebeneck und Würm eigenthümliche Güter waren (plenum dominium, libera et absoluta

possessio), daß wir sonst keine Spur von anderwärtigen Gütern dieser Art finden, so mögen wir wohl vermuthen, daß diese Herren von Weißenstein eigentlich Herren von Liebeneck waren, diesen Namen jedoch aufgaben, und nur den ihres Lehengutes trugen. Das findet sich oft.

Beide Brüder scheinen unverheirathet oder wenigstens kinderlos gewesen zu seyn, denn wenn sie Kinder hätten, ließen sich solche bedeutende Verschenkungen nicht begreifen. Ihr Name geht auch jetzt schnell seinem Ende entgegen.

Konrad von Jagersheim hatte von Berthold von Wizzenstein eine Mühle zu Horrheim bei Vaihingen zu Lehen. Er gab aber das Lehen dem Lehensherrn im Jahr 1288 mit Einwilligung seiner Söhne Konrad und Götze zurück, und versprach in der Urkunde zugleich, daß auch seine Töchter Landilia und Englin ihre Bestimmung dazu geben würden.

Zum Letztenmal erscheint der Name eines Herrn von Weißenstein im Jahr 1295. In diesem Jahre übergab Berthold von Wizzenstein, der jetzt wohl sehr alt und ohne nahe Erben war, alle seine Lehengüter seinem Vetter Rudolf von Roßwag. Roßwag aber war eine Burg im Dorfe gleiches Namens (bei Vaihingen), von welcher sich eine Familie benannte, welche ungefähr zwei Jahrhunderte lang blühte. Maulbronn hatte ihr sehr viel zu verdanken. Mehrere unter ihnen waren badische Lehensmänner. Auch bei der Schenkung Liebenecks und Würms an den Markgrafen von Baden kommt ein Konrad v. Rossewac vor. Ein Bruderssohn desselben war dieser Rudolf von Roßwag, welchem Berthold von Weißenstein seine Lehen übergab. — Ob aber bei diesen Lehen auch Weißenstein war, ist nicht gesagt; es ist jedoch wahrscheinlich, da Rudolf selbst badischer Lehensmann war; (denn er besaß die Höfe Muschelnbach (Mutschelbach) und Vitzenbach, welche er in eben diesem Jahre 1295 an das Kloster Herrenalb verkaufte) und Weißenstein das vorzüglichste unter den Lehen Bertholds von Weißenstein war. Rudolf von Roßwag lebte noch im Jahre 1312.

Da sich hier, nach dem Aussterben der Herren von Weißenstein ein Abschnitt von selbst ergiebt, so wird es am rechten Orte seyn, die genannte Urkunde von 1263 einzuschalten. Sie ist, wie alle Urkunden jener Zeit (mit wenigen Ausnahmen) in lateinischer Sprache verfaßt, wir geben sie hier in einer wörtlichen teutschen Uebersetzung:

Im Namen des Herrn. Wir Bertold, Schirmherr, und Belreim, Gebrüder von Wizenstein, thun jedermann, welchem diese Urkunde zu Gesichte kommt, durch gegenwärtige Ausfertigung kund, daß wir nach sorgfältiger Ueberlegung darüber, daß wir unserm erlauchten Herrn Rudolf, Markgrafen von Baden durch Lehenspflicht zu schuldiger Treue verbunden sind, anerkennend, daß uns von ihm und seinen Vorfahren vielfache Wohlthaten (Lehen) zugekommen, und daß wir dadurch zu Gegengaben verpflichtet sind — daß wir alles Recht, welches wir auf der Burg Liebenegge, unter jedwedem Titel, haben, freiwillig übertragen und übergeben in die Hände unseres vorgenannten Herren, mit der ausdrücklichen Willenserklärung, daß das vollkommene Herrschaftsrecht, der freie unbeschränkte Besitz sowohl auf genannter Burg als in dem Dorf Wirme und allen andern dazu gehörigen Besitzungen in Höfen und Feldern, bebauten und unbebauten, in Lehensleuten und Leibeigenen, Wiesen und Waiden, befahrenen und unwegsamen Gegenden, Wäldern und Gebüschen, Mühlen und Mühlwerken, Wassern und Wasserabfällen, Fischereien und Jagden, und allen damit verbundenen Rechten, welche auf irgend eine Weise zur Burg selbst gehören, dem genannten unserm Herrn mit vollem Rechte zugehören soll, und entsagen allem Rechte, allen Nutznießungen und Vorrechten, allem Besitze und Eigenthumsrechte, welche wir in vorgenannten Gütern hatten, und welche uns, wie gemeldet, unter irgend einer Benennung zuständig waren. Mit Ausnahme des Dorfes Huochenvelt (Huchenfeld) welches wir mit Vorbehalt unserer Lehensherrschaft als Lehen überlassen haben an nachfolgende Personen: Cunrad, genannt Colbe, Sohn Albert Kolbo's, dem auf Burg Vurstenecke (Fürsteneck)

wohnenden Ritter, Bertold, genannt Wiedener von Ingersheim, Liotwin von Glatebach, Sibotto von Hule, Albert von Helfenberg, Conrad und Sibotto, Gebrüder von Schonowe (Schönau), mit dem Verlangen, daß sie die aus diesem Lehen hervorgehende Vasallenpflicht anerkennen sollen. Wir erlauben aber, und geben gerne zu, daß die vorgenannten Personen freie Macht haben sollen, das genannte von uns zu Lehen gegebene Dorf in die Hände und Gewalt unseres oft genannten Herrn, des Markgrafen zu überlassen, ohne daß die uns schuldige Lehenspflicht dabei im Hinderniß seyn soll.

Damit aber alles vorstehende, im Einzelnen und Allgemeinen, recht und gerecht bleiben möge, haben wir gegenwärtige Urkunde mit unserm Siegel und den Siegeln der edeln Männer, Conrads von Rossewac, Reinhard Kimons von Baden und Bertolds von Remchingen beglaubigt. Ich Belreim begnüge mich, da ich kein eigenes Siegel führe, mit dem angehängten Siegel meines Bruders Bertold, des Schirmherrn. — Dieses geschah zu Etheningen (Ettlingen), am neunundzwanzigsten August im Jahr des Herrn eintausend zweihundert und drei- und sechzig in Gegenwart der Männer, deren Siegel gegenwärtiger Urkunde angehängt sind. Ferner waren noch (als Zeugen) gegenwärtig: Conrad von Rothe, Hugo von Werbenwac, Sifrid von Ottenkeim (Oetigheim) und Borchhard (Burkard), genannt Burner, alle Ritter; Heinrich von Barchusen (Berghausen) und Walther von Eberstein, Notarien des genannten Herrn Markgrafen: Conrad, Schirmvogt von Remchingen und Blicger von Steinach, und andere glaubwürdige Männer.

(L. S.)

Bertold von Remchingen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaiserlichen in Pforzheim.

Erzählung aus dem Jahre 1643.

7.

Fortsetzung.

Im Schlosse gieng es stürmisch her. Im Hofe tummelten sich die jüngeren der Soldaten, die sich hier versammelt hatten. Die älteren saßen bei den Humpen im Hofe herum mit finsterm Blicke, wie immer. Häufig sah man Mönche mit ihnen herumgehen, bald vertaulich, bald drohend die Soldaten anredend. Dazu das beständige Hin- und Herlaufen der Stallknechte, Troßbuben, Marquetender ec. das alles erregte ein Getümmel, das wohl heiter geschienen haben würde, hätte nicht der bösesverkündende finstere Ernst der ältern zu sehr an die peinliche Lage der Stadt erinnert.

Ganz anders aber war es im obern Stocke des Schlosses. Dort im prachtvoll, wie sonst für die Gegenwart des Fürsten eingerichteten Saale befand sich der Mann, in dessen Händen Pforzheims Schicksal lag. Eine hohe Stirn, eine gebogene Nase, ein festgeschlossener Mund, dessen Oberlippe ein wenig vorstand, eine hohe, gebietende Gestalt charakterisirten den Oberst, oder wie man ihn gewöhnlich nur nannte, Hauptmann Erlisheim. Man hätte ihn schön nennen können, wenn nicht sein unheimlicher Blick, in dem sich trübe Schwärmerei aussprach, jeden zurückgeschreckt hätte.

Neben ihm stand links Hauptmann Horn, ein Mann in den Jahren der Kraft und Fülle, während Erlisheim schon diese Zeit überschritten hatte. Es war kein lebensfeindlicher Blick, wie bei Erlisheim, der in seinen Augen sichtbar war, er war eher noch gegen Erlisheim heiter

zu nennen, und dennoch weilte des Auge noch lieber auf letzterem, denn Horns gemeine Rohheit sprach noch widerlicher aus allen Geberden, Blicken und Worten, als Erlisheims düsterer Fanatismus.

Noch dürfen wir aber eine dritte Person nicht unerwähnt lassen. In einer Ecke stand ein Mann, den wir etwas genauer betrachten müssen.

Es war eine kräftige Gestalt von hohem Wuchse und die breiten Schultern, die schmalen Hüften und kräftigen Arme hätten dem Manne sonst ein wohlbegründetes Recht auf Schönheit verliehen, wenn diesen schönen Leib auch ein entsprechender Kopf geziert hätte. Aber auf dem wohlgeformten Halse saß ein Kopf — plattgedrückt, viel zu klein für diesen Körper. Die Stirne nahm beinahe die Hälfte des Gesichtes ein, in welchem Mund und Nase einem Knaben von 14 Jahren anzugehören schienen. Mußte dies schon einen unangenehmen Eindruck machen, so war dies noch mehr der Fall, wenn man ihm in die kleinen, tiefliegenden Augen schaute, die nur darauf auszugehen schienen, in das Herz des vor ihm stehenden einzudringen und einen verwundbaren Fleck zu finden, und ein meist nur wider Willen des Mannes sichtbar werdendes, kaum merkbares Lächeln zeigte, daß dies ihm nicht selten gelinge. Die Kleidung, die diesen Mann deckte, war eine Mönchskutte. Er war der Pater der Barfüßermönche in Pforzheim.

Mit übereinandergeschlagenen Armen gieng Erlisheim im Zimmer auf und ab. Endlich stand er vor dem Pater still.

Wie lange ist es, Pater, daß mich immer die bösen Träume verfolgen? antworte mir.

„Seit dem Er. Gestrengen sich entschlossen haben, die Befehle der allein seligmachenden Kirche zu vollführen,“ erwiederte kalt der Pater.

Wie soll ich das verstehen? fragte mit finsterem Blicke der Oberst.

„Euer Gestrengen erwiederte der Mönch, und ein leiser Zug des Spottes spielte um seine Lippen, können doch nicht vergessen haben, was ich Euch so oft erklärte, daß eine vorübergehende Bewegung unseres schwachen und willenlosen Herzens nie der Maaßstab unserer Handlungen seyn kann.“

Mag seyn, Pater, sagte Erlisheim. Aber zu was nützt diese Behandlung der Ketzer, wenn dadurch die Verbreitung unseres heiligen Glaubens nicht gefördert wird?

„Sie wird gefördert, erwiederte der Pater, und wenn auch der Erfolg nicht immer Eure Bemühungen krönt, wer kann Euer Gestrengen die Schuld beimessen?“

Und doch muß die Härte, wenn sie nutzlos war, ein Vorwurf seyn!

„Ich muß mich wundern, wie Euer Gestrengen so wenig die Wahrheit erkennen. Es ist Pflicht eines jeden rechtgläubigen Christen, auf jede Weise den Ketzer vor dem ewigen Verderben zu bewahren, wie es Pflicht eines jeden ist, einen andern, der sich in unsinniger Verblendung in einen Abgrund stürzen will, zurückzureißen, auch auf die Gefahr, ihm Gewalt anzuthun. Wenn aber der Gerettete dennoch nachher seinen Vorsatz ausführt, hättet Ihr darum weniger edel gehandelt?“

Das heißt: der arme Teufel mag seine blaue Mahle als Reisegeschenk in die andere Welt mitnehmen, lachte Holz.

Ein drohender Blick Erlisheims legte ihm Stillschweigen auf. Ihr habt recht, Pater. Ich verstehe Euch und meine Pflicht. Habt daher Nachsicht mit meiner Schwäche. Der furchtbare Mord jenes alten Priesters war fast zu viel für ein Probestück.

„Möge der Heilige Euch in diesen Vorsätzen erhalten und bewahren,“ sprach mit andächtiger Miene, die Hände über der Brust gekreuzt, der Pater, aber er konnte das Lächeln seines innern Triumphes kaum unter der Maske der Heuchelei verbergen.

Eine Wache meldete, daß ein alter Mann mit Sr. Gestrengen zu sprechen wünsche.

Er mag kommen, sprach Erlisheim.

Ein Mann, hoch in Jahren, aber noch ungebeugt von denselben, trat herein. Seine Kleidung ließ in ihm einen Bürger von Pforzheim erkennen. Es war der alte Tischinger. Ein Schimmer düsterer Wehmuth umflorte sein Gesicht.

Was begehrt Ihr? Herrschte Erlisheim ihn an.

„Eine Gnade gestrenger Herr Oberst, die Euch wenig kostet, und mehr als einen Glücklichen machen kann — ein Menschenleben.“

Wessen Leben? Ich weiß keinen, der dem Tode geweiht ist, als jenen frechen Lästerer, dem zehnfacher Tod geschworen ist.

„Er ist es — mein Sohn!“ antwortete Tischinger, unfähig weiter zu sprechen, als er die furchtbaren Worte gehört hatte.

Und du wagst es, frecher Graukopf, für sein Leben zu bitten, schrie Erlisheim auffahrend, und in rasender Wuth das Schwert ziehend.

„Stoßt zu, Herr, antwortete mit der Ruhe der Greis, welche durch völlige Hoffnungslosigkeit erzeugt wird, stoßt zu. Wenn mein einziger Sohn um dessenwillen allein das Leben noch einigen Werth für mich hat, nicht mehr zu retten ist, so ist mir der Augenblick willkommen, der mich wieder mit ihm vereinigt.“

So fahre zur Hölle! murmelte Erlisheim.

Erlauben Euer Gestrengen, daß ich den Frevler, der unsere heilige Kirche, der Euch lästerte, zum Tode vorbereite? sagte der Pater.

Tischinger wandte seinen Blick nach dem Sprechenden. Beide schienen sich gegenseitig zu erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 22. *SAMSTAG DEN 30. MAI* *1835.*

WEIßENSTEIN.

(FORTSETZUNG.)

Wenn aber Rudolf von Roßwag, wie es doch höchst wahrscheinlich ist, von Bertold von Weißenstein auch Burg und Dorf Weißenstein nebst den dazu gehörigen Gütern bekam, so konnte es jedenfalls nicht bei seiner Familie geblieben seyn. Denn im Jahr 1338 war es schon wieder an Baden heimgefallen, und wurde in diesem Jahre mainzisches Lehen. Um dies aber nur einigermaßen verständlich zu machen, bedarf es einer Abschweifung.

Markgraf Rudolf IV. von Baden, Herr von Pforzheim, heirathete 1323 Luitgarde von Bolanden, Wittwe Graf Albrechts von Löwenstein. Bald nach ihrer Vermählung gab Luitgarde ihrem neuen Gemahle das Städtchen Büninkein (Bönnigheim) und die Burg Obermagenheim zu kaufen. Diesen Verkauf bestätigte 1329 der indeß volljährig gewordene Sohn Luitgardens aus erster Ehe, Graf Nikolaus v. Löwenstein, und bat auch in diesem Jahre an Kreuzerhöhungstage den Churfürsten von Mainz, den Markgrafen Rudolf damit zu belehnen. Bönnigheim gehörte nämlich dem Churfürsten von Mainz, und Albrecht von Löwenstein war deßwegen Lehnsmann desselben gewesen. Da aber Bönnigheim jetzt an Baden verkauft wurde, so hörte der Graf v. Löwenstein auf mainzischer Lehensmann zu seyn, und Baden trat an seine Stelle, (daraus folgt jedoch noch nicht, daß der Markgraf von Baden jetzt dem Churfürsten von Mainz Lehensunterthan war, sondern er war dies nur wegen Bönnigheim, während er in seinen andern Besitzungen ganz unabhängig von Mainz war.) Der Markgraf von Baden verkaufte jedoch bald darauf Bönnigheim auch wieder 1338 an einen Edeln (Hermann?) von Sachsenheim. Der Markgraf von Baden sollte aber dadurch nicht aufhören, Lehensmann des Churfürsten von Mainz zu seyn, und es mußte deßhalb ein neues Lehen eingesetzt werden statt Bönnigheim. Zugleich musste auch der Verlust, den der Churfürst von Mainz durch den Verkauf von Bönnigheim erlitt, demselben durch andere Güter ersetzt werden. Dies geschah folgendermaßen: Markgraf Rudolf übergab dem Churfürsten von Mainz eigenthümliche badische Güter, welche ihm der Churfürst wieder zurückgab, aber nur als Lehen. Die eigenen Güter, welche Markgraf Rudolf auf diese Weise dem Churfürsten übergab, und von ihm als Lehen wieder empfieng, waren die Burg Weißenstein mit ihrer Zugehör, ferner das Schultheißenamt, alte Umgeld und alle Mühlen in Pforzheim.[52] In dem ganzen Verhältnisse Badens gegen Churmainz änderte sich also nichts.

[52] Der Schultheiß war der ständige Vorsitzer in Gericht und Rath im Namen des Fürsten, wie für die Bürgerschaft der Bürgermeister. Daher beginnen auch alle Erlasse der städtischen Oberbehörden so: Wir

Der Markgraf blieb noch wie vor Vasall des Churfürsten; nur war er ein solcher nicht mehr wegen Bönnigheim, sondern wegen Weißenstein. Dies scheint bei Mangel der vollständigen Urkunden der wirkliche Verlauf der Sache gewesen zu seyn.

Das Lehensverhältniß des badischen Markgrafen gegen den Churfürsten von Mainz währete ungefähr hundert Jahre. Im Jahre 1426 wurde diese Belehnung erneuert. Markgraf Bernhard von Baden wurde in diesem Jahre (auf Dienstag nach Judica) von Churfürst Konrad von Mainz mit Weißenstein belehnt.

Bald darauf jedoch wurde Baden von dieser Lehensverbindlichkeit frei. In welchem Jahre, und auf welche Weise? können wir nicht angeben. Jedenfalls geschah es vor 1444. Denn in diesem Jahre besaß es schon Dietrich v. Gemmingen. Nach dem Tode Markgraf Jakobs I. von Baden (1453) bestätigten im nächstfolgenden Jahre dessen Söhne, Markgraf Karl I. und Bernhard den genannten Dietrich v. Gemmingen in dem Lehen Weißenstein. Fünf Jahre darauf (1459, nicht 1457, wie es in Sachs badischer Geschichte heißt) erhielt Dietrich v. Gemmingen dazu noch die Dörfer Büchenbronn und Huchenfeld. Die zu der Burg Weißenstein gehörigen Güter werden folgendermaßen beschrieben: Das Thal Weißenstein mit den Höfen und Häusern, Dillstein und Falkengarten und andere dergleichen Höfen und Häusern, allen Steuern, Gülten, Strafen, Frohndiensten, Benutzung von Wald, Weide ec. und dem Zehnten zu Büchenbronn; ferner die Mühle zu Weißenstein (auch eine Erblehenmühle), die Wälder, Wasser-, Mühl- und Zwerchhalde, der Wasserzoll. Jedoch behielt sich der Markgraf das Oeffnungsrecht vor, d. h. Dietrich v. Gemmingen mußte den Markgrafen zu jeder Zeit, ohne Weigerung, in sein Schloß aufnehmen, so oft der Markgraf es verlangte; ferner die zu Weißenstein gehörigen Wildbäue, doch darf Dietrich v. Gemmingen darin jagen. Dagegen erhielt er die freie Gerichtsbarkeit, kein markgräflicher Amtmann oder Richter durfte über einen Unterthanen Dietrichs ein Urtheil sprechen, wenn nicht die Kläger selbst sich auf einen solchen beriefen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaiserlichen in Pforzheim.

Erzählung aus dem Jahre 1643.

7.

Fortsetzung.

Eine augenblickliche Stille erfolgte. Erlisheim, wie es schien, in Gedanken versunken, bemerkte erst nach einer Weile, daß Tischinger sich noch nicht entfernt hatte.

Was stehst du noch hier, was willst du? schnaubte Erlisheim ihn an.

„Noch einige Augenblicke Gehör, Herr Oberst“ erwiederte fest der alte Bürger.

Verzeiht, gestrenger Herr, die Zeit eilt, unterbrach der Pater.

„Nicht mit Euch spreche ich, sondern mit Eurem Herrn,“ entgegnete Tischinger, der jetzt alle seine gewohnte Festigkeit wieder erlangt hatte.

Schweigt! Sprich, Alter, aber kurz! befahl der Oberst.

Schultheiß, Bürgermeister, Gericht und Rath der Stadt — —. Später wurde das Amt des Schultheißen dem jeweiligen Beamten übertragen. — Worin die Zugehör der Burg Weißenstein bestand, wird aus den späterhin ertheilten Lehensbriefen über Weißenstein klar.— Mühlen waren früher größtentheils, zum Theil noch jetzt, Eigenthum des Landesherrn und als Erblehengüter hingegeben.

„Es ist das Erstemal in meinem Leben, daß ich um etwas Großes bitte, begann mit bewegter Stimme der Bürger. Mein Sohn hat Euch gekränkt, aber er wurde gereizt. Wer wird es geduldig tragen, wenn das, was ihm heilig und theuer ist, angegriffen wird? Nicht Euch selbst hat er beleidigt, er kannte Euch nicht; aber die traf sein Wort, die das alles herbeiführten!“

Ein rachedürstender Blick des Paters zeigte, daß er die Worte Tischingers verstanden. Er hat unsere heilige unfehlbare Kirche gelästert, grinzte er.

„Er hat sie nicht gelästert, fuhr Tischinger fort. Und wer bürgt dafür, daß Eure Kirche allein unfehlbar ist? Wann wird das enden! Einer verfolgt den andern, jeder drängt dem andern seine Lehre als die einzig wahre auf, und dem Allwissenden dort oben allein ist es bekannt, wo die Wahrheit ist!“

Er lästert! er lästert! zischelte der Pater.

Schweigt! rief Erlisheim.

„Darum, fuhr Tischinger fort, Herr, entscheidet Ihr nicht, wo nur der Himmel zu entscheiden vermag! Und die Beleidigungen, die mein Sohn Euch selbst zugefügt hat, vergebt dem jugendlichen Feuer! Folgt Eurem eigenen Gefühle, nicht den Einflüsterungen anderer. Laßt Gnade und Milde für Recht ergehn!“

Erlisheim blieb unerschütterlich.

„Erlisheim! Erlisheim! rief der alte Tischinger, das Letzte zur Rettung seines Sohnes versuchend, indem er sich auf die Kniee warf, gedenke jenes Mannes, der dich, als schwer Verwundeten, aus dem brennenden Hause trug!“

Wer bist du? rief mit unsicherer Stimme Erlisheim.

„Joachim Tischinger! Ich trug dich aus den Flammen, als deine eigenen Glaubensgenossen dich verließen, damals versprachst du mir, als du gerettet warst, aufs theuerste die Lebensrettung zu vergelten! Ich sah dich nicht mehr seit jener Stunde. Ich habe in 30 Jahren nichts von dir gebeten. Jetzt, jetzt muß ich dich daran erinnern. Gedenke deines Versprechens Erlisheim.“ schloß mit fast erstickter Stimme der bekümmerte Vater.

Haereticis non est habenda fides![53] krächzte der Pater. Ein Strahl menschlicher Rührung durchzuckte das rauhe Gemüth Erlisheims. Fast hätte Tischinger gesiegt, aber ein Blick auf die Zeugen des Auftrittes, die mit finstern, unzufriedenen Blicken dastanden, drängte die schöne Wallung zurück.

Es kann, es darf nicht seyn! sprach er mit milderer Stimme.

„Nimmermehr?“ rief Tischinger fast außer sich.

Nimmermehr! erwiederte dumpf das mitleidenswerthe Werkzeug mönchischer Rachgier. Er wandte sich ab, er vermochte den Anblick des verzweifelnden Vaters, der ihm das Leben rettete, nicht zu ertragen.

„So möge dir der Himmel verzeihen! Ich vermag es nicht!“ rief der Mann des Jammers, heftig zum Zimmer hinaus eilend.

Wir müssen andere Maßregeln zu unserer Rache ergreifen, sonst ist alle Mühe vergebens angewandt, sprach still für sich der Mönch.

8.

[53] Ketzern braucht man kein Wort zu halten.

Der Mönch schloß sich, als er von dem Obersten in sein Kloster zurückgekehrt war, in seine Zelle ein und ließ Niemand vor sich. Mancherlei Plane durchkreuzten sich in seiner Seele, aber lange schien keiner ihm zu genügen. Endlich stand er rasch auf. Das Brüten seines schwarzen Herzens hatte den bösen Engel heraufbeschworen, den er aussenden wollte über die bedrängten Pforzheimer. Er zog die Glocke.

Der dienstthuende Laienbruder trat demüthig ein und fragte nach dem Befehle des hochwürdigen Herrn Guardians.

Rufe mir den Pater Anton.

Gleich darauf erschien der Geforderte, der Vertraute des Guardians.

Besuchen, fragte Pater Ignazius der Guardian, die Ketzer die Messe auf die gestrige abermalige Drohung?

„So wenig als vorher, Euer Hochwürden, erwiederte der Gefragte. Noch nirgends haben wir solche verstockte Herzen gefunden, als hier.“

Ja es ist Zeit, sagte mit dem ihm eigenen grinsenden Lächeln der Unhold. Ich will sie erweichen. Sie sollen sich beugen oder brechen, sollen fühlen, daß ich nicht gewöhnt bin, vergebens zu arbeiten. Sie sollen ein warnendes Beispiel werden für andere.

„Es ist wirklich höchst nöthig, daß einmal ein abschreckendes Beispiel werde,“ erwiederte mit der Mine frommer Heuchelei Pater Anton, dessen Gedanken und Worte an denen seines Vorgesetzten sich nur brachen, um sie nachzuhallen, wie das Echo am Walde.

Wohl ist es nöthig, und sie sollen es seyn, die verhaßten Pforzheimer, rief Ignaz mit einem Blicke, von dem jetzt die gewöhnliche Maske der Scheinheiligkeit und der spöttische Zug um den Mund gewichen war, um dem vollendeten Ausdrucke des scheußlichsten Rachedurstes Raum zu geben. O, daß ich nicht selbst unmittelbar eingreifen kann in das schwache Räderwerk, daß ich nur an erbärmlichen Werkzeugen mich abmühen muß.

„Aber ist nicht Erlisheim ein wie vom Himmel in unsere Hände gegebenes Werkzeug?“ unterbrach ihn Anton.

Erlisheim! erwiedert Ignaz verächtlich, während der Schaum der Wuth ihm auf den blauen Lippen saß, schweige von dem! Erbärmlich genug, daß er der mächtigste Hebel seyn muß! Erlisheim zum Guten zu schlecht, zum Bösen zu schwach, dem man das Racheschwert in die Hand geben muß, wie einem Kinde, dem man vorher die Augen verbinden muß, ehe er zustoßen soll, damit er nicht sehen kann, wen er trifft!

Anton fieng jetzt an zu fürchten, es möchte irgend Jemand ein unberufener Zeuge des Auftritts werden, denn noch nie hatte er den Guardian so alle Vorsicht aus den Augen setzen sehen, suchte dem Ausbruche seiner Wuth eine andere Richtung zu geben.

„Ich erwarte, sprach er, Er. Hochwürden Befehle in Betreff der strafwürdigen Bürgerschaft.“

Strafenswerth nennst du sie? O, daß ich vom Himmel Feuer herabschleudern könnte auf sie, rief der unversöhnliche Pater. Sie waren die Helfershelfer der verdammten Schweden, als diese vor eilf Jahren in unser Kloster drangen, uns mißhandelten und verfolgten, daß wir uns verbergen mußten, wie das Wild vor dem Jäger! Doch ich lebe noch, es zu rächen. Er athmete tief auf. Es war ein kalter Wintertag, fuhr er gelassener fort. Wir waren im Refektorium versammelt, als von der Klosterpforte her verworrenes Geschrei erscholl. Die Schweden stürmten herein, Verwünschungen über uns alle ausstoßend, und die Menge, die sich mit hereindrängte, stimmte frohlockend ein. Die Frechen trieben uns in die Kirchen. Alles ward entweiht und geschändet von den unheiligen Händen; eine verruchte Hand riß die

Monstranz vom Hochaltar und warf sie dem Guardian, Patronius Widmann, ins Gesicht. Der entbrannte in gerechtem Zorne, und schlug den Verworrenen. Da, o daß es nie aus meiner Erinnerung schwinden möge! — ergriffen ihn die Wüthenden und knüpften ihn an den Bogen des Hochaltars auf! Wir alle aber wurden hinausgetrieben, sie drohten uns gleiches Schicksal, wenn wir wagten, uns wieder sehen zu lassen! Und als ich mit dem Schwur der Rache zum Kloster hinauseilte, da rief mir einer zu: Glück auf die Reise, Herr Pater! Ich fluchte dem Frechen, und er schlug mir ins Gesicht! Ich sah ihn heute, fuhr er mit wieder steigender Leidenschaft fort! Es ist der Graubart, der eben beinahe all unser Mühen vernichtet hätte, als ich mich so unerwartet an der Erfüllung eines Theils meiner Rache sah! Aber er entgeht mir nicht! Wilde Schadenfreude überzog wieder das Gesicht des Mönches. Er entgeht mir nicht! Dein Söhnlein ist dir so theuer? Recht so, Alter! Du sollst nicht sterben. Aber ich weiß genug! Ignaz weiß dich jetzt da zu treffen, wo du am verwundbarsten bist! Und wenn du heulend und jammernd an der geschändeten Leiche deines Sohnes stehst, dann will ich's mit lauter Stimme dir in's Ohr rufen, daß du gewiß wieder erwachen sollst! Ich will dir in's Ohr schreien: Kennst du den Pater Ignazius?

Eine peinliche Stille von einigen Augenblicken entstand. Ignazius schwieg in Gedanken der Zufriedenheit versunken über die Hoffnung, dem Ziel seiner Rache so nahe zu seyn. Sein Vertrauter Anton oder Handlanger bei seinem finstern Treiben, wagte es nicht, diese Stille zu unterbrechen. Er sann den Reden seines Vorgesetzten nach und suchte zu ergrübeln, was wohl derselbe bei sich beschlossen haben möge. — Ignazius brach zuerst das Schweigen.

Er sey das Opfer, das meiner Rache allein falle! Dann aber treffe die Reihe die Bürger dieser Stadt! Sie bestehen hartnäckig auf ihrer sogenannten Augsburger Confession? Um so besser für mich! Sie müssen zum Kreuze kriechen die widerspennstigen Thoren, und je tiefer der Pfeil in ihr Herz eindringt, je schmerzhafter der Widerhaken es zerreißen wird, um so süßer die Rache!

„Aber sie hängen so sehr an ihren lutherischen Predigern, daß wenig, auch wenn Gewalt gebraucht wird, zu hoffen ist," entgegnete Anton.

(Fortsetzung folgt.)

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 23. *SAMSTAG DEN 6. JUNI* *1835.*

WEIßENSTEIN.

(FORTSETZUNG.)

Die Urkunde ist folgende:

„Wir Carle von Gottes Gnaden Marggraue zu Baden ec. vnd Graue zu Spanheim Bekennen vnd dunt kund offenbar mit diesem Brief, als vnser lieber getruwer (getreuer) Dietherich von Gemmingen von vnsern Vordern (Vorfahren) selig Gedechtnuß auch vens vnd der Marggraueschafft Baden bißher gehapt vnd getragen hat vnd treit (trägt) ettlich Lehene, vnd vmb deß Merteil (für die meisten) sollich Lehene yegliches sundrer (besondere) Brieffe gegeben vnd gemacht sind, alßo ist der egenant (ebengenannte) Dietrich yetzund zu vns kommen, vnd hat vns gebeten im solliche Lehene in zwen Brieff setzen zu lassen vnd zu lyhen vnd die übrigen Brief abzuthun. Deß (deßwegen) hant wir uff solliche des vorgenannten Dietherichs Bite vnd vmb siner getreuwen willigen Dienst willen, auch nach Rat vnser Rete (Räthe) die die obgeschriben Lehene in zweu Brieff lassen setzen, vnd dem egenant Dietrich vnd sinen Erben zu einem rechten Erblehen geliehen vnd lyhen Im also in krafft diß Brieffs, zum ersten, daß Sloss Wissenstein mit allen sinen Herrlichkeiten, Freyheyten, Rechten, Nutzen, Gewanheyten (Gewohnheiten, herkömmlichen Nutznießungen) vnd Zugehörungen, vnd nemlich mit dem thal wyszenstein vnd den Höfen vnd Hüsern Dillstein vnd Falckengart und andern derselben Hönen (Höfen) vnd Hüsern, Lute (Leute, Leibeigene) vnd Gütern, Bet (Steuer) vnd dinst, frondienste, Wald, Wasser, Wonn vnd Weyd, Freuel (Holz ec. Frevel) Felle (Todfall ec.) vnd Bußen, auch mit allen andern derselb Höue vnd Hüsern Lute vnd Gut, Rechten, Gewanheyten vnd Zugehörungen, Item die Zehenden groß vnd clein, vff dem Rod vnd zue Buchelbrunn, ganz mit Ir zugehörd, Item die Mule zu wiszenstein mit Iren Nutzen vnd Rechten, Item den wald, genannt die Wasserhald, ganz mit sin zugehörde, item darneben die Mulhald, vnd von derselben Mulhalden die Zwerchhald vff vnd nebenhin biß an den Wald genannt das Hag vnd fürbaß (weiter) vff den Kreynecker Berg hinab, als daß bißher gen Wißenstein gehört, vnd ein teil gen Liebenzell gedient hat, alß das alles vnderzeychet (durch Merksteine bezeichnet) ist, vegeuerlich (ungefährlich, ohne Rückhalt). Item vnd den Zoll vff den Wassern, denselben Zoll Dietrich vnd sin vorgenannte Erben nemen sollent von hundert Zimmer Höltzer zehen Heller, von einem Narten Bank (Haufen Dielen, der auf ein Floß geladen wird) ein Pfennig, vnd von einem Segbloch einen Pfenning, on Geuerde. Vnd wir haben vns vnd vnsere Erben bedinget vnd vorbehalten Offnung an Wyszenstein dem Sloss, dasselb Sloß auch Dietrich vnd sin vorgenannt Erben vns vnd unsern Erben offen halten

sollen, also daß zugleich Zyt wir vnd von unsere wegen die Vnsern die dessen vnsere offene versiegelte (mit einem Siegel zur Beglaubigung versehene) Brieff bringent sollich Offenung gebruchen (gebrauchen) mögten zu vnßern Notürfften vnd Geschefften gegen menglichen doch on (ohne) Dietrichs oder siner obegenannten Erben schaden Costenhalb ungeuerlich, Fürbasser (ferner) so lyhen wir demselben Dietrichen v. Gemmingen vnd sinen Erben zu rechtem Erblehen die Dörffere Büchelbrunn vnd Huchenfeldt [54] auch mit allen Iren Herrlichkeyten, Freyheyten, Rechten, Nutzen, Gewanheyten vnd Zugehörungen, mit Leuten, Gütern, Gerichten, Beten, Zinsen, Dinsten, Frondinsten, walt, wasser, Wim vnd wayd, freuel, Well vnd Bußen nicht vßgenommen, auch so behalten wir vns vnd vnsern Erben die Wiltpenne die zue Wissenstein dem Sloss vnd den yetz genannten Dörffern gehören mögten, doch daß Dietrich vnd sinne Erben in denselben Wiltpennen vnd welden zu dem obgenannten Sloß Wissenstein vnd den egenannten Dörferen Büchelbrunn vnd Huchenfeld gehörig mögen hagen vnd jagen vegeuerlich. Wir wollen auch, daß dhein (keiner) vnser Amptmann Richtere oder Bürgr über des vorgedachten Diethrichs oder siner Erben Lut vnd Gut nit urteylen noch richten sollent von Gericht oder vngericht (d. h. auf irgend eine Weise eine Rechtssache entscheiden), sie haben dann mit Willen vor vnserm Gericht zu schaffen, vnd daß sie Gerichts vnd Rechts bedörffen vnd bitten sind on geuerde. Auch so wollen wir, wie vil der vorgenante Diethrich vnd alle sin Erben eygene Schwein die sie Jars in irem Hause zu irem Gebrauche erzogen vnd vngeuerlich (ungefähr) geen hand (gehen haben, d. h. halten), so ein eckere (Aeckerig) wird in vnsere Wälden, die sollen auch ledig vnd frey sin vnd vns dheinen (keinen) dehemen geben, vnd also hat der egenannt Dietrich sollich Lehen in obgeschrieben maß von vns empfangen mit Truwen gelopt vnd einen Eydt zu Gott vnd den Heiligen geschworen, vns vnd vnserer Marggreueschafft getreuw vnd hold zu sind (getreu und gehorsam zu seyn), vnsern Frommen (Vortheil) vnd Bestes altzyt zu werben (befördern), vnsern Schaden zu warnen, vnsere Recht mit andern vnsern Mannen (Lehenträgern) zu sprechen so dick (oft) wir das an Ine gesinnen von ihnen fordern, vnd alles das zu thuend, daß (wie) ein Mann (Lehensmann) sinem Herrn von sollich Lehen wegen durch Gewanheyt oder Recht schuldig vnd gebunden ist zu dund (thun) vnd in dieser Lyhung haben wir vßgenommen vnser Recht, vnser Mann vnd eins yeglichen Recht on alle geuerde, vnd dessen zu warem Urkunde hand Wir vnser Innsigel tun hanken an disen Brieff, der geben ist zu Baden vff dienstag nach vnseres Herren Fronlichnams Tag anno domini MCCCC°LIX° (1459).

Durch dies wird uns zwar deutlich, in welchem Verhältnisse die Lehensträger von Weißenstein zu ihren Lehensherren, den Markgrafen von Baden standen; aber über den Zustand des Lehens selbst, d. h. über die zu demselben außer dem Schloße noch gehörigen Güter, die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Gutsherren und der Unterthanen erhalten wir dadurch wenig Aufschluß. Es wird hier am geeignetsten Platze seyn, dies einzuschalten, so weit es noch bekannt ist, ehe wir die Familie von Gemmingen verlassen und zu den übrigen Besitzern übergehen.

A. Das Schloß und die beiden Dörfer.

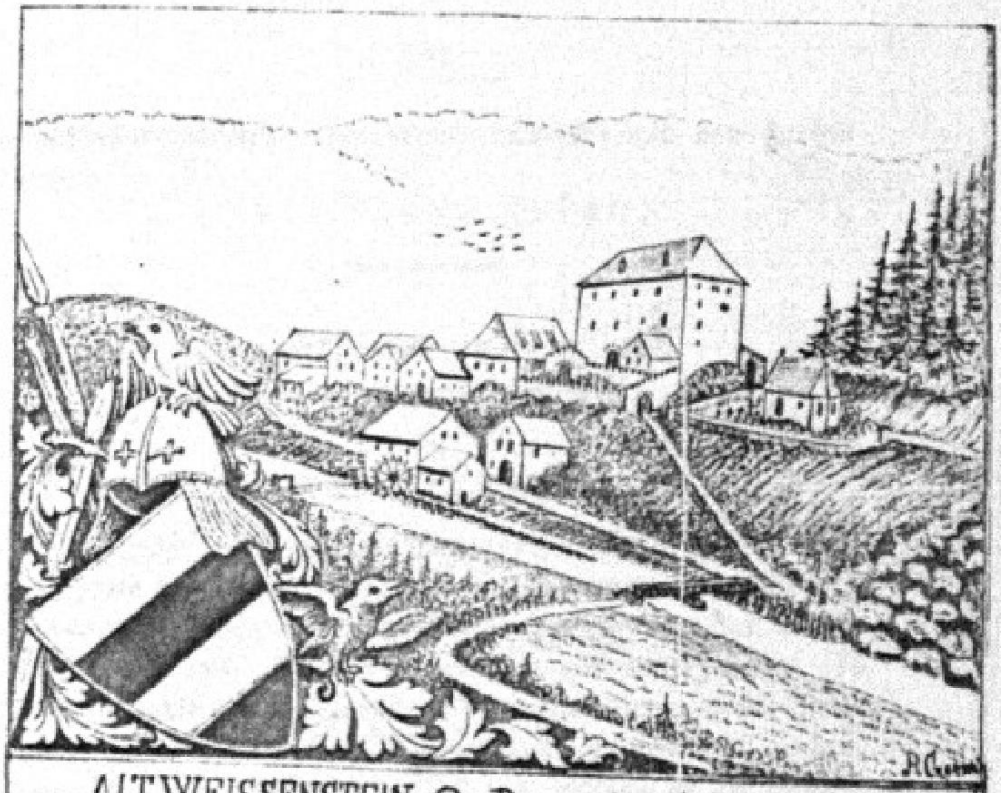
Ueber die innere Beschaffenheit des Schlosses ist, so weit es sich nicht aus den noch vorhandenen Ruinen schließen läßt, nichts mehr bekannt. Der unterhalb des Schlosses gegen die Mühle zu gelegene, mit einer Mauer umfaßte Platz war der Burghof. An dem von dem Wege aus in denselben führenden Thore befand sich ein, jetzt völlig verwittertes Wappen. Im untern Stocke des Schlosses auf der nämlichen Seite war der, wie es scheint, ziemlich

[54] Auf welche Weise Huchenfeld an Baden kam, ist oben gesagt worden.

geräumige Banket- (Gesellschafts- und Speise-) Saal. Auf der andern Seite waren die Zimmer für die Dienerschaft, Küche ec. Die Vertheilung des noch übrigen Platzes bleibt der Phantasie eines Jeden überlassen.

Die Dörfer Dillstein und Weißenstein selbst waren in älteren Zeiten nicht so groß, als jetzt. Insbesondere Dillstein, welches jünger ist als Weißenstein, und wie aus der mitgetheilten Urkunde hervorzugehen scheint, nur ein Hof war. Noch ein ganzes Jahrhundert später, im Jahre 1585, zählte es nur fünfzehn Häuser und Hofstätten, und Weißenstein fünfunddreißig, während jetzt beide Orte zusammen 640 Einwohner zählen. Beide Orte zusammen bildeten schon in alter Zeit, wie noch heut zu Tage, nur eine Gemeinde. In jedem Orte war ein Schultheiß, der Oberschultheiß aber saß zu Weißenstein. Ihm war auch der Stab (die niedere Gerichtsbarkeit) von der Herrschaft übergeben. Besoldung bezog er nicht, war aber frei von Lieferung der Fastnachts- und Sommerhühner (von welchen nachher) und von Frohndiensten.

(Fortsetzung folgt.)



ALT WEISSENSTEIN. Die Raberneck mit Burgkapelle.

Rechts der Burg die alte Burgkapelle welche 1783 abgebrochen wurde. Links der Burg die grosse Burgscheune, wo jetzt das „Lamm" steht.

Unten an der Burgmauer die zur Burg gehörende Mühle.

Die jenseitigen, südlichen, Abhänge (welche hinter der Burg) lagen in Terrassen die Burggärten gebaut.

Die Burg selbst war bis 1660 bewohnt, wo sie ein Raub der Flammen. Jetzt, Steine wurden nachmählig verwendet und die Verwitterung hat das Uebrige zum Zerfall.

Das Wappen der Weissenstein Ritterfamilie war laut Urkunden im Neu Ebersmünster Kloster ein Schrägbalken geteilter, schwarz-weiss Schild; wie oben auf der Zeichnung. Auf die Siegel von Urkunden zeigen dasselbe Bild.

Die Wappenzeichnung auf dem Schlußstein des Torbogens was an der Linie auf der Jesuitischen Kirche oder eine Grafe da die Familie von 1156 sich Grafen von Kreisamt, comes de Kreginegge schrieben. Diese Ografe. 1899.

Als die Burg 1584 von dem Markgräflichen Oberamt von Liebenzell zu Lehen gegeben wurde, wurde ein Inventar aufgenommen, welches sich noch im Landesarchiv zu Karlsruhe befindet. Siehe Mitteilungen aus Alt-Württemberg, Herausgegeben 1899. S. 1.
Der Oberamt von Liebenzell war Martin von Remchingen.

Im Schloßhof war der Brunnen mit Röhrlein und ein Röhrlein darüber.

Beim Tor ein Torstüblein.

Das erste Stockwerk in der Burg selbst lag hoch auf dem Felsgrat der Berg auf dürftige und lag ein Stockwerk höher als der Hof, von welchem eine steinerne Treppe hinauf führte. In diesem ersten Stock waren einige Kammern, eine mit 10 Fenstern und einer großen Brustwehrlinie; dann noch Dach, es führte auch die beiden großen Burgaufgänge hinauf, von der Küchenseite und die Schlafkammer der Herrschaft. In der Küchenstube waren 1 gewölbter beschlagener Schrank mit Zinnbeschlägen, ferner der Gichtkorb, eine Kerbelle (Schemel mit Lehne). Im Schlafzimmer war ein großer hoher Schrank mit 4 Türen, messingbeschlagen, eine schöne große Truhe mit einem Fuß, ein Lotterbettlein.

Im Stockwerk darüber lagen wieder 4 Kammern 4 Betten, Tische, Bänke und Schlafwerkzeuge.

Das Schloß war sehr einfach, schmucklos gebaut, verbrannt. Dabei waren 1 Schaufel von Eisen und 1 Schaufel auf der Wiese; das Küchengeräthlein, das Kirchgeräthlein, das Frischgeräthlein, ein Kerzengeräthlein, ein Kleid und Oberkleid mit einem Zaum oder Bettgewand geschieden. 31 Klafter Brennholz (Fichtenholz) Feldfrucht für 6 Kühe und 10 Schweine. Von 1584 gehörte auch noch 5 Morgen Wiesen, Fischenzen, Jagd und die Mühle.

DIE KAISERLICHEN IN PFORZHEIM.

ERZÄHLUNG AUS DEM JAHRE 1643.

8.

FORTSETZUNG.

Darum treffe es diese auch zuerst! Sie müssen fort, erwiederte trocken der Guardian. Und deiner Kenntniß und Brauchbarkeit wegen, Anton, habe ich dich mir zur Unterstützung erwählt. Deßwegen habe ich dich rufen lassen. Es ist zu erwarten, daß sich hier und da einer dieser Füchse heimlich einzuschleichen sucht. Das sollst du zu verhüten suchen, wenn du einen ertappst, hast du mir sogleich es zu melden. Ich will dann die Füchse in ihren eigenen Schlupfwinkeln fangen, und soll sie Mühe und Scharfsinn vergebens kosten, um mir wieder zu entgehen.

„Ihr sollt mit mir zufrieden seyn," erwiederte mit widrigem Lächeln Pater Anton. Auf einen Wink der Guardians entfernte er sich.

Die Saat des Mönches begann bald Früchte zu tragen. Noch im Monat April mußten auf Befehl Erlisheims, welchen Ignazius dafür zu gewinnen gewußt hatte, alle evangelischen Geistlichen Pforzheim verlassen. Mit Wehmuth sahen die Bürger ihre treuen Seelsorger fortziehen, welche so oft in diesen bedrängten Zeiten ihnen den Kelch des Glaubens und Trostes gereicht hatten. Bereitwillig, als ob es das letzte Angebinde für ihre geliebten Lehrer seyn sollte, versahen die Bürger dieselben mit allem, was ihnen nützen konnte; denn die Geistlichen mußten alles, was sie selbst hatten, zurücklassen. Bis an die würtembergische Grenze begleiteten die Bürger ihre Seelsorger. Bei Birkenfeld schieden sie. Spezial Georg Wibel tröstete und stärkte sie noch mit einigen rührenden Worten zum Vertrauen auf die gütige Vorsehung.

9.

Der Lauf unserer Erzählung führt uns wieder in den Thurm auf dem Schlosse. In einem der untern Gemächer desselben, die zu Gefängnissen eingerichtet waren, saß ein Gefangener. Es war der junge Tischinger. Vor der einzigen Thüre seines Kerkers, die schwer von eichen Holz gemacht und reichlich mit eisernen Klammern und Bändern versehen war, gieng eine Schildwache auf und ab. Der breitkrempige Hut, das schwarze, bartige Gesicht, das mit einer Krause versehene am Halse schließende Wamms, die weiten mit einer Menge Nesteln versehenen Pluderhosen, und die Hellebarde ließen leicht in ihm einen Soldaten aus der hiesigen Garnison erkennen. Er gieng, die Hellebarde bequem über die Schultern gelegt, mit gravitätischer Mine auf und ab, hauptsächlich wenn jemand vorübergieng, und sang mit heller Stimme Kirchenlieder. Glaubte er sich aber unbemerkt, denn um den Gefangenen kümmerte er sich nicht — so ließen sich wohl auch durch die feierlichen Töne der Kirchenmelodien hindurch Anklänge an Lieder eines ganz andern Inhaltes vernehmen, die deutlich verriethen, daß ihm einst Gesang dieser Art geläufiger und willkommner gewesen war.

Ganz andere Gedanken erfüllten den Gefangenen innerhalb der Thüre. Mit übereinandergeschlagenen Armen saß er auf seinem Lager. Mit trübem Lächeln schaute er auf den Blumenstrauß, der in einem Glase auf dem Tischchen seines Gefängnisses stand. Ueberhaupt war im ganzen Zimmer das Walten einer freundlichen, liebenden Hand sichtbar. Das Lager war besser als gewöhnlich bei Gefangenen, besonders wo, wie hier, auch die härteste Behandlung keinen Verweis zu fürchten hatte. Das Zimmer war in reinlichem Zustande. Ein Tisch und einige Stühle, selten in einem damaligen Gefängnisse, waren in demselben. Mit Wehmuth betrachtete er alle diese kleinen Bequemlichkeiten. So wohl sie

seinem Herzen thaten, denn Anna war's, der er sie zu verdanken hatte, so vermochten sie ihn heute doch nicht zu erfreuen, wie es wohl schon in den vorhergehenden Tagen geschehen war. Sie erschienen ihm nur, wie die Sorgfalt, die man an des Menschen letztes Haus auf Erden, an den Sarg wendet, und der Blumenstrauß war ihm der Kranz, der ihm auf seine Bahre bestimmt war. Wie ließ sich auch ein anderer Gedanke in seiner Seele vermuthen? Jung, kräftig, lebensfroh, mit freundlichen Aussichten auf eine heitere Zukunft, so nur das düstere Gewölk am politischen Himmel sich einmal würde aufgelöst haben, so schnell aus dem Leben herausgerissen zu werden, in das er erst recht kräftig einzutreten im Begriffe war — konnte er da, gieng er gleich seinem Schicksale mit Standhaftigkeit entgegen, in einer andern, als düstern Stimmung seyn? Und die Entscheidung seines Schicksales war nicht mehr fern. Nicht ohne eine Spur von Mitgefühl hatte der wachhabende Soldat auf Befehl seines Obern ihn ermahnt, sich zum Ende vorzubereiten.

Der Gedanke an den nahen Tod erinnerte ihn erst recht lebendig an das, was er zurück ließ. Wie freundliche Bilder zogen alle seine Jugendbekannte und Freunde, vornämlich aber seines theuren Vaters Antlitz und Anna's holdes Bild an seiner Seele vorüber, und schienen ihm mit trauernder Mine die Hand zum Abschied zu reichen. Und sein Herz begann weich zu werden, es schien ihm gar zu hart, so früh scheiden zu müssen. Aber neben dem Gefühle der Trauer keimte jetzt auch ein anderes auf, das des Unwillens, ja Grimmes gegen den Urheber seines Todes. Es wollte nicht recht ruhig werden in ihm, der Zwiespalt seines zwischen Wehmuth und Ingrimm getheilten Herzens wollte sich nicht lösen.

Da nahte sich ihm mit freundlichem, sein wallendes Herz kühlendem Flügelschlage die Religion, und er begann nach alter frommer Sitte unter den ihm wohlbekannten Kirchenliedern ein schnell gewähltes Lied zu singen. Anfangs schwankte die Stimme, denn die Ruhe des Gemüthes war noch zu ferne; aber allmählich erhob sie sich; sie wurde fester und reiner, und eine wundersame Ruhe, wie sie nur in einem unverkünstelten, wahrhaftgottesfürchtigem Herzen hervorgerufen zu werden vermag, erfüllte während dem er das einfache, kunstlose Lied sang, sein Herz. Das Lied heißt aber, wenige Veränderungen der alterthümlichen Sprache abgerechnet, so:

Früh ist mein Pilgerlauf zu End',
Ich hab' ihn kaum begonnen;
Der harte Tod naht sich behend,
Schon ist die Stund' verronnen.

Doch klage nicht, mein banges Herz,
So schwer's auch immer falle!
Der Tod zieht ja nur himmelwärts
Aus diesem Erdenthale.

Drum meine Seele, schöpfe Muth
Und Stärk' aus deinem Glauben!
Der sagt dir ja: kein wahres Gut
Kann die Verwesung rauben!

Was an die Erde mich noch hält —
Sind es nur wahre Güter,
So find' ich sie in jener Welt,
Schön und verherrlicht wieder!

Nur eitler Tand wird Asch' und Staub,
Nur kaltes Gut zerstiebet;

Der Geist wird nie des Todes Raub,
Drum auch nicht was er liebet.

Sieht auch ein Vater mir ins Grab,
Fällt eine heiße Zähre
Auf seines Sohnes Leich‘ hinab —
Gott bleibe Lob und Ehre!

Scheint eine kurze Trennungszeit
Uns Trauer zu bereiten —
Wir find’n uns in der Ewigkeit,
Um nimmermehr zu scheiden.

Was klag‘ ich drum noch auf der Welt?
Was will ich da noch hoffen?
Wenn diese schwache Hülle fällt,
Ist mir der Himmel offen!

(FORTSETZUNG FOLGT.)

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 24. *SAMSTAG DEN 13. JUNI* *1835.*

WEIßENSTEIN.
(FORTSETZUNG.)

B. RECHTSSTAND UND POLIZEI.

Die Einwohner von Weißenstein und Dillstein waren, wie alle Bewohner von Dörfern, leibeigen, und deßwegen auch zu allen vorkommenden Reiß- und Frohndiensten verbunden, die ohne Bezahlung gethan werden mußten. Doch änderte es sich hierin schon früh zum Bessern. Durch einen 1529 auf Donnerstag nach Weihnachten mit der Gemeinde abgeschlossenen Vertrag wurde festgesetzt, daß für einen in Frohndiensten verwendeten Tag statt des sonst gegebenen Essens und Trinkens einem Manne vier und einer Frau drei Pfennig markgräflicher Währung verabreicht werden sollten. Zu den ständigen Frohnden gehörte, daß die Weißen- und Dillsteiner alles zum Schloß gehörige Brennholz hauen, scheitern und an Ort und Stelle bringen mußten. Ferner gehörte dazu die Bebauung der zum Lehn Weißenstein gehörigen Güter. Diese — gegen 18 Morgen — hatten die Unterthanen zu besorgen. Sie mußten sie besäen, die Erzeugnisse einsammeln, die Felder und Gärten säubern, die Umzäunungen erhalten.

Wenn ein Mann in Weißenstein starb, so fiel aus seiner Verlassenschaft das best Vieh dem Gutsherrn zu. Dies hieß Hauptrecht oder Todfall. Hinterließ er aber kein Vieh, so wurden die Güter oder was sonst vorhanden war, tarirt, und es blieb dem Gutsherrn überlassen, wie viel er er davon nehmen wollte. War aber ein Einwohner von Dill- oder Weißenstein einem andern Herrn, als dem Markgrafen oder dessen Lehnsträger leibeigen, so fiel zwar demselben das Hauptrecht zu, ein Drittheil des Werthes von demselben aber mußte aus der übrigen Verlassenschaft genommen und dem Gutsherrn bezahlt werden. Starb eine Weibsperson, so fiel dem Gutsherrn das beste ihrer hinterlassenen Kleider zu. Genau mit der Leibeigenschaft hängt die Abgabe der Fastnachts- und Sommerhühner zusammen. Als Zeichen der Anerkenntniß der Leibeigenschaft mußte von jedem Hause und jeder Hofstätte auf Fastnacht und Johanni jedesmal eine Huhn gegeben werden. In Weißenstein und Dillstein wurden demgemäß jährlich etwa 100 Hühner geliefert. (Ganz gleiche Bewandtniß hat es mit dem Leibhuhn, welches von solchen geliefert werden mußte, die keine Häuser besaßen, ebenfalls als Zeichen der Leibeigenschaft. Wer diese Abgabe in Geld erlegen wollte, zahlte statt einer Huhn sechs Pfennige.

Wenn ein Einwohner eines der beiden Orte anderswohin zog, sei es in- oder außer Landes, oder einem Auswärtigen eine Erbschaft in Dill- oder Weißenstein zufiel, so mußte der zehnte Gulden oder Pfennig (d. h. überhaupt der zehnte Theil des Werthes) dem Gutsherrn zurückgelassen werden. Dies änderte sich aber, als in der Mitte des 16ten Jahrhunderts Weißenstein wieder an den Markgrafen zurückfiel. Bei der Huldigung wurde den Einwohnern daselbst versprochen, daß sie mit Leibeigenschaft und Abzug, wie man diesen zehnten Theil, welcher zurückgelassen werden mußte, nannte, den übrigen badischen Unterthanen gleichgehalten werden sollten. Diese waren nämlich theils durch freiwilligen Nachlaß, theils durch gegenseitige Verträge — größtentheils abzugsfrei.

Die Rügen oder Ainungen (Polizeistrafen) waren in Weißenstein ungewöhnlich hart in Vergleich mit andern Orten. Ein Blutfrevel, wenn einer den andern blutrünstig schlug, mußte er des Bezirks von Pforzheim zehn Pfund Heller erlegen, während die Strafe z. B. in Weiler, Niefern ec. nur drei Pfund betrug. Ein Trockenfrevel, wenn eine thätliche Beleidigung keine Blutwunde nach sich zog, wurde mit drei Pfund Heller gelöst. Ein groß Unrecht, d. h. eine grobe, absichtliche Verletzung oder Nichtachtung der Polizeiordnung, kostete zwei Pfund Heller; ein klein Unrecht eine minderbedeutende Vernachlässigung derselben den vierten Theil, nämlich sechs Schillingsheller; eine Lügainung oder absichtliche Täuschung richterlicher Personen, ebensoviel. Wenn einer, nachdem schon den Streitenden Friede geboten war, noch Schimpfreden u. s. w. ausstieß, mußte er fünf Pfund Heller bezahlen; zückte er aber mit irgend einer Waffe noch nach dem andern, so betrug die Strafe zehn Pfund; schlägt, stößt, wirft und verwundet er ihn, zehn Gulden (ein drittheil ungefähr mehr); beschädigt er den andern auch nach gebotenem Frieden mit trockenen Streichen oder Würfen so hart, daß die Beschädigung mit einer Blutruns (blutrünstigen Wunde) verglichen werden kann, so kostet es ebensoviel[55].

Alle diese Strafen gehörten dem Markgrafen oder jeweiligen Vogtsherren (Lehnsträger). Dagegen von den Waldainungen (Waldfrevelstrafen) gehörte ein Theil der Gemeinde. Eine Waldainung kostete 6 Schillingheller, davon fiel, wenn der Frevel in einem der beiden Wälder Dachsberg oder Geisbühel verübt worden, die Hälfte den Markgrafen oder Vogtherren, die andere Hälfte der Gemeinde zu; wenn aber im Rippergwalde oder dem Walde zur hübschen Mülin (Mühle), gehörte er ganz der Gemeinde. Von einer Feldainung, welche sieben Schillingheller betrug, gehörten fünf Heller dem Markgrafen und zwei dem Anbringer.

(Fortsetzung folgt.)

DIE KAISERLICHEN IN PFORZHEIM.

ERZÄHLUNG AUS DEM JAHRE 1643.

[55] Als ein, seiner Ausführlichkeit sowohl, als einiger Sonderbarkeiten wegen interessantes Seitenstück stehe hier aus der Nieferner Rügordnung der Absatz über die auf beabsichtigte und wirklich geschehene Verwundungen und einiges Andere:

Wer den andern mit Messern, Degen, Kolben u. s. w. haut, sticht und verwundet, zahlt drei Pfund Pfennig. Wer den andern schlägt, aber nur mit trockenen Streichen (welche keine Blutwunden verursachen), und ihm dadurch kein Glied lähmt, zahlt ein Pfund Pfennig. Wenn aber einer den andern so schlägt ec., daß er aus Nase oder Mund blutet, sonst aber nicht weiter verwundet wird, zahlt ein Pfund Pfennig. Wer nach ihm sticht, aber fehlt, ebensoviel. Wenn einer den andern blutrünstig wirft, zerlegt er drei Pfund Pfennig. Wird die Wunde nicht blutrünstig, nur ein Pfund Pfennig. Verfehlt er aber den andern, zahlt er das Dreifache, drei Pfund Pfennig. Ein groß Unrecht kostet fünfzehn Schilling Pf. Ein klein Unrecht fünf Schilling Pf. Eine Lügainung drei Schilling Pf. Eine Spielainung (wenn Gäste in einem Wirthshause verbotene Spiele spielten) fünf Sch. Pf. Der Wirthhaber mußte zahlen zehn Sch. Pf. Wer obgeschriebene Frevel nicht zahlen kann, muß für jedes Pfund Pfennig acht Tage bei Wasser und Brod im Keffit sitzen.

9.

Fortsetzung.

Während des Gefanges war Anna, des Hochwächters Tochter, eingetreten. Tischinger nahm es nicht gleich wahr, daß er nicht mehr allein sey; sein Blick war während seines Gefanges auf das Fenster seines Gefängnisses geheftet, als ob er noch recht innig den Anblick der blinkenden Strahlen der Sonne genießen wollte, ehe er ihm für immer entsagen müßte. Von Rührung ergriffen, blieb Anna an der Thüre stehen, den wenn auch kunstlosen, doch tief aus dem Herzen kommenden und geliebten Tönen lauschend. Ihre Hände waren über die Brust gefaltet, und in ihrem Auge, das Wehmuth und Freude zugleich aussprach, zitterte eine Thräne.

Als er seinen Gesang geendet hatte, blickte er um sich und gewahrte Anna. Mit freudestrahlendem Antlitze eilte er zu ihr und reichte ihr die Hand.

„Treue Anna, sprach er, du kommst auch noch einmal, um mich in meinem Kerker zu besuchen?“

„Warum denn nicht? du weißt ja, erwiederte sie lächelnd, daß meine Verpflichtung mich in deine Wohnung ruft.“

„Wohl weiß ich, daß deine Liebe dir diese Verpflichtung auferlegt hat. Ich sehe ja jeden Tag neue Merkmale derselben. O theure Anna, wie kann ich dir deine Güte und Liebe vergelten?“

„Ich besuche dich heute zum Letztenmale, entgegnete Anna. Du wirst bald frei seyn. Gedenke auch ferner deiner treuen Anna!“

„Wohl werde ich bald frei seyn, erwiederte Tischinger. Kurze Zeit vor dir hat dieses Gefängniß der Abgesandte Erlisheim betreten, der mir das baldige Ende meiner Gefangenschaft verkündete. Ich soll noch vor ihm erscheinen und aus seinem Munde mein Todesurtheil noch einmal hören. Ich glaube, er hat Lust, sich an meiner Todesangst in der letzten Stunde zu weiden. Er mag sich aber verrechnet haben. Sein Anblick könnte den Furchtsamsten trotzig machen!“

„Fluche ihm nicht! du wirst frei werden, rief Anna mit einer Stimme, deren Schwanken den Kampf in ihrem Innern zwischen Schreck vor dem so nahen Tode Tischingers und dem freudigen Gefühle, ihn bald gerettet zu wissen, verrieth, du wirst frei werden, aber nicht durch den Tod!“

„Ich soll wieder frei seyn? O Freiheit, hohes Wort! Goldner Strahl der Sonne! Brauch ich dich nicht mehr mühsam durch das trübe Licht meines Kerkerfensters zu suchen! begann Tischinger, dessen kräftiger, thatenlustiger und lebensfroher Geist neue Schwungkraft erhalten zu haben schien, mit Begeisterung: Anna, Engel meines Lebens! Dreifach willkommen ist mir die Freudenbotschaft, da ich sie aus deinem Munde vernehme! Ich fürchte den Tod nicht, aber ich liebe das Leben! Vater, theurer Vater! ich darf nicht ruhmlos, schmachbedeckt sterben! Ich werde leben und dein Alter erfreuen können. Unsere Verfolger werden uns nicht immer peinigen und quälen! Wir werden wieder bessere Tage sehen für dich und unsere Mitbürger! Und dein Sohn wird deine Freude mit dir theilen! „Aber der Gedanke, wie unwahrscheinlich seine Befreiung sey im Augenblicke, wo ihm die Todesstunde angekündigt war, drängte sich lebhaft in ihm auf. „Anna es ist nicht möglich!“

„Es ist möglich, erwiederte Anna mit holdem Lächeln. Doch, hier kommt mein Vater, der dir dies alles besser, als ich, sagen kann.“

Der alte Hochwächter trat eben ein.

„Hat Eure geliebte Tochter wahr gesprochen! rief Tischinger dem Eintretenden entgegen?

Sie hat wahr gesprochen, wie möget Ihr auch an der Wahrheit ihrer Aussage zweifeln? Ich komme, Euch in Freiheit zu setzen, sagte der alte Missel.

„Auf wessen Befehl? Auf wessen Verwendung? Auf welche Bedingungen? Welchen Antheil hat Erlisheim daran? fügte rasch der Gefangene hinzu, und sein Blick begann beim Gedanken, an etwaige schimpfliche Bedingungen, die an seine Befreiung geknüpft seyn möchten, sich zu trüben.“

„Auf meinen Befehl vordersamst, was ich aber nur im Vertrauen sagen kann, antwortete lächelnd der alte Mann, sonst möchten das noch Ohren hören, für die es nicht bestimmt ist. Auf wessen Verwendung? Auf gar keines Verwendung. Im besten Falle auf die meiner Tochter, und selbst sie würde bei mir wenig ausgerichtet haben, denn sie weiß recht wohl, daß Fürbitten bei mir wenig anschlagen, und daß ich dagegen so gefühllos bin, als mein Thurm gegen Windstöße, wenn nicht mein eigener guter Wille mit im Spiel ist. Auf welche Bedingungen? Die möchte ich vollends gar nicht daran knüpfen, denn ich kenne dich zu gut, als daß ich dir so etwas zumuthen könnte. Und was vollends den Antheil Erlisheims an der ganzen Sache betrifft, so ist er so klein, daß es gar nicht der Mühe werth seyn kann, davon zu reden, obsonderlich, da er von der ganzen Sache kein Wort weiß.“

„Ihr sprecht in lauter Räthseln! Erklärt Euch deutlicher, ich bitt‘ Euch, und spannt meine Hoffnung nicht so hart auf die Folter,“ sprach Tischinger halb ungeduldig.

„So höre! begann der Alte mit ernstem, aber wohlwollendem Tone. Als du durch deine Verwegenheit, den Hauptmann auf öffentlichem Markte vor allen Truppen und der ganzen Bürgerschaft zu beschimpfen, dich selbst in seine Klauen geliefert hattest, da war keine Aussicht mehr, dich zu retten, denn du hast auch noch andere dadurch aufgebracht, die noch schlimmer sind, als Erlisheim. Als aber einige Kaiserliche an jenem verhängnißvollen Morgen dich schwer gefesselt in diesen Thurm brachten, da dämmerte in mir ein schwacher Schimmer von Hoffnung für dich auf.“

„Aber, theurer Vater, denn so darf ich Euch ja nennen — was kann Euch bewegen, einen solchen gewagten Schritt für mich zu thun?“ fragte Tischinger.

„Gar mancherlei, mein lieber Junge, erwiederte der Alte. Erstens war mir der Gedanke unerträglich, daß ein so junges, so kräftiges Blut, von dem noch so manches Gute und Edle zu erwarten stände, so früh und schmählich enden sollte. Und dann hatt‘ ich mit deinem Vater einige alte Schuldposten auszugleichen. Ueberdies liegt noch ein recht eigennütziger Beweggrund im Hinterhalte, fügte er lächelnd hinzu, ich möchte meinem einzigen Kinde einen kräftigen Bräutigam erhalten, der ihr in diesen unruhigen Zeiten bessern Schirm gewähren kann, als meine schon ziemlich mürben Knochen vermögen.“

„Ich weiß Euer Wohlwollen gegen mich zu schätzen, und hoffe, wenn mir wirklich das Glück der Befreiung zu Theil wird, recht oft Gelegenheit zu finden, meine Dankbarkeit dafür thatsächlich zu bezeugen, sprach der junge Tischinger gerührt, aber Ihr setzt Euch gewisser Gefahr aus, und ein Unglück, das Euch widerfahren würde, wäre ein zu hoher Preis für meine Rettung.“

„Ist nicht so gefährlich, erwiederte der Alte. Deine heutige Schildwache liebt zum Glücke für mich und absonderlich für dich einen vollen Humpen mehr, als daß sie Kirchenlieder singt, oder die langweilige Pflicht der Bewachung eines Gefangenen versieht. Jetzt ist der Zeitpunkt günstig; die Wache sitzt eben oben bei dem Humpen, und ich kam, um dich indessen hinauszulassen.“

Tischinger konnte sein Erstaunen über den gewagten Plan nicht verbergen. So heiß sein Wunsch nach Befreiung war, so wenig vermochte er sich zu bewegen, sie mit Gefahr des biedern Missels anzunehmen.

„Aber der Verdacht wird gleich auf Euch fallen," wendete er ein."

„Nichts weniger: ich habe keine Verpflichtung, dich zu bewachen, es kann also von mir auch keine Verantwortung gefordert werden. Ueberdies wird die Schildwache zu ihrem eigenen Vortheil darauf bedacht seyn müssen, den wahren Verlauf der Sache zu verheimlichen, um ihre Pflichtvergessenheit zu bemänteln und deine Flucht als eine gewaltsame darzustellen. Aber jetzt komm, die Zeit verstreicht."

Tischinger wußte nichts mehr einzuwenden, und doch machte ein ihm unerklärliches Gefühl unmöglich, sich seiner nahen Befreiung recht zu freuen.

„Anna! rief der Hochwächter. Sie erschien augenblicklich, mit dem erfreulichen Berichte, daß´die Schildwache noch fest sitze. „Führ' unsern Freund jetzt, sagte Anna's Vater zu ihr, durch das Hinterpförtchen in den Zwinger, und von da auf der kleinen Mauertreppe durch den Schloßgraben. Dort ist keine Schildwache. Ist er einmal außer dem Bereich der Stadtmauern und im Freien, so mag er sich selbst helfen."

„Aber wohin soll ich mich wenden?" wendete der junge Tischinger ein.

Das hätt' ich beinahe vergessen, Euch zu sagen. Du suchst auf Umwegen den Weg nach Straßburg zu erreichen, und begiebst dich nach Benfelden bei Schlettstadt. Dort triffst du bei den Schweden deinen alten Bekannten Asmund. Ich muß ihm immer noch in Gedanken meinen bösen Gedanken abbitten. Ich hielt ihn für einen kaiserlichen Spionen, habe ihn aber seitdem besser kennen gelernt. Er hat freilich etwas von einem Spionen an sich; da er aber uns zu Gute kommt, so drückt man gerne ein Auge zu. Du triffst ihn vielleicht noch auf dem Wege nach Benfelden.

Und jetzt lebe wohl, mein Joachim, Sohn meines Freundes! fügte er mit bewegter Stimme hinzu, ihm die Hand reichend. „Auf glücklich Wiedersehen in bessern Tagen!" Das beengende Gefühl, daß sich immer in entscheidenden Augenblicken des Herzens bemächtigt, ergriff auch diese drei.

„Lebt wohl, mein theurer Freund," sprach Tischinger mit fast ungewisser Stimme.

„Jetzt eilt!" rief der Hochwächter ihnen zu. Tischinger und Anna eilten fort. Er sah ihnen mit theilnahmvollem Blicke nach. Er sah sie nicht mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 25. *SAMSTAG DEN 20. JUNI* *1835.*

WEIßENSTEIN.

(FORTSETZUNG.)

C. STEUER, ZOLL EC.

Die directe Steuer (Bete, Beth genannt) betrug im Jahre 1583 16½ Pfund Heller (Gütersteuer); dazu waren alle Güter, welche auf Zwing und Bann von Weißenstein und Dillstein lagen, gezogen; ferner mußte jeder Bürger beider Orte, auch wenn er kein Hofgut besaß, jährlich ein Schilling Heller zahlen (Personalsteuer). Vor dieser Beth waren nur das Schloß und die dem Heiligenfond gehörigen Wiesen ausgenommen. Auch die Aecker auf dem Roth waren, so lange sie als Aecker benutzt wurden, bethfrei.

Der Wasserzoll gehörte zum Schloß. Er hat sich, so wie in der mitgetheilten Lehnsurkunde angegeben ist, mehrere Jahrhunderte hindurch erhalten.

Für die Mühle mußten Dill- und Weißenstein 2 Pfund Heller bezahlen, wogegen sie laut eines Vertrags von 1530 nicht mehr verpflichtet waren, in dieser Mühle zu mahlen. Außerdem aber mußte der Beständer der Mühle — die ein Erblehen war — noch 4½ Pfund Heller jährlich entrichten.

Von Wein und Bier mußte bekanntlich früher zweifache Abgabe erlegt werden: Alt-Umgeld und Maas-Pfennig (wozu später noch das neue Umgeld kam). Die Weißensteiner waren von den ältesten Zeiten an frei vom Maaspfennige und hatten nur das alte Umgeld zu bezahlen; mußten aber die alte (große) Maas schenken.

Hierher gehört auch noch der Fischwasserzins, der im Jahr 1683 nicht weniger als 29½ Gulden betrug.

D. KIRCHLICHE VERHÄLTNISSE.

In den ältern Zeiten gehörten Dill- und Weißenstein nebst Huchenfeld zur Altstädter Pfarrei in Pforzheim, aber schon früh geschah darin eine Aenderung. Beide Gemeinden mußten früher nicht allein den Gottesdienst in Pforzheim besuchen, sondern sogar ihre Todten in Pforzheim beerdigen lassen. Von letzterm beschwerlichen Zwang machte sich zuerst die Gemeinde Huchenfeld los; durch einen zwischen dem Weihbischoff von Speier, (in dessen Bisthum auch Pforzheim nebst der Umgegend gehörte) dem Pfarrer in der Altstadt und der Gemeinde Huchenfeld geschlossenen Vertrag von 1496 erhielt letztere das Recht, ihre Todten

auch fernerhin in Huchenfeld begraben zu dürfen (Gehres S. 57). Dill- und Weißenstein erwarben sich das nämliche Recht erst hundert Jahre später. Im Jahre 1595 legten die beiden Orte auf Befehl der Regierung ein gemeinschaftliches Begräbniß an.

Aus den ältesten Zeiten ist nichts bekannt. Nur eine, wenn gleich undeutliche Spur finden wir darüber. In einer Urkunde nämlich, von Jahre 1258, vermöge welcher Mathilde, genannt vom steinerwen Haus (Steinhaus), Wittwe des 1258 gestorbenen Schultheißen, Erlewin Liebener, von Pforzheim, den Mönchen in Herrenalb einige Güter in Durlach schenkte, kommt als Zeuge dieser Schenkung unter andern auch vor: Godibertus, clericus de Wizzinstein. Clericus heißt ein Geistlicher, und wir konnten daraus schließen, daß Weißenstein in den ältesten Zeiten eine eigene Pfarrei war, wenn dies nicht unwahrscheinlich wäre; die Sache verhielt sich aber so: Weißenstein war zwar ein Filial der Altstädter Pfarrei in Pforzheim, besaß aber einen beständigen Geistlichen, einen Caplan. Vielleicht war dies auf Betrieb der alten Herren von Weißenstein geschehen. Noch lange nachher, als schon längst Weißenstein keinen besondern Geistlichen mehr hatte, bestand noch die Caplaneipfründe daselbst, welche aber späterhin von der geistlichen Verwaltung in Pforzheim eingezogen wurde (um 1600).

Weißenstein wurde jedoch schon in sehr frühen Zeiten von der Altstädter Pfarrei in Pforzheim getrennt, und der Pfarrei Brötzingen als Filial zugewiesen. Der Pfarrer von Brötzingen mußte alle Freitage in Weißenstein predigen und Kinderlehre halten, wofür er aus dem Heiligenfond jährlich 10 fl. erhielt. Späterhin jedoch wurde Weißenstein auch wieder von Brötzingen getrennt, und dem indessen zu einer Pfarrei erhobenen Huchenfeld zugewiesen. Dillstein jedoch blieb bis in die neuere Zeit Filial der Altstädter Pfarrei (mit Ausnahme der Jahre 1687 — 90, in welchen es von Huchenfeld aus versehen wurde); erst den 23. May 1812 geschah die Verbindung Dillsteins mit Huchenfeld, daß nun Dill- und Weißenstein, wie in bürgerlicher Hinsicht, so auch wieder in kirchlicher Hinsicht vereinigt, zusammen ein Filial Huchenfelds bilden. In jenen ältern Zeiten des 16ten Jahrhunderts, als Weißenstein nach Brötzingen, Dillstein nach Pforzheim gehörte, war die Nagold die Grenze zwischen beiden Orten, woraus zu Anfang der 1600er Jahre der sonderbare Fall entsprang, daß, während alle Weißensteiner nach Brötzingen verpfarrt waren, ein Weißensteiner Bauer zur Altstadt in Pforzheim gehörte, weil er jenseits der Nagold wohnte.

Interessant ist die Nachricht über das Jahr der Gründung einer Kinderschule (d. h. der gewöhnlichen Schule) in Weißenstein. Der Mößner in Weißenstein war nämlich früher von Gericht und Rath in Weißenstein angenommen worden; ein Mößner, Hans Kercher, erhielt jedoch den Befehl, zugleich eine Kinderschule zu halten, weßwegen er auch von dieser Zeit an nicht mehr vom Gericht und Rath von Weißenstein; sondern vom Fürsten bestellt wurde. Zur Besoldung erhielt er außer Benutzung der Heiligenwiesen (ein Morgen, wovon er jedoch als jährliche Gilte 1 fl. 3 Batzen bezahlen mußte), noch 2 fl. aus der geistlichen Verwaltung und ein Malter Korn. Dieß geschah im Jahre 1598 nach einem fürstlichen Befehle vom 29. April desselben Jahrhunderts.

Außerdem befand sich hier auch noch ein anderer Fond für kirchliche Zwecke, — der Heilige unserer lieben Frauen — wahrscheinlich zu einer Kapelle ec. gehörig. Er wurde aber zu Ende des 16ten Jahrhunderts nebst der Caplaneipfründe zur geistlichen Verwaltung in den allgemeinen Fond für kirchliche Angelegenheiten gezogen.

Der hauptsächlichste Bestandtheil der zu Dill- und Weißenstein fallenden Einkünfte der Geistlichen, durch welche der Gottesdienst in Weißenstein versehen werden mußte, bestand in dem großen und kleinen Zehnten auf der ganzen Dill- und Weißensteiner Gemarkung und einem Stück Feld auf Brötzinger Gemarkung, der Windenacker genannt, welches früher zum Schloß in Weißenstein gehörte, später aber verkauft wurde. In diesen

Zehnten theilten sich die Geistlichen in der Altstadt zu Pforzheim und zu Brötzingen. Der ganze Zehnt wurde aber schon im Jahre 1539 verkauft und gehörte von da an zu den Schloßgütern. — Ausgenommen waren davon ein Stück Wiesen jenseits der Nagold, genannt das Büttengut, dessen Zehntertrag nach Huchenfeld, und die zum Schloß gehörigen Güter auf Pforzheimer Gemarkung, von denen, nach Pforzheimer Recht, kein kleiner Zehnt gegeben wurde. Außer dem großen Zehnten von Roggen, Waizen, Dinkel, Gerste, Haber, Erbsen, Bohnen und Heidekorn, und dem kleinen von Hirsen, Rüben, Flachs, Hanf gaben die Weißensteiner in den ältesten Zeiten auch noch Hühner-, Vieh- und Obst-Zehnten, lösten ihn aber im Jahre 1539 für 14 fl. ab (alte Gulden).

Einkünfte des Gutsherrn.

Mehrere derselben sind schon genannt worden: so die zum Schloß gehörigen Lehengüter von etwa 8 Morgen Garten, $7^1/_2$ Morgen Wiesen und 40 Morgen Wald; ferner die Buß-, Frevel- und Strafgelder, Leibeigenschaftsgelder und Gefälle, Wasserzins, Beth (Gütersteuer), Mühlzins, Zehnten ec.; außer diesen aber bestanden die Einkünfte des Schloßbesitzers hauptsächlich aus Gülten.

Im Jahr 1585 war der Stand der Schloßeinkünfte, mit Ausnahme der Zehnten und der Strafgelder, die sich nicht berechnen ließen, folgender:

Bethgeld	16½	Pfund	Heller.	
Mühlzins	6½	„	„	
Hellergülten	28	Pf.	1 Schill.	2 Hlr.
Geldzins aus den verzäunten Gärten			9 „	4 „
Ablösliche Gülten	2	Pf.	12Schill.	
Wasserzins	10	Gulden	$^1/_6$ Ort.	
Geldzins aus den Schloßgütern	80	„		
Aus der an die Pforzheimer Hafnerzunft verliehenen Lettengrube	14	Schill.		
Von alten Zeiten her 13 Martinsgänse; man zahlte am Ende des 16ten Jahrhunderts für jede 14 Pfennig, zusammen	1	Pf.	12Schill.	
Martinihühner 30, jede wurde bezahlt mit 6 Pfennig, macht	1	Pf.	10Schill.	
Sommer- / Fastnachts- } Hühner, 100, ebenso:	5	Pf.		

Macht zusammen nach unserm Gelde: 277 fl. 37 kr.

So viel betrugen die Einkünfte des Schlosses Weißenstein mit Ausnahme der Zehnten u. s. w. gegen Ende der 1500er Jahre. Mag es freilich für jetzige Zeit als ein sehr geringes Einkommen, eines angesehenen Lehensmannes, was der jeweilige Besitzer von Weißenstein immerhin war, erscheinen, so war es doch, wenn man die damaligen Geldverhältnisse mit den jetzigen vergleicht, nichts weniger als unbedeutend.

Um denjenigen, welchen etwa die Reducirung der genannten Abgaben ec. interessiren möchte, den Schlüssel dazu in die Hand zu geben, setzen wir das Verhältniß der ältern und neuern Geldsorten her:

1 Pfund Heller oder Pfennig (gleichen Werthes; nur war die Summe der auf ein Pfund kommenden Pfennige noch einmal so groß als die der Heller), betrug nach unserm Gelde	1	fl.	28 kr.
1 (alter) Schilling Pfennig oder Schill. Heller			

(auf ein Pfd. gehen 20 Schill.) ----------	fl.	$4^3/_5$	kr.
1 alter Gulden hatte 4 Ort oder 14 neue Schillinge und beträgt ---------- 2	„	3½	„
1 neuer Schilling so viel als 2 alte, also ----------	„	84/5	„
1 Ort ----------	„	30⅞	„

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaiserlichen in Pforzheim.

Erzählung aus dem Jahre 1643.

9.

Fortsetzung.

Noch eine gute Weile blieb er, als die beiden schon den Thurm verlassen hatten, unter der Thür des leeren Gefängnisses stehen, ganz der Vorsicht vergessend, die ihn hätte ermahnen sollen, so schnell als möglich sich zu entfernen. Er dachte in dem Augenblicke nur an die Rettung des befreiten Gefangenen, und so manches andere, was sich daran knüpfte, nicht an die eigene. Es war ihm so wohl; er hatte ja jetzt seinem Freunde einen Theil der Schuld bezahlt.

Ein verworrenes Geräusch von Stimmen, das sich schnell dem Thurme näherte, weckte ihn aus seinen Gedanken. Er horchte auf, und erkannte deutlich die Stimme des Paters Ignatius. Er ahnte dessen Zweck, und begann nun für sich zu fürchten. Aber es war zur Flucht zu spät, denn schon hörte er den Pater in Begleitung einiger Soldaten vom Eingange her dem Gefängnisse Tischingers zueilen. Schnell zog er sich in das Gefängniß zurück, und verwahrte die Thüre von innen, so gut die schrecklich-kurze Zeit es zuließ. Er war aber ruhig. Er sah wohl, daß er jetzt vom Leben Abschied nehmen müsse, aber er war dem Tode schon so oft nahe gewesen, hatte ihm schon oft in seinem unruhevollen Leben kühn ins Auge geblickt, ohne zu zittern. „Warum sollte ich jetzt zittern? Mußte ja mein Lebenslauf ohnedem bald zu Ende gehen! Ob es aber einige Wochen oder Tage früher oder später geschieht, was liegt daran? Das Tagewerk meines Lebens ist vollendet, und ich schließe es mit guten Gewissen. So fahre dahin! Vater! ich komme! Herr! sorge du für die, welche ich hinterlasse, da ich es nicht mehr kann.“

„Wo ist die Schildwache?“ rief der Pater. „Oeffnet die Thür!“ Sie war verschlossen. „Gefangener! öffne!“

„Was soll ich?“ erwiederte Missel, so sehr wie möglich der Stimme Tischingers nachzuahmen suchend, denn jeder Augenblick, um welchen er die Entdeckung, daß der Gefangene entflohen sey, verschieben konnte, war von der größten Wichtigkeit.

„Die Thüre öffne!“ erwiederte der Pater.

„Wie kann ich das? Ihr seid doch nicht so unklug, daß ihr die Oeffnung der Gefängnißthüre der freien Willkühr des Gefangenen überlaßt,“ erwiederte von innen der alte Missel.

Der Mönch und die Soldaten besprachen sich jetzt. Die Abwesenheit der Schildwache schrieben sie einer Pflichtversäumung zu, da die vermeinte Anwesenheit des Gefangenen zu keinen andern Gedanken Anlaß gab. Einige Soldaten wurden ausgesandt, um die Schildwache zu suchen. Diese aber, als sie den Lärm hörte, errieth nun die Ursache desselben leicht, und

suchte schnell aus dem betäubten Zustande der Trunkenheit erwacht, ihr Heil in der Flucht. Ob es gelungen, wissen wir nicht.

Diese Zögerung dauerte dem Mönche zu lange.

„Erbrecht die Thüre!“ schrie er, dessen Wuth durch diese Verzögerung auf’s höchste gesteigert ward, „ich will’s verantworten!“

Die Soldaten folgten willig. Aber die harte eiserne Thüre innerhalb von Missel durch einige Querhölzer gesperrt, widerstand lange ihren Bemühungen. Endlich rissen die Bänder loß, und die Thüre stürzte.

Ganz erhizt, wie nach der Belagerung einer Festung, drangen die Soldaten in’s Zimmer, voraus der Pater. Aber wer beschreibt sein Erstaunen, als der vor ihm Stehenende nicht der junge Tischinger, sondern der alte Missel war.

Der Pater fuhr zurück, wie vor einem Gespenst. Er vermochte im ersten Momente, wo die grimmigste Wuth getäuschter Rache ihn erfüllte, kein Wort hervorzubringen. Starr aber mit Augen, in denen jeder Blick ein Todesurtheil zu sprechen schien, stand er eine Weile da, das Gegenstück Missels, der mit vollkommner Ruhe im Antlitz vor dem ergrimmten Ignatius stand.

„Wo ist der Gefangene?“ brüllte er den Hochwächter an.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Gefragte ruhig.

„Du lügst, schurkischer Graubart! Du selbst hast ihn befreit! Wie lange ist’s, daß er entflohen ist?“

„Ich und mein Bart, Herr Pater, sind, wie ich hoffe, mit Ehren grau geworden, und wenn ich den Gefangenen befreit hätte, so würde das meinen grauen Haaren sicherlich keine Unehre bringen.“

„Wie lange ist’s, Schurke, daß der Gefangene weg ist? antworte mir, oder ich will dir die Zunge lösen!“ rief der Mönch.

„Wenn ihr es doch wissen wollt: Er ist fort und lange genug, um vor Eurer Verfolgung sicher zu seyn,“ erwiederte Missel.

„Wie viel Stunden sind es?“ schrie der Mönch.

„Hm! entgegnete der Bürger, es kommen und gehen im Leben so viele Tage, Stunden, Minuten, daß man sie unmöglich immer so genau zählen kann.“

Der Pater der wohl sah, daß sich Missel nicht einschüchtern lasse, und daß kein Geständniß aus ihm herauszubringen sey, sah ihn mit einem Blicke höchster Wuth an.

In diesem Augenblick kehrten die zur Aufsuchung der Schildwache ausgesandten Soldaten zurück, hatten aber nichts mehr von ihm gefunden, als seinen Hut.

Die Soldaten besprachen sich unter einander, über die sonderbare Begebenheit. Stimmen wurden allmählich lauter und heftiger, und plötzlich schrie eine Stimme: „Er hat ihn ermordet!“ — „Er hat ihn ermordet,“ schrie mehr als eine Stimme nach, weg mit ihm!

Der Beschluß wurde schnell ausgeführt. Wie Rasende stürzten die Soldaten, um den vermeintlichen Tod ihres Kameraden zu rächen, auf den Hochwächter ein, und ehe der Mönch es verhindern konnte, der noch immer ein Geständniß hoffte, sank der Hochwächter von unzähligen Hellebardenstichen und Säbelhieben zerfetzt, röchelnd zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.

PFORZHEIM'S VORZEIT.

FÜR PFORZHEIM UND SEINE UMGEBUNGEN.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen!
Wieland.

NRO. 26. *SAMSTAG DEN 27. JUNI* *1835.*

WEISSENSTEIN.

(SCHLUß.)

UEBRIGE ZU BEZAHLENDE ABGABEN DER WEIßENSTEINER.

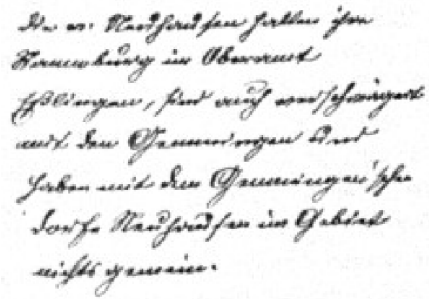
Die genannten Steuern, Gülten ec. waren aber nicht alles, was die Einwohner von Dill- und Weißenstein zu zahlen hatten. Auch anders wohin, als an den Gutsherrn, mußten sie noch vieles bezahlen. Dies gehört wohl streng genommen nicht hierher, da hier eigentlich die Rede nur von den Einkünften des Schlosses Weißensteins ist; allein, da es sich hier so natürlich anknüpfen läßt, so mag es auch aufgeführt werden, umsomehr, da die Resultate einer Vergleichung von damals und jetzt nicht ohne Interesse seyn können.

Sie mußten noch ferner bezahlen:

An die Pfarrei in Büchenbronn ablösigen Geldzins	12½	Schill.		Pfenn.
ebendahin desgl. ----------	8	Schill.	4½	Pfenn.
An die Caplanei in Huchenfeld ----------	12	"	4	"
An die geistliche Verwaltung (außer dem, was sonst von Gefällen dorthin gezogen worden war) ----------	24	fl.	6 Schill.	3½ Pfenn.
An das Predigerkloster in Pforzheim ----------	7½	fl.		
Summe in alter markgräfl. Währung: ----------	144	fl.	11 Schill.	4 Pfen.
oder nach unserm Gelde: ----------	235	fl.	$11^{3}/_{5}$ kr.	
			26	

Wir kehren zur eigentlichen Geschichte von Weißenstein zurück. Nur kurze Zeit behielt Dietrich von Gemmingen das Schloß und Gut Weißenstein. Schon 1464 wurde es nebst Dorf und Dillstein von Markgraf Carl I. an Heinrich (Hesso) von Kaltenthal als Mannlehen (d. h. nur auf die männliche Nachkommenschaft forterbend) übertragen, unter gleichen Bedingungen, wie es Dietrich von Gemmingen erhalten hatte, mit Vorbehalt des Oeffnungsrechtes. Durch ihn kamen auch mehrere seiner Geschwister nach Pforzheim. Seine ältere Schwester Margarethe, welche in Pforzheim im Jahre 1512 starb, war die Gemahlin Wilhelms von Sachsenheim; seine jüngere Brida (Brigitta) wurde Abtissin im Nonnenkloster daselbst.

Heinrich von Kaltenthal hinterließ zwar zwei Söhne, Georg und Jakob, aber keiner von beiden folgte ihm in dem Lehen von Weißenstein, sondern dies wurde nach dem bald darauf erfolgten Tode Heinrichs von dem Markgrafen an die Edlen von Ehingen verliehen. Durch sie wurde das Lehen bedeutender. Sie erhielten noch als Reichslehen, d. h. als ein unmittelbar vom Kaiser gegebenes Lehen, das Halsgericht, den Stock und den Galgen zu Dill- und Weißenstein, das Recht, nicht nur körperliche, sondern auch Todesstrafen zu verhängen — die höhere Gerichtsbarkeit. Dies geschah im Jahre 1488.



Aber auch bei dieser Familie blieb Weißenstein nicht lange, wie es überhaupt seine Besitzer schnell wechselte. Schon um 1512 verkaufte Christoph von Ehingen Weißenstein und Dillstein nebst den ebengenannten Reichslehen, der höheren Gerichtsbarkeit an Reinhard von Neuhausen, und mit ihm kam diese Familie auf eine etwas längere Zeit, weßwegen sie auch die bekannteste ist, in den Besitz des Schlosses Weißenstein.

Reinhard von Neuhausen bezeichnete seine Belehnung damit durch das Einhauen seines Wappens oberhalb des Einganges zum hintern Schloßhof. Das Wappen selbst (ein Löwe, der einen Ast hält) ist noch wohl erhalten; von dem Namen Reinhards von Neuhausen das letzte Wort: Newhusen, von der Jahresangabe 1512 nur noch die letzte Zahl. Außerdem sind noch manche Spuren dieser Familie in Weißenstein vorhanden. Die Gemeinde schloß mit ihr viele Verträge über Gülten und Waidgerechtigkeiten u. dgl. (so Ablösung des Blut- und Obstzehnten 1539, Vertrag zwischen Weißenstein, Büchenbronn und Pforzheim über die Weidgerechtigkeit auf dem Roth 1543 u. s. w.). Von den neuen Grenzsteinen, welche die Familie Neuhausen während ihres Sitzes in Weißenstein um die ganze Gemarkung herum setzen ließ, sind noch viele mit den Löwen des neuhausischen Wappens vorhanden, woher bei vielen Einwohnern Weißensteins die sonderbare Behauptung entstanden ist, als ob mit diesen sogenannten Löwensteinen besondere Vortheile, die ihnen widerrechtlich entzogen worden seyen, verknüpft gewesen; daß ein Löwe ihr ursprüngliches Gemeindewappen gewesen sey, und ähnliche Verwirrungen mehr.

Reinhard von Neuhausen Sohn, Hans Reinhard von Neuhausen-Weißenstein heirathete 1530 Margarethe, die Tochter Veits von Werdnau. Der Heirathsvertrag ist zu belehrend für die damaligen Sitten und Gebräuche, als daß wir ihn nicht mittheilen sollten.

Er lautet von Wort zu Wort folgendermaßen:

„Im Namen der Heyligen ohnzertheilbaren Dreyfaltigkeit. Amen. Kundt, wissend vnd offenbahr seye allermenniglich mit diesem Brieffe, daß vff heut zu Mehrung der H. Christenheit und guter Freundschaft durch die Edlen vesten Rennhard von Neuhausen zu Weißenstein, im Rahmen und wegen Hannß Rennharden von Neuhausen, seines ehelichen Sohnes am einem, und Veithen von Werdnau an statt und im Namen Jungfrau Margarethen, seiner ehelichen Tochter am andern Theil, sambt beiderseits nechst Verwandten, ein ehelicher Heirath abgeredt und folgendergestalt beschlossen ist:

Erstlich, daß genannte Hanns Rennhard von Neuhausen und Jungfrau Margarethen von Werdnau einander zum Sacrament der Ehe nehmen und haben, auch nach christlich

hergebrachter Ordnung mit dem Kirchgang solch Sacrament öffentlich bestetigen, solann siren und als fromme Eheleuth einander in aller trew (Treu) Liebe und Freundschaft beywohnen, leben und halten sollen.

Am Andern, so soll Veyth von Werdnau gedachter seiner Tochter Jungfrau Margarethe zu rechter Ehe- und Heimsteuer geben sechzig und fünf Gulden mit 1300 Gulden wiederkäufig, daran sie auf unser Lieben Frauen Tag Lichtmeß des 1538te Jahres die Gült (den Zins) zum erstenmale empfahen sollen, (d. h. Veit von Werdnau sollte seiner Tochter eigentlich 1300 Gulden Heirathsgut geben, mußte ihr aber so lange, bis er die Sume von 1300 Gulden ihr und ihrem Gemahle wirklich erlegte, ihnen den jährlichen Zins mit 65 fl. geben) alles in Müntz genehmer und geber (gültiger) Landswehrung, in 60 Kreuzer für Ein Gulden geraith (gerechnet), und darüber nothdürftig, laufig und freihig (gültig) unter dem Adel, Güterverschreibung und Brieffe (Kapitalurkunden) auffrichten und ihnen zu Handen stellen. Gegen den (Kapitalbrief) hin wiederumb soll Rennhard von Neuhausen von wegen Hannsen Renhards, seines Ehelichen Sohnes, Jungfrau Margarethe seinem Gemahl (Gemahlin) ihr Zubringen mit 1300 Gulden Hauptgutts, davon sechzig und fünf Gulden jährlicher Gült (Zins) fallend, alles vorgemelter Wehrung, bemorgengaben (durch das seinem Sohne mitzugebende Heirathsgut gewährleisten), und umb solch ihr zugebracht Heyrath-Guth auch der Wiederlegung und Morgengab, sambt 20 Gulden jährlich für Beholzung und Behausung in Summa 3000 und 400 Gulden betreffen, verweisen, verfahren und versorgen, auf denselben 1300 fl. ihr zugebracht Heyrath-Guth und zu dem uf den 1000 fl. Hauptgueths sambt den 50 fl. jährlicher Gült vff denen von Hirnheimb gefallende, auch den 1000 fl. Hauptgueths snmbt den 50 fl. jährlicher Gült vff Herrn Hans Casparn von Bubenhofen Güttern, so jetzt Herr Dietrich Speth Innhaber ist, fallende, (dies und einige Posten, durch welche Rennhard von Neuhausen seines Sohnes und seiner Schwiegertochter Beibringen versichern soll) Inhalt (laut Inhalt) beeder Brieff solches während, mit dem sondern Anhange, was ahn obgemelter Summa den 3000 fl. und 400 fl. mit den gezeigten Gülten nit versichert, daß alldann gedachter Rennhard von Neuhausen von wegen seines Sohnes dasselb auf andern Gütern oder Gülten versichern soll, und also fürsehen, da so es zu Fällen komme, daß Sie von den 3000 und 400 fl. Ihren Zubringen Wiederlegung und Morgengab, sambt den 20 fl. für Behausung und Beholzung jedes Jahr wohl gehaben möcht, und so es sich zwischen den gemelten Eheleuthen nach Gotteswillen zu fällen (Todesfällen) begiebt, soll es damit nachfolgender Gestalt gehalten werden.

Stürbe Jungfrau Margarethe vor Hans Rennhard von Neuhausen Ihrem Gemahl und verließ (hinterließ) eines oder mehrere Kinder von ihr beiden Leiben ehelich geboren, so soll Hanns Rennhard von Neuhausen bei ihrem Zubringen, auch Wiederlegung und aller Hab‘ und Guth ein gleichen freien Beisitz haben sein Lebenlang, ohne verhindert der Kinder und Erben, dergleichen ob die vor ihm ohne Leibeserben stürben, soll er gleicher Weiß bei aller Haab ein ringen Beisitz haben sein Lebenlang; aber folgendts nach seinem Absterben sollen die 1300 Gulden Zubringen, auch anders ihr ererbt oder sonst angefallen Guth, sambt der 400 Gulden Morgengab, wo sie die in Zeit ihres Lebens nit vergabt oder verschafft (veräußert) hatt, wiederum hinter sich zurück ahn Jungfrau von Werdnau nechste Erben fallen; aber die Morgengab soll Jungfrau von Werdnau frey seyn im Leben oder am Todbett, zu welcher Zeit sie will, an freierwils (Schenkungen) oder Gottesgaben (Schenkungen an Klöster, Kirchen ec.) wem oder wohin sie will, Fremden oder Freunden zu verschenken, zu verschaffen, und zu vermachen, dahin sie auch in ihren nechsten Jahresfristen nach ihrem Abgehen geraicht werden soll, ohngehindert mäniglichs. Ob aber Hans Renhard von Neuhausen vor Jungfrau Margarethe seinem Gemahl (Gemahlin) Todts angehen und Leibeserben von ihren beeden mit verließ, soll ihr alsdann werden und verfolgen (verabfolgt werden) nemlich zum fürdersten ihr Zubringen, auch die Wiederlegung und Morgengab, dazu ihr Kleider, Kleinod, Geschmuck gebend, (Bandwaaren) und ohngefehrlich was zu ihrem Leib gehört, und zu dem der halbe

Theil aller fahrenden Haab durchauß, sambt den 20 fl. für Holz und Behausung; außgenommen wo an Paarschaft mehr dann 200 fl. da were, ahn selbiger Uebertreffung (Ueberschuß) soll sie kein Theil haben, sondern allein an die 200 fl., und ob deß darunter were, den halben Theil empfahen, und sol sie auch nit keinerlei Schulden, die man ihme oder er zu thun were, nichts mit zu schaffen haben. So sich dann hernach fügte, daß gedachte Jungfrau Margarethe im Wittwenstand oder wiederum verheirath auch Todts verschiede, sollen die 1300 fl. Wiederlegung wiederumb hinter sich an Hannß Renhard von Neuhausen nächste Erben fallen; begebe sich aber, daß in Zeiten Hannßen Renhards von Neuhausen tödtlichen Abgang eheliche Kinder im Leben weren, dieweil (sofern) dann obgedachte Jungfrau von Werdnau ihren Wittwenstuhl nit verrucken (d. h. nicht wieder heirathen), soll sie in ihrer beeder aller Haab und Guth bleiben sitzen, daß alles nach ihr und der Kinder Ehren und Nutzen und guten Verwaltung, auch die Kinder davon ehrlich und mütterlich erziehen, mit dero beederseits Freundschaft Rath Wissen und Willen aussteuern und berathen, wie es ihrem Standt nach gebührt; doch alle Jahr von ihrer Verwaltung und Haushaltung der Kinder Freundschaften zu beiden Theilen, nemlich zween vom Vater und zween von Mutter, mag erbar Rechnung und Anzeig geben, zu beweisen, ob sich das Guth sich gemehrt, gemindert, oder wie es davon gestalt habe. Ob sich erfände, daß die Mutter in solcher Haushaltung den Kindern nit nützlich oder taglich, soll sie laut dieser Heyraths-Notel hindan gewiesen werden. Dergleichen ob die Mutter sich wiederumb verheirathen, oder selbs in solcher Verwaltung nit mehr sitzen bleiben wolle, alsdann soll ihr abermals verfolgen ihr zugebracht Heurathsguth, auch die Wiederlegung und Morgengab, und was ihr inzwischen angehalten, sambt ihren Kleinodern, Kleydern, Geschmuck und Gebändt, und was zu ihrem Leyb gehört, darzu der dritte Theil der fahrenden Haab und an den 200 fl. Paarschaft der halbe Theil sambt 20 fl. für Behausung und Beholzung, so die Veränderung in unverrücktem Wittweenstuhl geschehen ist. Auch sollen in allen Fällen solcher Theilung oder fahrenden Haab ausgeschlossen seyn, all reissige Pferdt (Reitpferde) Harnisch, auch was zu seinem Leib oder der Schloßwehre gehört.

Und ob nach des einen Ehegemahls Absterben folgendts im Ableben des andern Ehegemahls der Kinder eines oder mehrere abstürben, soll das bleibende Ehegemahl der Kinder keins zu erben haben, sondern soll nach dessen Absterben, es seyen Kinder dagewesen oder nit, jedes Guth, woher es kommen ist, wieder dahin fallen. Würde sich Jungfrau Margarethe nach Abgang Hansen Renhards wiederum verheirathen, soll ihr für Behausung und Beholzung nits mehr geraicht werden. Wann sie in nachgehendem einest oder mehrmalen bei ihm nachgehenden Ehewirthen auch eheliche Kinder gebohren, sollen alsdann nach ihrem tödtlichen Abgang die obbestimmten 1300 fl. Widerlegung von Hannßen Rennharden herrührend, den mit Hans Rennhard erbornen Kinder werden; aber die andere ihr 1300 fl. zugebracht Heyrathsguth, sambt was sie sonst verlassen wurd, soll auf die Kinder insgemein als recht natürlich Erbguth fallen, und einem deß so viel als dem andern werden. Und ist auch hierinn fürnehmblichen abgeredt, daß gedachte Jungfrau von Werdnau mit genugsamer Verwilligung ihres Gemahls Hannsen Rennhards von Neuhausen in Beywesenheit und sambt ihme vor dem Hofgericht zu Tüwingen oder andern Orten nach Gebrauch des Adels und Land Schwaben sich Vätter- Mütter- und Brüderlichs Erbs bis vff den letzt Bruder verziehen, (verzichten) dah vff den letzt Bruder soll ihr Erbgerechtigkeit vorbehalten seyn, Gefährd und Arglist hierin gäntzlich ausgeschlossen.

Dem allem zu wahrem Urkundt haben wir Rennhard von Neuhausen für uns selbs, und Ich Veit v. Werdnau für mich selbs und anstatt meiner Tochter, nachdem wir alle in dieß Heyrathsnotel gewilligt, dem allen getreulich nachzukommen versprochen, und derohalben unser angeboren aigen Innsiegel offentlich gehangt an diesen Brief (folgen die Zeugen) der geben ist Freytags nach Sanct Andreas des heyl. Zwölffboten Tags, nach Christi unsers lieben Herrn Geburth gezelt, fünfzehnhundert dreyssig und ein Jahr.

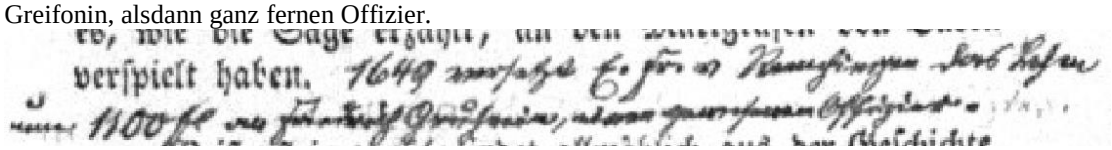
Die in der Urkunde erwähnte Verzichtleistung der Margarethe von Werdnau erfolgte aber erst im Jahr 1536.

Gegen ein halbes Jahrhundert saßen die Neuhausen auf Weißenstein; aber sie schienen bald von ihrem anfänglichen Wohlstande herabgekommen zu seyn; wenigstens läßt sich dies aus den vielfachen Veräußerungen schließen. Um nur einige der bedeutendsten zu erwähnen: Im Jahr 1552 verkaufte Rennhard von Neuhausen die Wassergerechtigkeit auf der Nagold an die Amtskellerei Pforzheim. Auch die durch die Familie Ehingen auf Weißenstein gebrachte peinliche Gerichtsbarkeit gieng durch Reinhard von Neuhausen verloren. Er verkaufte sie 1557 an Baden, und erhielt nur die niedere Gerichtsbarkeit (für kleinere Straffälle). Bald darauf starb er. Ludwig von Neuhausen besaß das Lehen, obgleich Erbe Reinhards nicht mehr, aber doch noch ansehnliche Einkünfte. Ums Jahr ~~1500~~[56] erhielt Martin v. Remchingen Schloß und Dorf Weißenstein; besaß es aber nicht lange; wenigstens nicht lange über das Jahr ~~1580~~. Er soll es, wie die Sage erzählt, an den Markgrafen von Baden verspielt haben. [57]

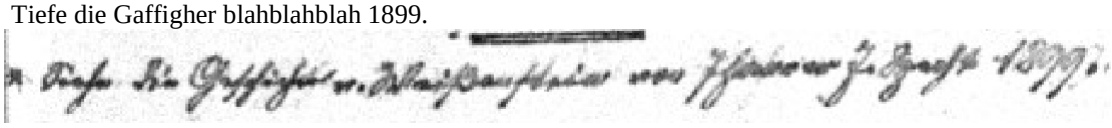
Weißenstein verschwindet allmählich aus der Geschichte. Ueber die Zerstörung ist nichts bekannt; darin stimmen jedoch alle Nachrichten überein, daß es nicht gewaltsam zerstört, sondern allmählig zerfallen sey. Dies mag ungefähr am Schlusse des 16ten oder Anfang des 17ten Jahrhunderts geschehen seyn.

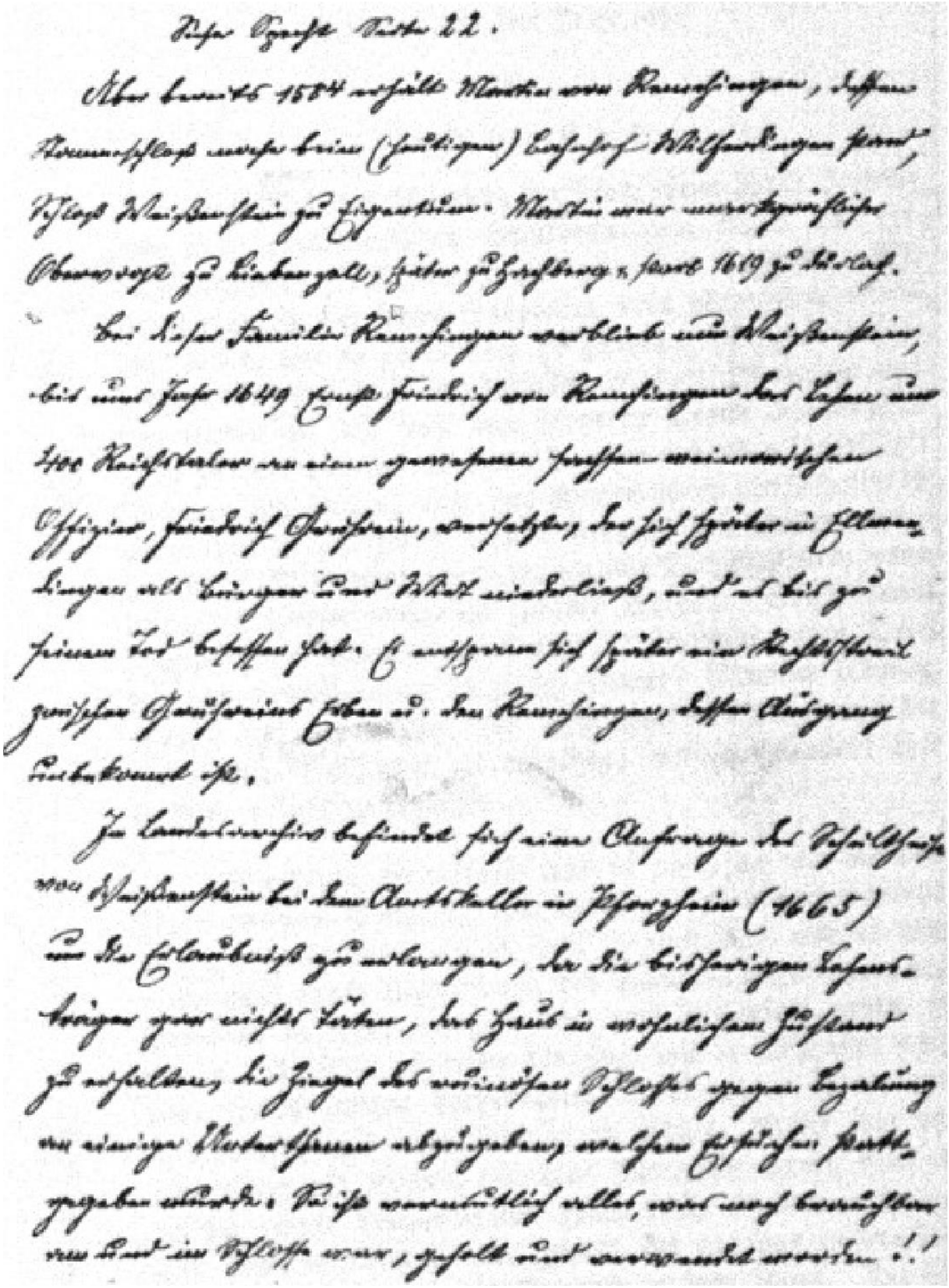
[56] handschriftliche Korrektur: 1584

[57] handschriftliche Ergänzung: 1649 zurfalgt es für er Remfingen Korb Lafau um 1100 fl von Firmatrof Greifonin, alsdann ganz fernen Offizier.



Tiefe die Gaffigher blahblahblah 1899.





Siehe Chronik Seite 22.

Aber bereits 1584 erhielt Martin von Rauschingen, dessen Stammschloß wohl beim (heutigen) Eichsfeld Wilferdingen stand, Schloß Weißenstein zu Eigentum. Martin war württembergischer Obervogt zu Liebenzell, später zu Herrenberg, starb 1619 zu Stuttgart.

Bei dieser Familie Rauschingen verblieb nun Weißenstein, bis um Jahr 1649 Ernst Friedrich von Rauschingen das Lehen um 400 Reichstaler an einen gewesenen preußisch-meinungischen Offizier, Friedrich Chorschein, verkaufte, der sich später in Ellmendingen als Bürger und Wirt niederließ, und es bis zu seinem Tod besessen hat. Es entspann sich später ein Rechtsstreit zwischen Chorscheins Erben u. den Rauschingen, dessen Ausgang unbekannt ist.

In Landesarchiv befindet sich eine Eingabe des Schultheißen von Weißenstein bei dem Amtskeller in Pforzheim (1665) um die Erlaubnis zu erlangen, der die bisherigen Lehensträger gar nicht kennen, das Haus in wohnlichem Zustand zu erhalten, die Zinsen des würtemb. Schlosses gegen Bezahlung an einige Wiedertäufer abzugeben, welchen Fürsten statt gegeben würde. Es ist unerhörlich allen, wer auf Bewegung und im Schloß war, gehalt und verwandt worden !!

Die Kaiserlichen in Pforzheim.

Erzählung aus dem Jahre 1643.

10.
(SCHLUß.)

Der Plan des Mönchs, die Pforzheimer durch Vertreibung ihrer protestantischen Geistlichen zum Abfall von der Augsburgischen Confession zu zwingen, war mißglückt. Die Bedrängniß in der freien Ausübung ihres väterlichen Glaubens hatte, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, nur desto größere Anhänglichkeit an denselben erzeugt. Nur sehr wenige waren es, die von dem schweren Drucke der katholischen Priester und der in ihren Diensten stehenden kaiserlichen Truppen sich beugen, und ihre Kinder durch die katholischen Geistlichen in Pforzheim taufen ließen. Die meisten duldeten lieber alle Bedrückungen, trugen alle Mühseligkeiten, wenn nur ihre Kinder lutherisch getauft wurden. Stundenweit trugen sie die neugebornen Kinder in die umliegenden Orte, wo noch protestantische Geistliche waren. Mancher Umweg, manche List war nöthig, um dem scharfen Späherauge der katholischen Geistlichen zu entgehen, und ungehindert ihre fromme Pflicht zu erfüllen.

Eine solche Gesellschaft war es auch, die wir auf dem Wege zwischen Pforzheim und Birkenfeld zu begleiten haben. Sie war zahlreicher, als es sonst möglich war, und es war ihnen auch durch Verwendung des wahrhaft edlen Georg von Steinfels gelungen, ungehindert nach Birkenfeld gehen zu dürfen. Er selbst begleitete den Zug, wie er überhaupt während seines langen Aufenthaltes in Pforzheim Freud und Leid treulich mit seine Mitbürgern theilte. Außer ihm und dem Vater des Kindes, Mathias Meerwein waren noch dabei der zweite Bürgermeister Hans Beck, Katharine Erbach und Anna in tiefer Trauer gehüllt, die nur das äußere Bild ihrer Seelenschmerzes und Grames zu seyn schien. Die Gesellschaft zog schweigend vorwärts; eine Kindtaufe pflegt sonst eine erfreuliche und frohgefeierte Begebenheit zu seyn, aber dießmal gab sie nur Anlaß zu trüben Erinnerungen und Betrachtungen über eigenes und allgemeines Unglück.

Sie hatten eben die Höhe zwischen Brötzingen und Birkenfeld erreicht, als sie am nahegelegenen Wald einige Hellebarden im Glanze der Nachmittagssonne schimmern sahen. Gleich darauf erschallte vn dort her ein lautes „Halt.“ Es war eine Abtheilung der Garnison in Pforzheim, die eben von einem Steifzuge zurückkehrte. An Widerstand oder Flucht war nicht zu denken; es blieb ihnen nichts übrig, als geduldig ihr Schicksal zu erwarten. Sie standen stille.

Die Soldaten kamen heran. „Nieder mit den Ketzern!“ rief mehrmals eine Stimme, und ohne mit ihren Bitten um Schonung gehört zu werden, wurden alle niedergeworfen, geplündert und fast aller Kleider beraubt. Das Kind wurde in den Graben geworfen.

Da nahte unerwartete Hülfe. Noch waren die meisten der Soldaten mit Vertheilung der Beute beschäftigt, als in geringer Entfernung auf der Straße eine Staubwolke sichtbar ward. Der Bedrängten angestrengter Hülferuf spornte die Reiter, es waren ihrer drei, zu größerer Eile an, sie vermutheten, was geschah. Als eine Aufforderung an die Soldaten, die Gefangenen frei zu lassen, mit Schmäh- und Drohworten zurückgewiesen ward, griffen die Reiter an. Obwohl ungleich geringer an Zahl, waren sie doch bald Sieger. Sie näherten sich, nachdem die Kaiserlichen ganz verjagt waren, den Gefangenen, um sie loszubinden. Die Gefangenen wollten ihren Rettern danken, aber die Worte des Dankes verhallten in dem Freuderuf der sich gegenseitig Erkennenden. Die drei Reiter waren Tischinger, Erbach und Asmund. Wir wagen es nicht, das Wiedersehen zu schildern. Katharine vergaß beim Anblick des geliebten Erbach alle Zweifel über seine Rechtgläubigkeit; Tischingers und Anna’s Wiedersehen trübte der Bericht über das traurige Ende ihres Vaters. Asmund schaute mit innigem Vergnügen auf sie, denn auch er hatte für sie das Seinige gethan.

11.

Eine ganz andere Stimmung herrschte im Schlosse zu Pforzheim. Dort saßen, finster, wie das Gemach, in dem sie sich befanden, Erlisheim und Ignazius. Letzterer war ganz verändert. Nicht mehr, wie sonst, kluge Vorsicht und Sorgfalt, seine schwarzen Plane zu verbergen, lag auf seinem Gesichte; das Mißlingen seiner Plane hatte seine Verstellungskunst geschwächt, und nur noch grimmige Rachsucht sprach aus seinen Zügen.

Beide waren in gleichem Grade ergrimmt über Tischingers Flucht, denn das blutige Opfer, das beide ihrer eigenen Rache bingen wollten, war ihnen entrissen, und der Tod Missels war ihnen kein Ersatz dafür.

Da meldete die Ordonnanz einen schwedischen Abgesanden. Er trat schweigend ein — es war Asmund — und überreichte dem Oberst einen gesiegelten Brief. Erlisheim erbrach ihn und las. Immer finsterer ward während des Lesens des etwas undeutlich geschriebenen Briefes. Seine Lippen zogen sich krampfhaft zusammen, seine Augen schienen Feuer zu sprühen.

„Tod und Hölle," schrie er, indem er wie rasend aufsprang und den Brief zu Boden warf, „das fehlte noch!" Und du unterstandest dich, mir damit unter die Augen zu treten? rief er mit einer aus Wuth zitternden Stimme Asmunden zu.

Das ist Eure Sache, erwiederte dieser ruhig. Ich bin nur für sichere Ueberlieferung des Schreibens, aber nicht für dessen Inhalt verantwortlich."

Der Mönch begriff die Scene nicht. Er sah, ohne ein Wort zu sprechen, bald den Oberst, bald mit sichtlicher Neugierde, den auf dem Boden liegenden Brief an.

„Ja, lies ihn und ergrimme!" schrie Erlisheim, der es bemerkte. „Er ist für dich!"

Der Mönch hob ihn auf und fieng an ihn zu lesen. „Laut! laut! ich muß ihn noch einmal hören!" rief Erlisheim, der Mönch las:

An den Oberst der kaiserlichen Besatzung in Pforzheim.

Er. Edeln haben sich angemaßt, ganz den bestehenden Verträgen zuwider, die evangelischen Seelsorger aus Pforzheim zu verjagen und die armen Einwohner mit Gewalt zu den Irrthümern der römischen Kirche zu zwingen. Ich ersuche Er. Edlen, dieselben ohne Verzug wieder zurückkehren zu lassen und ihnen die ungestörte Uebung ihres Glaubens zu gestatten; wo nicht, so sind Galgen und Stricke bereit, die hier und in der Umgegend befindlichen römisch-katholischen Geistlichen daran zu hängen. Darauf gebe ich Euch mein Wort.

Friedrich Moser,
Oberst bei den königlich schwedischen Truppen in Benfelden.

Den Eindruck, den dies Schreiben auf den Mönch machte, läßt sich nicht schildern. Das Blatt sank ihm aus der Hand, seine Hände ballten sich, die Lippen zitterten, die Augen wurden starr und traten weit aus ihren Höhlen heraus. Endlich fuhr er auf, hüllte sich in seine Kaputze, und mit einer schrecklichen Verwünschung eilte er hinaus aus dem Zimmer, fort aus Pforzheim. Man hat ihn nicht wieder gesehen.

12.

Für Pforzheim begann jetzt die Morgenröthe besserer Tage zu dämmern. Zwar blieb Erlisheim noch bis ins folgende Jahr in Pforzheim; zwar folgte noch manches harte Jahr bis zum endlichen Friedensschlusse; aber alles, was noch über sie kam, war unbedeutend im Vergleich mit dem, was sie bisher erduldete. Die evangelischen Geistlichen kehrten im

August wirklich wieder nach Pforzheim zurück, und wenn auch die katholischen noch bis zum Jahre 1648 in Pforzheim blieben, so wagten sie es doch nicht, die evangelischen zu drücken.

Erbach versöhnte sich leicht völlig mit Katharina, und selbst der geringste Zweifel wurde aus ihrem Herzen verbannt, als er ihr erzählte, daß er, eines Zweikampfes wegen genöthigt, aus den schwedischen Truppen zu fliehen, unter die Kaiserlichen getreten; aber, nachdem er nun durch Verwendung Asmunds Verzeihung erlangt habe, wieder zu seinem ehemaligen Regimente zurückgekehrt sey. Er zog sich bald darauf vom Kriegsdienste zurück und erreichte ein hohes Alter.

Tischinger, den nur die Sehnsucht nach seinem Vater und Anna angetrieben hatte, sich verkleidet nach Pforzheim zu wagen, konnte erst nach Erlisheims Abzuge sicher dahin zurückkehren. Am Todestage Missels verband er sich mit Anna. Abergläubische Leute wollten hierin eine schlimme Vorbedeutung finden, aber das häusliche Glück, dessen beide so würdig waren, und das kleinere Unglücksfälle ausgenommen, wie sie im Leben nie fehlen, nie von ihnen wich, strafte diese Prophezeihung Lügen.

Die Namen Tischinger, Erbach und Missel sind längst vergessen, aber aus der verhängnißvollen Zeit, in der sie lebten, hat sich noch manche Sage erhalten, und wenn der Leser an dem kleinen Bilde, was wir aus jener Zeit ihm vorführten, einigermaßen sich vergnügt hat, so ist unser Zweck erreicht.

Unter Verantwortlichkeit von G. Lotthammer.
Drucker: K. F. Katz.